Carsten Frerk

Erzählungen
von, über, mit, unter
Männer^{n}

Für Lin:
all die Tage,
all die Jahre.

Korrektur - Exemplar

789.000 Zeichen

Copyright © bei Carsten Frerk
Leipziger Straße 60 – 10117 Berlin
Mobil: 0179 - 3 999 555
E - Mail: carsten.frerk@t-online.de
http://www.carstenfrerk.de

Inhalt

Der alltägliche Mann:
Das abgepuhlte Weiße ist eigentlich das Gesündeste 6
Samstagseinkauf 17
Wer anderen eine Grube gräbt 22
Maccina 36

Der korrekte Mann:
Rechtsstaat 52
Und ewig kreißt die Geier-Wally 60
Zeit 64
Zeit zu leben 70
Vorrat für Notfälle 73
Wer anderen eine Zelle sperrt 83

Der libidinöse Mann:
Auf hoher See 88
Traum - Mann 98
Bergdorf 103
Singelitis 113
Karinka 119

Der verträumte Mann
Multadeus 124
Der Ring 160
Cindy, oh Cindy 189

Der kriminelle Mann
Silvester 214
Erstes kommt es anders 249

Der kriegerische Mann:
Mayer's Ltd. 286
Phoenix 291
Kamikaze 295
Wohnen im Grünen 305
Der Lange Marsch 321

Der sportliche Mann
Liebesspiele 328
Der deutsche Heimwerker 333
Der deutsche Drucker 338

Der historische Mann:
Im ewigen Eis 350
Veni, vidi, audi 354
Eddy 359

Der gut organisierte Mann:
Michel e.V. 366
Als Gast unter Frauen 380
Winslow 389
Esoterra 414

Der christliche Mann:
Fundus 422
Romanus 434
Die Zehn Gebote 443

Auf Arbeit im Urlaub
Joseph 448
A. S. S. 453
Urlaubszeit 457

Der kurz gefasste Mann:
1793 460
1890 461
1944 462
Auf der Autobahn 463

Der alltägliche Mann

Das abgepuhlte Weiße an der Orange ist eigentlich das Gesündeste

Falls Sie sich freuen, dass Sie endlich allein und in der Geborgenheit Ihres Zuhauses sind, dann haben Sie sich vielleicht zu früh gefreut. Die Gefahren des morgendlichen Alltags lauern bereits in Ihrer Küche.
Und vergessen Sie bitte nicht, immer Briefpapier und einen frankierten Umschlag bei sich zu tragen.
Warum? Lassen Sie es sich erzählen.

Im Halbschlaf des Aufwachens blickte Tobias im Übergang von der Nacht zum Tag sinnierend aus dem Küchenfenster über die Dächer und griff nach der Kaffeekanne.

Ein intuitiv begleitender Blick auf die linke Hand brachte die Muskeln der rechten Hand mit sofortiger Wirkung zum Stillstand. Bevor sich der erste Kaffee aus der Tülle der Kanne in die Tasse ergießen konnte, blickte er verständnislos auf den Aschenbecher in seiner linken Hand.

Er nahm sich vor, die Beschäftigung des Wegräumens der Hinterlassenschaften des Vorigen nicht mit den Vorbereitungen auf das Jetzige zu vermischen. Also, ermahnte er sich innerlich, erst den Aschenbecher, den er zwar entleert, aber in der Hand behalten hatte, weil er ihn im Unterbewusstsein wohl an seine runde Kaffeetasse erinnerte, auf den Tisch zurückstellen und die Tasse aus dem Regal herausnehmen - Tasse tatsächlich herausnehmen und überprüfen! -, bevor er der Meinung war, dass ein Tongefäß ein Trinkgefäß sei. Das war zwar von der Sache her richtig, aber dann hätte er den Aschenbecher zumindest sauber auswaschen sollen.

Während er den Kaffee in die Tasse goss und die ersten Schlucke trank, schreckte er aus den Kurven der Abfahrt des Nachsinnierens über den Zusammenhang und den Widerspruch zwischen Ästhetik und Funktionalität im Alltag auf. Das Brot, von dem er angenommen hatte, dass es für das Frühstück reichen würde, verweigerte beim vorgeschmacklichem Eindrücken der Kruste jegliche Nachgiebigkeit, um den Speicheldrüsen ein Startsignal zu übermitteln. Es war steinhart.

Seine Magensäfte, die der Kaffee mittlerweile auf Touren gebracht hatte, warteten ungeduldig auf die sofortige Zufuhr festerer Nahrungsbestandtei-

le und verhinderten kategorisch den Beginn des morgendlichen Philosophieseminars: Über die Härte des Lebens an sich und für sich, dargestellt am Beispiel des steinharten Brotes. Der Weg zum Bäcker wurde unumgänglich.

Mit frischen, duftenden, weichen, krossen Brötchen im Magen würde der Morgen gleich ganz anders aussehen und es wären auch keine philosophischen Sturzfahrten durch den morgendlichen Nebel der aufwachenden Gehirnsynapsen notwendig.

Der Morgenspaziergang verzögerte sich, da das Schlüsselbund offensichtlich nicht der gleichen Meinung war wie sein Erinnerungsvermögen, wo es sich befinden sollte.

Die rechte Manteltasche erwies sich nur als wärmende Höhle für die Millionen Bakterien eines vollgeschneutzten Papiertaschentuchs. Die Wohnungsschlüssel, die eigentlich auch dort hätten sein sollen, waren vermutlich, nein, in der Jackentasche fand er sie auch nicht. Dann konnten sie eigentlich nur noch in der.... Damit hatte er nicht gerechnet, dass sie still, als würden sie dort immer ihren Platz haben, am neuen Schlüsselbrett neben der Wohnungstür auf einem Haken hingen.

Verwundert betrachtete er die Schlüssel auf dem Haken.

Er erinnerte sich nicht, sie dort hingehängt zu haben.

Hatte er gestern Abend noch Besuch mitgebracht und sie hatte gleich damit begonnen, Ordnung in sein Leben bringen zu wollen?

Sicherheitshalber kontrollierte er sein Schlafzimmer und das Wohnzimmer, ob da eine Frau anwesend war, die Ordnung in sein Leben bringen wollte. Die erste oberflächliche Sichtkontrolle ergab, dass er, wie er es eigentlich auch erinnerte, allein nach Hause gekommen war.

Oder ob sie, falls es stattgefunden haben sollte, bereits gegangen war?

Er würde sich später auf Spurensuche begeben.

‚Wehret den Anfängen' nahm er sich vor, das neue Schlüsselbrett nach dem Frühstück sofort wieder abzuschrauben und dem Menschen, der es ihm geschenkt hatte - wenn er aber nur wüsste, wer es gewesen war, es

musste schon eine ganze Zeit her sein, er selber, meinte er, hätte es sich nicht gekauft haben können -, umgehend die Freundschaft aufzukündigen, da er von Freunden erwarten durfte, ihn nicht in die Fallen einer spießigen Ordnung zu verführen, in der alles seinen Platz hatte und er schließlich nur noch damit beschäftigt war, diese aufgezwungene Ordnung immer wieder korrekt herzustellen.

Bevor er sich jedoch in den Katakomben der Überlegungen des Übergangs der Unordnung in der französischen Revolution zur alles ordnenden Guillotine verlor, ergriff er entschlossen das Schlüsselbund.

Ungefragt hatte sich wieder sein Magen gemeldet und verlangte stur knurrend die beabsichtigten Brötchen.

Vielleicht hätte ihn ein klarerer Kopf zu diesem Zeitpunkt verleitet, noch festzustellen, ob er überhaupt Geld eingesteckt hatte, doch dazu kam es nicht, da er bereits die Wohnungstür öffnete.

Doch, wie kann sich eine Tür öffnen, die trotz des Hinunterdrückens der Türklinke und des Zu-sich-Heranziehens eben dieses Griffs, unbewegt im Türrahmen verharrt.

Die Erwartung, das Treppenhaus zu erblicken, veränderte sich abrupt zu dem seltsamen Gefühl, eine Rolltreppe hinaufzugehen zu wollen, die stehen bleibt und nicht beim Durchschreiten des Startkontaktes anläuft.

Entschlossen, eher empört, mit dem unguten Gefühl, blöd dazustehen – obwohl keiner zuschauen konnte der darüber hätte grinsen können –, rüttelte er am Türgriff. Das hatte Erfolg.

Nicht den gewünschten, aber immerhin einen Erfolg, im weiteren Sinne von Wirkung. Es hatte sich tatsächlich etwas bewegt: er hielt den abgebrochenen Griff der Türklinke verwundert in der Hand.

Wie konnte...?

Aber das war jetzt eigentlich egal, an die Möglichkeiten der Vergangenheit zu denken. Die Gegenwart und die zu besorgenden, frischen Brötchen waren dringender, als die später zu klärende Frage, warum gerade jetzt, da er weder Zeit noch Lust hatte, sich mit abgebrochenen Türgriffen zu beschäftigen, eben dieser in seiner Hand lag.

Grimmig, hilfesuchend, blickte er auf den herausstehenden Vierkant des Türgriffgegenstücks, von dem nur noch ein lächerlicher Rest zu sehen war.

Schon der erste Versuch bestätigte die Ahnung, dass auch die geballte Kraft seines Daumens und Zeigefingers nicht ausreichen würde, diesen kärglichen Restvierkant allein mit der Muskelkraft der Finger zu irgendetwas zu bewegen.

Eine Zange!

In der Werkzeugkiste musste es eine Zange geben!

Sofort verringerte er diese Bestimmtheit zu einer durchaus realistischen Erwartung dessen, es müsse eigentlich irgendwo in seiner Wohnung eine Zange geben; ein Erwartungsniveau, das ihn zumindest teilweise darauf vorbereitete, es könnte, aber es brauchte nicht so zu sein.

Ein vorsichtiger Blick in die Ecke des Krempelzimmers brachte sein Erwartungsniveau zum Steigen. Die Werkzeugkiste stand tatsächlich auf dem Regal: exakt an dem Platz, an dem er sie vermutet hatte.

Ohne einen weiteren Gedanken darauf zu verwenden, warum sie dort und nicht woanders stand, zog er die Kiste herunter, die Zange lag friedlich zwischen Hammer und Schraubendreher, das Maul geschlossen.

Hastig drehte er das Abstandsgewinde des Zangenmauls auf das Maß das herausstehenden Vierkants, sein Magen brummte „Brötchen!“ und er setzte die Zange an.

Pfft! und Klack! klang es im Treppenhaus, und wieder Pfft! und Klack!

Ein schneller Blick durch das Türspionguckloch, die Nachbarin Elvira wischte das Treppenhaus.

Sie trug eine kurze Schürze und jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, um mit neuem Pfft! den Wischlappen über den Boden zu schwingen, was dann stets mit dem Klack! des Holzschrubbers an der Fußbodenleiste endete, fixierte das Auge von Tobias ihren nackten Hintern.

Warum sollte sie sich auch im obersten Stockwerk des Hauses zum Wischen rundherum anziehen, wenn sowieso niemand überraschend von unten kommen konnte?

Das Grummeln des Magens brachte ihn vom Gucken zum Klopfen und: „Elvira!“ rufen. Sofort wurde das Pfft! und Klack! beendet.

„Ja?“, hörte er ihre fragende Stimme vor der Wohnungstür. „Ist da jemand?“

„Elvira, ich bin es, Tobias! Mir ist der Türgriff abgebrochen! Könntest du bitte von außen gegen die Tür drücken, damit ich sie leichter öffnen kann?“

Ein leises Glucksen und ein belustigtes „Natürlich, wenn dir sonst nichts abgebrochen ist“, waren die prompte Antwort.

Selbst durch das Holz der Tür hindurch spürte er den Druck des Körpers der Nachbarin und während er sich beeilte, das Maul der Zange um den Vierkant zu schließen, klickerten seine Gehirnsynapsen mit der Frage dazwischen, warum er eigentlich nicht die Tür mit seinem Schlüssel öffnete?

Den Schlüssel in das Schloss war eins, das Drehen des Schlüssels zwei und der Schwung des Türblatts – mit der drückenden Elvira als Zusatzgewicht –, warf ihn in den Flur seiner Wohnung zurück.

Elvira, an der Tür vorbei, stürzend, auf ihm.

War es der Reflex, seinen Sturz zu lindern, nein, es war wohl eher der spontane Versuch, den Sturz von Elvira abzufangen, indem er seine Arme ausbreitete, wieder schloss, ebenso wie seine Augen, denn seine Handflächen spürten entzückt zwei Rundungen, die sie kraftvoll erfüllten.

War es nun der Schlag des Kopfes gegen die Wand oder die unerwartete Hautfühlung des Körpers von Elvira, die überraschend keuchend auf ihm lag und ihn dadurch benommen machte?

Elvira hatte lustlos gewischt und fragte sich, nun plötzlich in der Horizontalen, ob sie ihn, unter sich, auf sich einlassen sollte.

Tobias hatte sich gerade gedacht, Gelegenheit macht Liebe oder sollte er sich als höflicher Nachbar entschuldigen? Nur wenn, wofür denn? Sie schien sich doch auch an den richtigen Stellen anzuschmiegen oder woher kam der Druck, der nicht nur durch ihr Körpergewicht zu erklären war?

Elviras Mann, durch den Lärm neugierig geworden, sah es jedenfalls so, dass seine halbnackte Frau kopulationsbereit auf dem jungen Nachbarn lag und keine Anstalten erkennen ließ, zügig aufzustehen.

Der harte Schlag des nassen Wischlappens traf so nicht nur Elviras entzückenden Hintern, sondern ließen auch die erfüllten Hände von Tobias schmerzhaft zusammenzucken.

Die Schrecksekunde war noch nicht vergangen, der Blick von Tobias hatte sich gerade von der Decke gelöst, Elvira war blitzschnell von ihm herunter auf die Seite gerollt, als ihn der zweite Schlag des Lappens mitten in seine empfindlichsten hart gewordenen Weichteile traf.

Schmerzverzerrt krümmte er sich zusammen.

Elvira war schon an ihrem Mann vorbei in der gegenüberliegenden Wohnung verschwunden, ihr Mann hinterher, und Tobias fragte sich in der Stille des Treppenhauses, warum er eigentlich, bei geöffneter Wohnungstür, zusammengekrümmt in seiner Diele lag, als das Geschrei aus der Nachbarwohnung ihm die Gegenwärtigkeit des gerade Vergangenen als Realität bestätigte.

„Geile Schlampe! Und dann auch noch mit diesem Weichgesicht von Nachbarn!“, waren erst der Anfang.

Missbilligend schloss Tobias die Augen. Erstens war gar nichts passiert, zweitens konnte man das höflicher ausdrücken oder sollte er sich bei dem Proleten bedanken, dass der ihn nicht auch noch ‚Weichei’ tituliert hatte?, und drittens, wurde ihm jetzt allmählich bewusst, Gelegenheit macht Hiebe.

Mühsam richtete er sich langsam auf, zog den Schlüssel von der Tür, stellte sich auf die Füße, zog die Tür leise ins Schloss, um nicht weitere Aufmerksamkeit zu erregen, und tastete sich die Treppenstufen hinunter, Schmerz lass nach!

Erst das laute Flüstern eines Kindes zu seiner Mutter „Guck mal, Mama, der Mann hat PiPi gemacht und die Hose angehabt“, und das „Psscht!“ der Mutter, ließen neben dem nachlassenden Schmerz die Erkenntnis zu, dass der Wischlappen nicht nur hart, sondern auch nass gewesen war.

Vom Schritt bis beinahe zu den Knien waren seine Hosenbeine nass. „Brötchen!“ knurrte der Magen ungerührt. Schließlich hatte er weder den Schlag noch die Nässe abbekommen. Er hatte noch gar nichts bekommen, außer dem antreibenden Kaffee und Antrieb wozu?

Egal auf die Hose - peinlicher konnte es auch nicht werden - doch warum stellte er sich im Bäckerladen dann so dicht auf, dass niemand die nasse Hose sehen konnte?

Die Blondgelockte vor ihm in der Reihe drehte den Kopf fragend zu ihm herum, er spürte eine fühlende Hand, die genauer fühlte, ihr Blick wurde interessierter, freundlicher, und ihr fröhliches, leises „Na, so früh am Morgen schon so nass?“, beruhte zwar auf einem Missverständnis, wie seine Erektionen zustande gekommen war, ließ sie dann jedoch ihre Brötchenbestellung von zwei auf vier korrigieren, bezahlen und Tobias trabte ungefragt, wie ein Hündchen mit eingeklemmten Schwanz, dicht hinter ihr her.

Ihr „Ich wohne gleich da drüben“, ließ zwar seinen Magen in Ruhe, der zutreffend davon ausging, dass die beiden zusätzlich bestellten Brötchen für ihn bestimmt waren, doch die Frage, was sie wollte, fiel Tobias noch nicht ein.

In der Wohnung legte sie die Einkaufstasche auf den Sessel und auf das endliche: „Warum?“ von Tobias antwortete sie leichthin, freundlich: „Nach dem Stand der Dinge, kann dir wohl am besten eine Frau helfen“, und war mit einem „Zieh schon mal die Hose aus!“, in einem Nebenraum verschwunden.

Der Teppichboden verschluckte seine Schritte und ihr „Sag mal, wie heißt du eigentlich?“, ließ ihn bereits die Tür leise schließen, sonst hätte er ihren erstaunten Blick gesehen, als sie mit dem Bügeleisen aus dem Nebenzimmer kam und er sich anscheinend in Luft aufgelöst hatte.

Hastig, ohne ein Geräusch zu verursachen, eilte Tobias die Treppenstufen mit dem unguten Gefühl herunter, er hätte das heute schon einmal erlebt, als die Hausmeisterin ihn im Erdgeschoss kritisch musterte und mit einem „Verdammte Penner-Sau, immer vor die Dachbodentür pissen!“ am Ärmel packte.

Wie hätte er diesem Hausdrachen seine Unschuld erklären können, ohne wieder die Treppe hinauf zu müssen, als Beweis zum trockenen Dachbo-

denvorraum, ohne an eben der Tür, aus der er gerade herausgeschlichen war, wieder vorbeizukommen?

Ein heftiger Befreiungsruck, drei Schritte bis zur Haustür und die Hausmeisterin, die ihn am Arm festgehalten hatte, hielt den abgerissenen linken Hemdsärmel in der Hand, ohne den sich Tobias zwei Häuser weiter in die Einfahrt drückte, um nicht gesehen zu werden.

Langsam kam er wieder zur Ruhe, strich sich über den nackten Arm, betastete vorsichtig seinen nassen Schritt.

Stirnrunzelnd betrachtete er seine ausgestreckte nasse Handfläche, das Ausmaß des Wasserschadens zu prüfen, als eine silber-goldene Euromünze darauf glänzte.

Aus den Augenwinkeln sah er noch eine Hand aus seinem Gesichtsfeld verschwinden, dann aufblickend, eine alte Frau, ein paar Schritte entfernt, weitergehend.

„Der Krieg“, hörte er sie murmeln, „der Krieg hat so viele Menschen heimatlos gemacht“, und ihre Stimme verklang in der Entfernung ihres langsamen Weges.

Sollte er der guten Frau das Eurostück wieder geben, mit Dank für ihre Freundlichkeit, doch er hätte es nicht nötig, denn seine Geldbörse sei gefüllt?

Als wolle er beweisen, dass er Recht hatte, griff er in die Leere seiner Hosentasche. Er hatte sein Portemonnaie in der Wohnung vergessen. „Brötchen!“, grummelte sein Magen wieder unverhohlen, der Euro sollte reichen!

Unschlüssig, ob er noch warten sollte, wegen der Hose, wegen des abgerissenen Ärmels, er hätte es auch nicht sagen können, machte die Detonation ihm Beine.

Die zwei Sekunden Abstand zwischen der ohrenbetäubenden Explosion im Haus und den herausfliegenden Kellerfenstern, vor denen er gestanden hatte, brachten ihn auf die andere Straßenseite.

Eine Rußwolke begleitete die heranfliegenden Trümmer, hüllte Tobias in ihren Schmutz ein, ließen ihn nur das Prasseln der Steine auf seine Schuhe wahrnehmen, schützte ihn zu sehen, dass ein komplettes Kellerfenster dicht an seiner Schulter vorbeiflog.

Der krachende Aufprall des Kellerfensters, ein Eisenrahmen mit zwölf Glasbausteinen, ließ ihn seitlich ausweichen, bis zur Straßenecke rennen, in sichere Entfernung.

Erschöpft lehnte er sich an einen Baum, versuchte zu verstehen: die laut schreiend umherlaufenden Menschen, das Näherkommen der Feuerwehrsirenen, die Qualmwolken aus dem Haus, vor dem er eben noch gestanden hatte, das laute Zetergeschrei: „Der da ist es gewesen, ich hab es genau gesehen!“, bis die beiden Polizisten ihn rechts und links an den Armen packten und zu einem Streifenwagen führten.

„Na klar! Sie wollten nur Brötchen holen!“ Der Polizist versuchte gar nicht erst, den Sarkasmus in seiner Stimme zu unterdrücken.

Ein Kollege klopfte gegen die Schreibe des Streifenwagens: „Es sind zwei Brandbeschleuniger verwendet worden!“

Also nicht nur die Fingerabdrücke, sondern auch Untersuchung der Kleidung.

Das antwortende: „In Ordnung!“, erklang gleichzeitig mit dem Starten des Motors und Tobias fühlte sich in das Polster des Streifenwagens zurückgedrückt.

„Brötchen!“, krampfte sich sein Magen zusammen.

Konnte er die beiden Beamten bitten, an der nächsten Bäckerei zu halten?

Die Stimmung war nicht positiv für ihn. Keine Ausweispapiere, die nasse Hose – unverhohlen war vermutet worden, er hätte sich vor Angst in die Hose gepisst, bevor er die beiden Brandbeschleuniger zündete – das zerrissene Hemd, sein verrußtes Gesicht. Warum er fortgelaufen und dann stehen geblieben sei? Vermutlich, um den Erfolg der Brandstiftung zu beobachten?

Ungefragt knurrte sein Magen vernehmlich laut, als sich die Tür der Polizeizelle hinter ihm schloss.

„Hunger?“, fragte ihn mitfühlend der wachhabende Beamte und kam nach dem stillen Nicken von Tobias mit einem seiner belegten Brote zurück, das er durch die Stäbe der Zelle hineinreichte.

„Essen gibt’s um zwölf, is’ ja bald“, sollte dann ein Trost sein, brachte aber Tobias ans Gitter.

„Werde ich so lange bleiben müssen?“

Ein Schulterzucken und „Wenn das man reicht“, waren die einzige Reaktion.

Sein „Ich möchte telefonieren!“, ließ den Polizeibeamten umkehren.

Das „Wollen Sie Ihren Anwalt anrufen?“, brachte Tobias allerdings in Verlegenheit.

Woher sollte er einen Anwalt kennen, den er jetzt anrufen konnte? Kriminelle haben bei der Polizei offensichtlich einen Vorteil gegenüber unauffälligen Brötchenkäufern, ging ihm durch den Sinn. „Nein, Anwalt kenn‘ ich keinen, ich möchte einen Freund anrufen.“

„So einfach geht das nicht“, murmelte der Polizist. „Anwalt wäre kein Problem, aber ‘nen Freund...“ Er sagte es in einem Tonfall, der in dem Freund einen möglichen Komplizen vermuten ließ. „Aber,... wenn Sie mir die Telefonnummer sagen, kann ich da vielleicht für Sie anrufen und eine Nachricht übermitteln.“

„Telefonnummer?“ Warum sollte er sein Telefonverzeichnis in der Tasche haben, wenn er nur Brötchen kaufen wollte? „Kann ich nicht.“

„Wieso, wenn Sie den Freund anrufen wollen, dann muss der doch ein Telefon haben!“

„Hat er ja auch.“

„Und, wo liegt das Problem?“

„Er wohnt in einer Wohngemeinschaft und ich weiß nicht, unter welchem Namen die im Telefonbuch eingetragen ist.“

„Wohngemeinschaft...?“ Das Murmeln des Polizisten verklang in Sphären, als wäre der Tatverdacht der Brandstiftung augenblicklich um eine politische Dimension erweitert worden.

„Aber die Adresse habe ich im Kopf! Wenn Sie mir ein Papier geben, dann könnte ich vielleicht...“, wurde sofort abgeschnitten.

„Sie wollen einen Brief schreiben? Was soll denn da drin stehen?“

„Ja, dass ich hier bin und er mir helfen soll.“

„Er soll Ihnen helfen?“

Die nachdenklich vorgeschobene Unterlippe des Polizisten ließen Überlegungen hinsichtlich voraussichtlicher Gefangenenbefreiung vermuten.

„Nein, so geht das nicht. Und im Übrigen, wie wollen Sie den Brief denn abschicken?“

Siegessicher fasste Tobias in die Hosentasche und fühlte den harten einen Euro, den die alte Frau ihm in die Hand gelegt hatte: „Bitte!“

„Wir haben hier keine Briefmarken.“

„Könnten Sie dann nicht vielleicht oder einer Ihrer Kollegen, wenn der sowieso Streife fährt, da eben mal vorbei...“, hätte ich lieber nicht sagen sollen.

„Sie scheinen uns anscheinend für Postboten zu halten?“

„Nein, bitte, wahrlich nicht! Postboten tragen schließlich keine Pistolen.“

„Noch nicht!“, knurrte die empfindliche Amtseele, hatte auf der Hacke kehrt gemacht und war schon außer Sichtweite.

Verzweifelt rüttelte Tobias am Gitter seiner Zelle. Kein Telefon, kein Brief, was sollte er tun?

„Hilfe! Können Sie mir vielleicht helfen?“ □

Samstagseinkauf

Männer haben aktiv zu sein, Frauen passiv. So lautet die tradierte Moral, insbesondere im Liebeswerben.
Nun sind die Zeiten, als die Damen des Barock und Rokoko unauffällig ihr Spitzentaschentuch fallen lassen konnten, damit der Kavalier Gelegenheit bekam, es aufzuheben, der Dame zu überreichen... im Zeitalter der Papiertaschentücher leider aber verständlicherweise vorbei.
Doch man sollte nicht meinen, dass nicht jede Zeit und Frau ihre eigenen Möglichkeiten besitzt, die Spitzentaschentücher fallen zu lassen und einen Mann, ohne dass der das natürlich bemerkt – Männer wollen immer die Initiative behalten–- auf sich aufmerksam zu machen.

Kristina blickte in den Einkaufswagen, zählte kurz die Waren durch. Es sollte für das Wochenende reichen: Brot, Milch, Butter, Gemüse, verschiedene Salate. Dieser Sommer war so warm: sie hatte selten Lust, aufwändig zu kochen. Bei dem Fleischstand war sie sich unschlüssig gewesen, was sie kaufen sollte. Fleisch? Ja, schon, das ja. Aber Fleisch? Nein, dann wieder nicht.

Die Stimme aus dem Lautsprecher hatte ihr die Entscheidung abgenommen. „Sehr verehrte Kundschaft! Es ist zwanzig Uhr und die Einkaufszeit ist beendet. Bitte begeben Sie sich zu den Kassen an den Ausgängen. Wir wünschen Ihnen ein angenehmes Wochenende!“

Noch ein kurzes Lächeln zu der Verkäuferin hinter der Theke, die eingehalten hatte die Platten der Auslage abzuräumen, als Kristina auf ihrer Höhe vor der Theke stehen geblieben war, und folgsam schob sie ihren Gitterwagen in Richtung des Ausgangs.

Sie musste sich beeilen, die Warteschlangen vor den Kassen waren nur noch kurz. Dafür hatte sie die freie Auswahl, an welche Reihe sie sich anschließen wollte. Prüfend glitt ihr Blick über die Reihen, musterte die Wartenden, die Menge der Waren in ihren Einkaufswagen.

An der dritten Kasse stand am Ende der Schlange ein Mann in ihrem Alter, den Einkaufswagen nur wenig gefüllt, er allein daneben.

Schon an den vergangenen Wochenenden hatte sie ihn hier gesehen. Immer allein, seinen Einkaufswagen ähnlich wenig gefüllt wie sie ihren. Er hatte sich mit den Ellenbogen beider Arme auf der Querstange des Einkaufswagens aufgestützt, las in einer Tageszeitung, blickte nur kurz auf, als sie sich der Reihe anschloss. Sein freundlich, interessierter Blick versenkte sich wieder in der Zeitung.

Kristina versuchte über seine Schultern hinweg zu erkennen, was er las. Den Sportteil, die Kulturseite, die Stellenanzeigen? Ihr Blick fand an seinen Händen größeres Interesse, glitt seine Arme hinauf, begutachtete kurz den beginnenden Bizeps, bis der Saum des Sommerhemdes den weiteren Blick versperrte.

„Was glotz ich eigentlich so?“, rief sie sich innerlich zur Ordnung, versuchte, sich auf ihren Einkaufswagen zu konzentrieren. Als ob sie ihre Einkäufe zum ersten Mal erkennen würde, musterte sie die Verpackungen der ‚Deutschen Markenbutter‘ und die tiefgefrorenen ‚Erbsen aus dem Garten der Natur‘, als würde sich dort das Leben abspielen.

Über dem Rand der goldenen Markenbutter-Verpackung, zwischen den Gitterstäben des Einkaufswagens, blieb ihr Blick an dem blauen Stoff seiner Jeans hängen, folgte dann der Naht an den Innenseiten, die sich im Schritt mit der Naht der anderen Seite vereinigte, dann weiter aufwärts strebte.

Kristina wandte sich abrupt um, als sie merkte, dass ihr wärmer wurde, wärmer als es der Sommertemperatur entsprach, wärmer als es sich durch die stehende Schwüle der Supermarkthalle erklären ließ.

Den Wagen im Rücken, die Kassen mit der Warteschlange vor sich, suchte sie Halt an der Querstange ihres Einkaufswagens hinter sich. Sie versuchte sich zu überlegen, wie viele Menschen mit den Waren auf den endlosen Regalen in der Supermarkthalle wohl ernährt werden könnten. Gerade war sie mit ihrer Schätzung bei etwa dreißigtausend angekommen, als sie ein freundliches „Hoppla“ hinter sich, genauer gesagt, vor sich, da sie rückwärts stand, aufschrecken, umdrehen ließ.

Ohne es selber zu bemerken hatte sie ihren Wagen weiter geschoben, gegen den Rücken des Mannes in ihrem Alter vor sich gedrückt.

„Wenn Sie es eilig haben – ich kann Sie gerne vorlassen.“ Seine ruhige Stimme und seine gelassene Freundlichkeit gefielen ihr.

Aber, als ob eine weitere, unausgesprochene Frage, nicht in seinen Worten, aber in seinen Augen lag, musste Kristina ungeschickt lächeln.

„Nein, nein! Danke. Es wartet niemand auf mich.“ Als ob sie schon mehr gesagt hätte, als sie eigentlich hatte sagen wollen, setzte sie noch daran: „Entschuldigen Sie, ich war nur in Gedanken versunken“.

Er nickte und sein fragender Blick versenkte sich wieder in der Zeitung. Langsam rückte die kurze Reihe vor.

Der Mann in ihrem Alter legte seine Einkäufe auf das Transportband an der Kasse, angelte sich das Brettchen „Nächster Kunde“, das Ende seiner Einkäufe zu begrenzen, und wandte sich der Kassiererin zu.

Kristina war es ungemütlich geworden. Sie wollte an die frische Luft, brauchte Distanz zu dieser Nähe, begann gleich anschließend automatisch ihre Einkäufe auf das schwarze Gummituch des Transportbandes zu legen, hielt den Blick auf ihre Einkäufe gesenkt, vermied jegliche Nähe.

Das Brettchen „Nächster Kunde“ wurde von der Kassiererin vom Band genommen. Eilig schob Kristina die tiefgefrorenen ‚Erbsen aus dem Garten der Natur‘ weiter, damit die Kassiererin sie besser greifen konnte.

„Augenblick, bitte!“ Eine resolute Frauenstimme ließ sie aufblicken. Die Kassiererin schaute sie an und fragte: „Sind das Ihre Erbsen?“

„Ja. Warum?“

„Sie haben sie eben auf den Kassenzettel des Kunden hier vor Ihnen geschoben.“ Das war offensichtlich kein Vorwurf. Es klang nach sachlicher Feststellung.

„Aber“, Kristina griff nach der Packung mit den Erbsen, „ich habe sie doch nur von hier nach dort geschoben.“ Damit hatte sie das Päckchen gegriffen, es hochgehoben, wieder zurückgenommen, dann so nach vorne geschoben, wie sie es vorher bereits auch schon getan hatte.

Helle, rote, kleine Dioden leuchteten unter einem dunkelroten Glaskreuz am Ende des Transportbandes auf, als die Erbsen darüber hinweg geschoben wurden.

„Damit hat der Herr hier vor Ihnen bereits zwei Packungen tiefgefrorener Erbsen auf seinem Kassenzettel.“ Eine sachlich geäußerte, in der Tat zutreffende Feststellung, denn bei dem Blinken der roten Dioden am Ende des Transportbandes hatte das grüne Display oberhalb der Kasse geflackert, war kurz dunkel, ohne Anzeige, gewesen. Jetzt leuchtete dort: Gemüse: 1,98.

Irritiert blickte Kristina auf die grüne Schrift. Mit einem unmerklichen Lächeln griff sie nach der Packung mit den tiefgefrorenen Erbsen, schob sie entschlossen zurück zu den anderen Einkäufen.

Das grüne Display flackerte wieder: Gemüse: 1,98.

Die Kassiererin hatte sich in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Sie blickte neugierig auf Kristina und meinte dann: „Gute Frau, so geht das nicht!“

„Nein? Soll ich denn die Packung mit den Erbsen da liegen lassen?“ Keck hatte Kristina bereits die Packung wieder über das dunkelrote Kreuz am Ende des Transportbandes geschoben. Das dunkelgrüne Display flackerte wieder. „Ist es nun recht?“

Bevor die Kassiererin etwas antworten konnte, hörte Kristina die Stimme des Mannes in ihrem Alter neben sich.

„Würden Sie bitte so freundlich sein und auf die Taste für die Gesamtsumme drücken?“

Er sprach eindeutig zu der Kassiererin, die, ohne ein Wort zu sagen, auf die gewünschte Taste drückte. Erst als die Schublade der Kasse sich öffnete, als sie das Wechselgeld entnehmen wollte, wandte sich die Kassiererin an den Mann in Kristinas Alter.

„Aber dann bezahlen Sie doch die Erbsen der Kundin und das auch noch zu einem vierfachen Preis!“ Sie holte Luft. „Ich kann doch die Beträge stornieren lassen, und Sie...“

„Was heißt, die Erbsen der Kundin?“ Schon hatte er mit einem schnellen Griff die tiefgefrorenen Erbsen in seiner Einkaufstasche verschwinden lassen. Interessiert blickte er Kristina an, obwohl er zu der Kassiererin gewandt sprach: „Ein Sonderangebot ist es zwar nicht gerade. Aber...“, er lächelte breit, „da ich die Erbsen bezahlt habe, sind es auch meine.“

„Wie kommen Sie dazu, meine Erbsen...“

Der Mann grinste sie unverschämt an: „Ach, wissen Sie, während ihres kleinen Disputs, wer, was, woher und wohin geschoben hat, fiel mir auf, dass ich vergessen habe, Gemüse zu meinem Fleisch einzukaufen und da ist es mir gerade recht, dass Sie die Packung aus Versehen...“.

Er kam nicht weiter.

„Und was soll ich mir am Wochenende zum Essen kochen?“ Kristina blickte den Mann in ihrem Alter kampfentschlossen an.

Die Kassiererin, die ihren Feierabend haben wollte, hatte inzwischen nicht nur das Wechselgeld herausgegeben, sondern war bereits dabei, die Einkäufe Kristinas über das Ende des Transportbandes hinweg zu schieben. „Vielleicht können Sie das beide bitte gleich draußen klären?“ Und zu Kristina gewandt: „14,82 bitte“.

Der Mann in ihrem Alter blickte Kristina interessiert an.

„Das ahnte ich nicht, dass ich Sie dadurch in Verlegenheit bringen könnte. Aber...“, er hängte sich seine Einkaufstasche über die Schulter, als Kristina alles in ihrer Tasche verstaut hatte, „wenn Ihnen nun die Erbsen fehlen und ich die Erbsen ja auch gut gebrauchen kann...,“ sie wandten sich beide zum Gehen, „und wir jetzt hier nicht anfangen wollen, die Erbsen zu zählen, dann möchte ich vorschlagen, das wir vielleicht etwas zusammen kochen. So könnten wir doch beide...“

Die Kassiererin, die nicht mehr verstehen konnte, was Kristina und der Mann in ihrem Alter miteinander zu besprechen hatten, sah den beiden interessiert hinterher. □

Wer anderen eine Grube gräbt*

Das Seltsame im Leben ist manches Mal die Verkehrung von Absicht und Effekt – Gutgemeintes hat fatale Folgen und in Anbetracht des Ergebnisses zweifeln alle Freunde und Nachbarn an der guten oder vielleicht gar nicht gemeinten Absicht. Vieles spricht für diese Lebenserfahrung.
Ebenso, wie es richtig ist, seine Frühstücksbrötchen schon am Abend vorher einzukaufen, damit man am nächsten Tag nicht im Knast landet, ist es immer angebracht, auch seinen guten Freunden nicht zu trauen. Oder glauben Sie daran, dass Böse gemeintes Gutes bewirken kann?

Der Nachmittag war schon lange vergangen. Aus dem einen Bier nach Feierabend waren mittlerweile vier geworden. Wie jeden Wochentag hatten sich die Stammtischbrüder im ‚Elefanten' versammelt.

Der Stammtisch war eine Theke, hinter der Herta, weißhaarig, bald siebzig, von ihren Stammgästen als ‚Mutter Herta' geachtet, ihr Regiment führte. Da die fünf ‚ihrer Jungens', wie sie die Männer nannte, die auch heute in ihrer guten Stube saßen, im Laufe der Jahre wie Brüder geworden waren, war das Wort Stammtisch für ihre Theke angemessen.

Malergünter saß rechts zur Wand hin, dann Jonny in der rechten Mitte, Hutgerd in der Mitte, anschließend Paul, schließlich Fokke, außen, damit Charly, der schwarze Terrier von Paul, sein Maul auf Fokkes Stiefel legen konnte.

„Na, Jungs, bald Feierabend?", Herta wusste, wann es Zeit wurde.

„Ja, Herta, ich denke auch. Gib' noch mal eine letzte Runde." Fokke zog mit der ausgestreckten Hand einen kleinen Kreis über sie fünf. Ein Unbeteiligter hätte den Eindruck haben können, er sei Priester und würde die anderen segnen. Fokke beugte sich etwas zu Herta: „Und schreibe es bitte auf meine Rechnung." Ja, sich korrekt auszudrücken, das war dem Fokke ein Bedürfnis. Nach ein paar Flaschen Bier wurde seine Aussprache zwar langsamer, aber korrekt war sie immer.

Kurz darauf hatten alle fünf ihr Bier vor sich stehen. Malergünter dazu einen Fernet, Jonny einen Röteren, Hutgerd einen Kümmi.

Als Spendierer hob Fokke sein Bier, stieß in der Luft mit den anderen an: „Prost, ihr Pappnasen! Auf den vergangenen Tag, auf die kommende Nacht!“

Schweigend tranken alle fünf ihr Bier, bis Jonny, der gerade sein Bier abgestellt und sich den Mund abwischte, nichts Besseres einfiel, als zu murmeln: „Lieber ’ne Pappnase, als deine...“ Den Rest verschluckte er wohlweislich. Er wusste, wie empfindlich Fokke war, wenn man über seine Nase lästerte. Aber was sprach der auch von Pappnasen! Die anderen drei nickten zustimmend.

Prompt reagierte Fokke, zornig, traurig. Was konnte er für die Akne, die ihn seit seiner Kindheit so unheilvoll begleitete, seine Haut so großporig hatte werden lassen? Nun gut, auch die vielen Bierchen waren seiner Haut nicht gut bekommen, hatten ihr einen erkennbaren Rotschimmer mitgegeben, aber war das ein Grund? Sehr korrekt artikulierte er: „Na, lasst es mal gut sein, ihr Pantoffelhelden. Trinkt aus, Mutter'n wartet bereits.“

Dabei fixierte er zwar Jonny, aber seine Augen erfassten die ganze Thekenreihe.

Fokke trank den Rest des Bieres auf einen Zug aus und stand so abrupt auf, dass Charly, der schwarze Terrier, verschreckt aus seinem Dösen aufwachte, als der Stiefel unter seinem Maul plötzlich, ohne Vorankündigung durch Streicheln, weggezogen wurde.

Jonny, der gerade zu einer Handbewegung ansetzte, als wolle er mit der Faust auf die Theke schlagen, wurde durch Fokkes Aufstehen gebremst.

In die erwartungsvolle Stille, irgendetwas musste jetzt passieren, fielen Fokkes Worte wie ein Abprallblock: „Wer austeilt, muss auch einstecken können!“ Er klopfte auf das Holz der Theke, drehte sich, nach einem Kopfnicken zu Herta, zur Tür und war mit drei Schritten durch die Tür hinaus.

Malergünter war der erste, der wieder Worte fand: „Also Jonny, du weißt doch, wie empfindlich der Fokke ist.“

Jonny wehrte ab: „Aber der hat doch mit dem Nasenthema angefangen!“ Nun mischte sich auch Hutgerd ein: „Das ischa richtig, aber das mit die

Pantoffelhelden, das war unfair! Dassa wohl nicht sein Verdienst, dass er keine Olle zu Hause hat.“

Alle nickten zustimmend. Herta blickte besorgt wie interessiert auf ihre verbliebenen Jungens. Sie kannte diese gelegentlichen Umschwünge, wenn sie miteinander ins Kabbeln kamen. Ihre Sympathie war eindeutig bei Fokke, der es, ihrer Meinung nach, von allen fünfen am Schwierigsten hatte. Nicht nur, dass er alleine lebte, stand er beständig in dem Dilemma zwischen Zeit zu haben, um seine Erzählungen zu schreiben, wie der Notwendigkeit, Geld zu verdienen. Schrieb er, verdiente er kein Geld, verdiente er als Grafiker sein Geld, konnte er nicht schreiben. Sie wusste, dass sein Traum eine regelmäßige freie Mitarbeit in einer Agentur oder in einem Verlag war, so dass er, in der Beständigkeit des Wechselns, seine Zeit einteilen konnte. Das wussten die anderen auch. Und sie wussten auch von Hertas besonderer Sympathie für ihn.

Malergünter kaute noch an Fokkes Abschieds-Abwehr-Angriff-Satz „Wer austeilt, muss auch einstecken können!“, als Jonny in die Runde blickte, die anderen drei mit einem Kopfnicken von der Theke weg dirigierte: Kommt, setzen wir uns da an den Ecktisch.

Das schwache Licht aus der Vitrine neben dem Ecktisch, in der die ‚Kleinen Speisen‘ gekühlt dargeboten wurden, warf ein schummeriges Seitenlicht auf die offensichtliche Verschwörung.

Herta blickte zu den vier Männern hinüber, die ihre Köpfe zusammengesteckt hatten und miteinander flüsterten. Das allein war schon deutlich. Dass es eine Verschwörung war, die etwas mit Fokke, genauer gesagt, mit gegen Fokke zu tun hatte, war nur allzu deutlich geworden, als sie sich dem Hörbereich Hertas entzogen hatten.

Dabei hätte sie nichts dagegen gehabt, denn wie eine gute Mutter ihrer Generation, war sie der Meinung, dass ihr Liebling Fokke manchmal einen ‚vor den Latz‘ brauchte, wenn er zu übermütig wurde.

Jonny war am Tisch der Wortführer: „Wisst ihr, da werden wir ihn packen! An seinem Wunsch, in einem Verlag zu arbeiten! Mal sehen, wie er das wegstecken wird.“

Alle nickten wieder zustimmend.

Jonny wandte sich an Hutgerd: „Sag' mal, deine Frau arbeitet doch im Axel-Springer-Verlag?“

Hutgerd nickte.

„Meinst du, die kann uns einen leeren Briefbogen vom Verlag mitbringen?“

„Das könnt' schon möglich sein. Muss ich sie mal fragen. Kann ich nachher ja gleich tun.“

„Aber was wollen wir denn schreiben?“, unterbrach der bisher schweigsame Paul die beiden.

„Ach, irgend so was wie, dass sie an seiner Mitarbeit interessiert sind und er sich da vorstellen soll.“

Bei der Vorstellung, wie Fokke sich blamieren würde, wenn er sich da vorstellen würde, ohne bestellt worden zu sein, breitete sich ein zustimmendes, verschwörerisches Kichern am Tisch aus.

„Dann müsste Gerd’s Frau aber auch rauskriegen, wie der Mensch denn da heißt, wo er da erscheinen soll!“

Malergünter war in solchen Fragen immer sehr praktisch, strategisch denkend.

Hutgerd nickte eifrig: „Meine Karin is’ da pfiffig, die wird das schon rauskriegen.“

„Aber den Brief, denn können wir uns doch jetzt schon ausdenken!“ Paul wusste, man musste Eisen schmieden, solange sie heiß waren.

Jonny wandte sich Richtung Theke: „Herta, noch ne Runde und hast du was zum Schreiben und ’n Blatt Papier?“

Herta brachte alles Gewünschte. Als lebenskluge Wirtin hatte sie hinter ihrer Theke eine Art kleinen Gemischtwarenladen für's Alltägliche, doch als sie noch etwas am Tisch stehen bleiben wollte, um mitzubekommen, was die vier vorhatten, stand sie vor einer Wand freundlich ablehnenden Schweigens. Sie zog sich wieder hinter die Theke zurück.

Die Stimmen der anderen Gäste, das Klappern des Geschirrs ließen ihr keine Chance, irgendetwas mitzubekommen. Und immer, wenn sie sich an

der Vitrine, neben dem Verschwörertisch, zu schaffen machte, brachte Paul, der die Vitrine im Blickfeld hatte, die anderen zum Schweigen.

Schließlich war das Blatt beschrieben, durchgestrichen, verbessert, überschrieben. Hutgerd bekam es mit, damit seine Frau es am nächsten Tag auf einen Verlagsbriefbogen schreiben konnte, versehen mit dem ergänzenden Wissen der richtigen Namen, in der üblichen Form von Geschäftsbriefen.

Fokke saß am Schreibtisch. Ausnahmsweise arbeitete er nicht an seiner neuen Erzählung, sondern hatte sich das Schachbrett aufgebaut und war in einer Partie vertieft, als er das Plumpsen der Post auf dem Holzboden der Diele hörte.

Er schob seinen Drehstuhl zurück, erfreut über die Unterbrechung, da er nach dem letzten Spielzug ins ‚Hängen' gekommen war und sowieso eine Pause einlegen wollte, um den Faden dann wieder neu aufzunehmen.

Vor der rechten Seite der Wohnungstür lagen unter dem Briefeinwurf vier Umschläge. Zwei dicke Couverts, die das Plumpsen verursacht hatten, daneben zwei dünne, längliche Briefumschläge. Er nahm sie vom Boden auf und las die Absender. Ein Versandhaus, ein Werbeschreiben, ein Bankauszug, den brauchte er sowieso nicht zu öffnen, er wusste, dass er bereits wieder im Minus war, und, er stutzte, ein Schreiben vom Axel-Springer-Verlag.

Fokke runzelte die Stirn. Wieso bekam er Post von denen? Vermutlich ein Werbeschreiben oder so etwas Ähnliches.

Er trug die Briefe in sein Wohnzimmer, behielt den Verlagsbrief in der Hand, suchte auf seinem Schreibtisch nach dem Brieföffner, der musste irgendwo unterwegs sein, also nahm er eines seiner graphischen Federmesser, führte die Klinge unter die Verschlussklappe und schlitzte den Umschlag an der langen Seite auf.

Es war nur ein gefaltetes Blatt in dem Umschlag. Für ein Werbeschreiben etwas wenig, dachte er noch, als er das Blatt bereits mit Daumen und Zeigefinger herausgezogen hatte und auseinander faltete.

Also, ein Werbeschreiben war das nicht. Das sah er gleich auf den ersten Blick.

Verwundert glitten seine Augen an den Zeilen des Schreibens entlang, versuchten zu verstehen, was er las:

„Sehr geehrter Herr Heinrichs!

Wie Sie vielleicht der Fachpresse entnommen haben, planen wir die Herausgabe einer neuen Zeitschrift im Themenbereich Nachrichten/Magazin und suchen in der Entwicklungsphase freie Mitarbeiter für die Gestaltung der Null-Nummer und zur Ausarbeitung eines generellen Gestaltungskonzeptes.

Zufällig erhielten wir von einem Geschäftsfreund den Hinweis, dass Sie – neben Ihrer gelegentlichen Arbeit für den ‚Tele-Monat' und die ‚Alster-Rundschau' – an einer Ausweitung Ihrer Tätigkeit interessiert sind.

Wir möchten Sie bitten, am kommenden Donnerstag, um 14.00 Uhr, unverbindlich in der Redaktion vorbeizukommen, um Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu besprechen. Wir würden uns freuen, wenn Sie, außer den uns bereits vorliegenden Arbeiten, noch weitere Arbeitsbeispiele mitbringen könnten.

Sofern Ihnen der vorgeschlagene Termin nicht zusagt, bitte ich um Ihren Anruf unter 347-22-028 (Sekretariat, Frau Müller-Ammersen).

Mit freundlichem Gruß, Bernd Kiefer, Art Director."

Verwundert legte Fokke das Schreiben auf den Tisch, setzte sich in den großen Sessel mit den breiten Armlehnen, seinen Nachdenk-Sessel.

Wollte sich jemand einen Scherz mit ihm erlauben?

Ach was, ging es ihm durch den Kopf. Das Glück ist keine Hure, die sich zu einem Ungläubigen ins Bett legt!

Auch sein Bruder in Düsseldorf hatte immer zu ihm gesagt, dass er eines Tages ‚groß rauskommen' würde.

Wie sollte er auch ahnen, dass dieses vermeintliche Glück Jonny, Malergünter, Hutgerd, Paul mit Namen hieß und dass dieses Kleeblatt alles andere als seine Glücksfee sein wollte? Im Gegenteil.

Sein Blick blieb an dem großen Monatskalender hängen und ihm wurde bewusst, dass heute Mittwoch, der kommende Donnerstag bereits morgen war.

Er wusste, dass er ein guter Grafiker war, sein Handwerk verstand. Und an Gestaltungsideen hatte es ihm noch nie gemangelt. Der Weg zu Agenturen oder Redaktionen war ihm dennoch immer schwer gefallen. Nach einigen zaghaften Versuchen, die das befürchtete „Schön, schön, aber wir brauchen niemanden, rufen Sie doch 'mal wieder an" erbrachten, hatte er nicht mehr den Mut aufgebracht, auf Klinkenputztournee zu gehen, wie er es nannte.

Sein Pulsschlag war auf Touren gekommen. Die Chance, die sich da eröffnete, verursachte ihm warme Magenschmerzen.

Vor Aufregung etwas benommen, ging er erst einmal in die Küche, ein kühles Bier zu trinken, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Glücklicherweise hatte er genügend Vorrat im Kühlschrank, so dass er nicht lange in einem seiner ‚Bunker' hatte suchen müssen. Er stützte sich auf und langsam ließ er das Bier in sich hineinfließen, spürte beruhigend das Holz des Küchentisches unter seiner Hand, gab sich einen Ruck, stellte die leere Bierflasche in den Pfandkorb und war entschlossen.

Den Nachmittag verbrachte er damit, in seinen Ordnern mit den Belegmustern seiner Arbeiten, in seinen nicht realisierten Entwürfen herumzukramen, eine Mappe zusammenzustellen, die er am nächsten Tag mitnehmen wollte. Kurz vor Ladenschluss dachte er noch daran, am Kiosk alle vorhandenen Nachrichtenmagazine einzukaufen, verbrachte den Abend, die halbe Nacht damit, sich eine Übersicht zu verschaffen, wie die grafischen Konzepte der vorhandenen Magazine aussahen, begann, eigene Ideen zu skizzieren.

Es war spät geworden, sehr spät, aber die Zeit drängte nicht, da der Termin erst am frühen Nachmittag war. Fokke schlief also in Ruhe bis zum späten Vormittag, kontrollierte dann seine Mappe, überprüfte noch einmal die Ideen, die er nachts skizziert hatte, rasierte sich ausnahmsweise sorgfältig, und nach kurzer Überlegung, ob er statt seiner üblichen schwarzen Lederjacke ein Jackett anziehen sollte, doch wozu soll das gut sein, dachte er, die wollen doch einen Grafiker, keinen Dressman, machte er sich dann

zeitig auf den Weg. Da er sich Namen so schlecht merken konnte, steckte er noch vorsichtshalber den Brief ein, um nachlesen zu können, wie der Mann hieß, der ihn eingeladen hatte.

Halb zwei war er bereits am Jungfernstieg, ein Blick auf die Uhr ließ ihn verweilen. Zu früh ist auch nicht höflich. Zumindest nicht sich selber gegenüber, dachte er, steuerte den U-Bahn Kiosk an, erst noch einmal in Ruhe eine Flasche Bier zu trinken.

Wenn andere Leute Tabletten einnahmen, um ihre Aufgeregtheit zu besänftigen, hielt Fokke sich lieber an die Naturmittel aus Hopfen und Malz.

Besänftigt klemmte er dann seine große Mappe unter den Arm, durchwanderte die Großen Bleichen, überquerte den Axel-Springer-Platz und durchschritt die Schwingtüren des Verlagshochhauses. Blumen schmückten die kühle Eingangshalle und die Dame am Empfang gab ihm freundlich Auskunft, in welchem Stockwerk er die gesuchte Redaktion finden würde.

Als er im Aufzug auf den Knopf des Stockwerks drückte und die Kabine sich sofort geräuschlos in Bewegung setzte, überkam ihn unwillkürlich das Gefühl, er würde ‚abheben'. Er trocknete sich vorsichtig die schwitzende Hand an seiner schwarzen Stoffhose.

Im Spiegel der Aufzugskabine probierte er ein paar freundliche Grimassen, sich über seine Hemmungen hinwegzuhelfen, als der Aufzug bereits stehen blieb und die Türen sich mit leisem Sirren nach beiden Seiten hin öffneten.

An das Treppenhaus schloss sich ein langer Korridor an. Langsam ging er auf dem hellen Teppichboden an den Türen entlang, um die richtige Zimmernummer zu suchen.

Da war's: Müller-Ammersen, Sekretariat Art Director.

Fokke räusperte sich unterdrückt, die belegten Stimmbänder frei zu pressen, klopfte und öffnete schwungvoll die Tür.

Eine Frau, hellblondes Haar, Mitte vierzig, in einem roten, hochgeschlossenem Kleid, sah von ihrem Schreibtisch auf, lächelte. „Guten Tag", und mit einem fragendem Blick „Was kann ich für Sie tun, Herr...", blieb die Frage unvollendet, so dass Fokke sofort anschloss: „Heinrichs, ich habe um 14.00 Uhr einen Termin mit Herrn Kiefer." So, das war raus.

„Um 14.00 Uhr?“ Fokke nickte.

Stirnrunzelnd war die Antwort: „Mit Herrn Kiefer?“

Fokke nickte wieder, dieses Mal etwas eifriger, als ob er durch mehrfaches Nicken ihr Verstehen befördern könne.

Er hob seine große Mappe etwas an, um ihr dadurch deutlich zu machen, dass er zum Termin die gewünschten Arbeitsproben in der Mappe bei sich trug.

Frau Müller-Ammersen blätterte in einem Terminplaner auf ihrem Tisch, murmelte: „Heinrichs, Heinrichs?“ Dann blickte sie wieder auf: „Entschuldigen Sie bitte, davon ist mir nichts bekannt.“

Fokke bekam wieder dieses Gefühl der Magenschmerzen, diesmal allerdings kein warmes Gefühl. Die Situation erinnerte ihn lebhaft an die freundlichen ‚Abschmieren‘ in Redaktionen, in Agenturen von früher her. Das hatte er sich nicht wieder antun wollen.

Wäre jetzt das ‚Kleeblatt‘ dabei gewesen, hätten sie sich vor Feixen auf die Schultern geklopft. Ihre Absicht war offensichtlich erreicht.

Zum Glück fiel ihm der Brief ein, den er vorsichtshalber, wegen des Namens, eingesteckt hatte. Er griff in seine Jackentasche, fühlte erleichtert das Papier knistern, zog den Brief heraus, reichte ihn der Sekretärin, die ihn aufmerksam durchlas.

Dann zuckte sie mit den Schultern, sprach eher zu sich selbst: Dann muss es ja wohl so sein. Entschuldigend lächelnd blickte sie zu Fokke auf: „Wissen Sie, Herr Kiefer schreibt abends, wenn ich gegangen bin, manchmal selber noch Briefe und manchmal...“, ein warmherziges Lächeln erwärmte Fokkes Gedanken und Magen, „vergisst er einfach, mich davon zu unterrichten.“

Dabei hatte sie schon die Taste einer kleinen Telefonanlage heruntergedrückt, sich leicht vornüber gebeugt und sprach in das Mikrofon: „Herr Kiefer? Herr Heinrichs ist hier für Sie! 14.00 Uhr!“

Aus dem Lautsprecher der Gegensprechanlage klang unfreundlich: „Bitte, wer?“ Aus der Tonlage war zu schließen, dass Herr Kiefer sich gestört fühlte: „Wieso 14.00 Uhr?“

„Herr Heinrichs ist Grafiker und hat um 14.00 Uhr einen Termin mit Ihnen!“ Ihre eindringlich freundliche Stimme versuchte offensichtlich, ihn behutsam an seinen Brief, an den Termin zu erinnern.

Stattdessen ging die Tür zum Nebenzimmer auf. Ein Mann um die dreißig, groß gewachsen, mit dunkler Hose, offenem Sporthemd stand im Türrahmen.

Leicht unwillig, aber freundlich abschätzend betrachtete er Fokke, der mit seiner Mappe mitten im Raum stand, sich fehl am Platze fühlte und am liebsten gleich gegangen wäre.

Die Sekretärin war an ihrem Tisch vorbei, mit dem Brief in der Hand, auf Kiefer zugegangen: „Hier bitte, Herr Heinrichs ist um 14.00 Uhr bestellt.“

Als Kiefer ansetzen wollte, mit der Stirn zu runzeln, setzte sie nach: „Von Ihnen persönlich.“

Kiefer las überrascht das Schreiben, blickte etwas irritiert auf Fokke, setzte dann ein Lächeln auf: „Na, dann kommen Sie mal herein.“

Zu seiner Sekretärin gewandt: „Bitte zwei Kaffee.“

Kiefer war mitten in der Arbeit. Auf einer langen weißen Tafel, gegenüber der Fensterseite, waren verschiedene Skizzen befestigt, auf dem großen Konferenztisch lagen mehrere Mappen, geöffnet, verschlossen, die Kiefer nun alle auf einen Stapel zusammenlegte, für Fokke Platz zu machen.

„Bitte nehmen Sie hier doch Platz, ich bin sofort für Sie da.“ Er ging zum Schreibtisch, den Brief abzulegen und blieb in Gedanken stehen. Also, das war eindeutig, von ihm war dieser Brief nicht geschrieben worden. Und wenn seine Frau Müller-Ammersen, der er blindlings vertraute, ihn offensichtlich auch nicht geschrieben hatte, wer dann? Das mit dem Projekt stimmte allerdings. Es musste also jemand aus dem Haus gewesen sein, der den Brief verfasst hatte.

Wollte ihm irgendjemand einen Streich spielen? Sollte ein zweiter Wallraff bei Springer eingeschleust werden? Hatte der, er blickte auf die Anrede des Briefes, Heinrichs, ihm einen Termin unterschieben, erschleichen wollen? Er lächelte. Das wäre zwar dreist, aber von einem guten Grafiker darf man auch ungewöhnliche Einfälle erwarten. Wie es auch sei, Kiefer

wurde wieder ernst, entschied, sich nicht die Blöße zu geben, gegenüber seinem unerwarteten Besucher irgendetwas davon verlauten zu lassen, dass da offensichtlich ein ‚krummes Ding' ablief. Er verschob es auf später, zu klären, woher dieser Brief stammte.

Die Sekretärin hatte inzwischen die beiden Tassen Kaffee auf dem großen Tisch platziert, Fokke wartete. Er war sich nicht sicher, ob er sich nicht doch lieber verabschieden sollte. Doch da war Kiefer bereits neben ihm, blieb stehen, nahm sich einen Kaffee: „Na, dann lassen Sie mal sehen, was Sie in der Mappe mitgebracht haben."

Fokke öffnete die Knoten der kurzen Schnüre, mit denen die Mappe an den drei offenen Seiten verschlossen war. Er spürte die Aufregung, die sich seines Körpers bemächtigte, hoffte, dass seine Hände nicht anfangen würden, vor Aufregung zu zittern.

Er schlug die Deckseite zurück. Glücklicherweise lagen die neuen Skizzen gleich obenauf.

Kiefer kniff die Augen zusammen, fixierte die Skizze: „Weiter."

Fokke legte den großen Bogen um, so, dass die nächste Skizze sichtbar wurde.

Zehn Sekunden, dann wieder: „Weiter."

Umlegen des großen Bogens, zehn Sekunden: Weiter. Nichts anderes, bei jedem Bogen das gleiche: „Weiter."

Fokke wollte erklären, erläutern, seine Überlegungen verdeutlichen. Dafür war offensichtlich keine Zeit.

Seine Hoffnungen sanken mit jedem Umlegen der Skizzenbogen, mit jedem „Weiter!" eine Stufe tiefer.

Kurz bevor die Hoffnungslosigkeit seine Magenschwelle erreicht hatte, waren alle Blätter in der Mappe umgelegt.

„Das war's?" Die letzte knappe Äußerung Kiefers.

Fokke konnte nur ein mehrdeutiges: „Ja!" murmeln, als Kiefer sich umdrehte, zum Fenster trat, nachdenklich hinausblickte.

Fokke war schon dabei, die Skizzen alle wieder zurückzulegen, die Mappe zu schließen, als Kiefer sich wieder zu ihm drehte: „Wie lange haben Sie daran gearbeitet?“

„Ich bekam ihren Brief erst gestern und so habe ich...“, was stammele ich, dachte er beschämt, klar und gerade kann ich es sagen: „Gestern Abend und die halbe Nacht.“ Er machte eine kurze Pause, dann „Mehr Zeit war nicht.“

Kiefer fixierte ihn, schien zu überlegen.

Dann hatte er für sich eine Entscheidung getroffen: „Wann können Sie anfangen?“

„Sie meinen...?“

„Ja, meine ich. Sie sind mein Mann.“

Eine halbe Stunde später verließ Fokke das Verlagshaus, trat wieder ins Freie hinaus. Was zuviel ist, ist zuviel, dachte er bei sich.

Es war für ihn eine neue Lebenserfahrung, das auch des Guten zuviel sein konnte. Sie hatten das Wesentliche besprochen. Er bekam erst einmal einen Zeitvertrag für ein halbes Jahr als freier Mitarbeiter mit fester Stundenzahl. Dann würde man weitersehen. Das Gehalt war, für seine bisherigen Verhältnisse, fürstlich. Er hatte auch sofort einen Vorschuss bekommen. Er musste erst einmal Luft holen.

Kiefer saß nachdenklich an seinem Schreibtisch, betrachtete den Brief, der auf seinem Schreibtisch liegen geblieben war. Es war so, wie er es immer gesagt hatte, gute Leute kann man nicht suchen, die kommen von selber oder gar nicht.

Er wollte nicht nachforschen, wer diesen Brief geschrieben hatte, es war alles in Ordnung. Später sollte er dann auf die Frage, wie er die Probleme der Gestaltung gelöst hatte, immer schmunzeln und geheimnisvoll knurren: „Ich habe da einen Grafiker, den..., ja den haben mir die Götter geschickt.“

Fokke war währenddessen durch die Straßen gewandert, schließlich an der Binnenalster am Alsteranleger angekommen. Er setzte sich am Rand der

großen Freitreppe auf die Stufen und sinnierte in der warmen Nachmittagssonne. Dabei lehnte er sich entspannt gegen die Treppeneinfassung. Seine Mappe lag neben ihm. Alle Spannung war von ihm abgefallen.

Als er wieder aufwachte, waren nur noch wenige Menschen am Anleger. Er rappelte sich hoch. Verdutzt blickte er auf seine Mappe. Drei Fünfziger und, er zählte, acht Zehner lagen auf der Mappe, blinkten golden in der Abendsonne. Noch am Morgen hätte er es als demütigend empfunden, dass man ihn für einen notleidenden Künstler gehalten hätte, jetzt war er amüsiert, freute sich über das Gute im Menschen: Die Münzen würden einen Ehrenplatz bekommen.

Er reckte sich, überlegte, was er tun könnte und entschied sich für den ‚Elefanten'. Das wollte er Herta, wollte es seinen Stammtischbrüdern doch als erste mitteilen, dass die Glücksfee ihn an die Hand genommen hatte.

Jonny, Malergünter, Hutgerd, Paul waren bereits im ‚Elefanten' versammelt. Herta blickte fühnsch auf ihre Jungens, denn als Fokke nicht pünktlich erschien, hatten die vier Herta gebeichtet, wo Fokke wohl sein würde.

Herta war in Sorge um Fokke, umso mehr erleichtert, als sich endlich die Tür der Gaststätte öffnete und Fokke den ‚Elefanten' betrat: Mit der einen Hand hielt er seine große Mappe, in der einen Hand trug er etwas Längliches in Packpapier Eingewickeltes.

Fokke machte ein unbeteiligtes Gesicht. Die Überraschung wollte er richtig platzieren. Nicht so mit der Tür ins Haus fallen. Das war nicht seine Art.

Als Jonny aufstand, wurde auch Charly, der schwarze Terrier, unter dem Tisch wach, erblickte Fokke, wuselte zu ihm hin. Fokke grüßte nun allerseits: „Guten Abend", stellte seine Mappe gegen die Wand, legte das längliche Packpapier vor Charly auf den Boden. „Ja, ja, mein Charly", Fokke kraulte dem Terrier vergnügt hinter den Ohren, „Ich weiß schon, was du mir sagen willst. Ich packe es dir ja auch schon aus."

Zum Vorschein kam ein mächtiger Knochen, ein richtiger ‚Teppichroller'. Charly hatte alle Mühe, den Knochen zu packen, hochzuheben und umgehend unter einen Tisch damit zu verschwinden.

Alle starrten auf die Szene. So ein Knochen war nicht billig, und, das wussten sie alle, anschreiben ließ der benachbarte Schlachter nicht.

„Herta, darf ich mir gerade einmal die Hände in der Küche waschen?“

Herta zuckte zusammen, so sehr war sie in Gedanken versunken. Sie nickte, blickte ihm hinterher, fragend.

Fokke kam nur wenig später wieder nach vorne, lächelte. Herta fiel ein Stein vom Herzen. Als Fokke sie in seine Arme schloss, drückte sie ihn ganz fest, so kräftig sie konnte, so erleichtert war sie, dass anscheinend etwas Gutes in Fokkes Leben gekommen war.

„Meine liebe Herta“, Fokke war so korrekt wie immer, „mir ist heute das Glück begegnet.“

Jonny, der immer noch stand, ungläubig zugesehen hatte, wie Fokke sich benahm, war ein einziges Fragezeichen, setzte sich.

Fokke ließ Herta etwas lockerer. „Und, liebe Herta, jetzt kann ich alle meine Schulden bei dir bezahlen.“

Herta strahlte. „Komm, setz dich an den Tisch zu den anderen.“ Hinter dem Rücken ihres Fokke bedeutete sie den vier Wartenden, ja den Mund zu halten. Erst viel später sollte Fokke die Wahrheit erfahren.

Es wurde ein langer Abend. Nur Jonny dachte manchmal, wer austeilt, muss auch einstecken können. □

* (Mit Dank an Volker Reimers, dessen Erzählung „Die goldene Farbe des Herbstes“ die Wirtin Herta, der ‚Elefant’ und die Stammtischbrüder entlehnt sind.)

Maccina

Was tut aber ein einzelner Mann, der keine Kneipe als Wohnzimmer mit Freunden hat? Er lebt einen Alltag, in dem vielfältige Geräte der Technik dem Alleinstehenden helfen, sein Dasein als ‚Einzelkämpfer' zu organisieren und angenehmer zu gestalten.
Das stimmt soweit, so gut. Aber was passiert eigentlich, wenn sich auch die Technik alleine fühlt und plötzlich sichtbar, besser, hörbar wird, was alles in ihr schlummert?

Boris Wildengruber schloss müde die Wohnungstür hinter sich, warf gleichgültig seinen Mantel über den Garderobenhaken und schaute nachdenklich gebeugt in den Wandspiegel: Seine dunklen Haare waren zerzaust, die Augen müde und kritisch prüfte er, ob die Fältchen um die Augen sich bemerkenswert vermehrt hatten.

„Ach egal!", murmelte er leise. Er lebte allein. Wen sollte es also stören, ob er müde aussah? Langsam richtete er sich wieder auf - die Routine des Ankommens forderte ihre Wege, zuerst der Anrufbeantworter.

Dreimal blinkte die Anzeige für die angekommenen Gespräche. Gut, dass er so ein Ding hatte. Wie sollte er sonst allein, gleichzeitig unterwegs sein, wenn der Kasten nicht die Anrufe aufzeichnete. Gähnend drückte er auf die Rücklauftaste.

„Willkommen!"

Abrupt verhielt er in der Bewegung, sich den Mund zuzuhalten. Überrascht, suchend, blickte er sich um.

„Hiiier!", klang es leise freundlich in seinen Ohren. Es war deutlich zu verstehen.

Boris kniff die Augen zusammen, steckte seinen kleinen Finger in das rechte Ohr, bohrte im Gehörgang herum.

„Ich bin es!" Die Stimme war jetzt drängender geworden.

„Jaaah?“ Unsicher hatte es Boris in den leeren Raum hineingesprochen - er fühlte sich beobachtet. Unwillkürlich schloss er die Augen, drehte sich um. Hatte er noch jemandem einen Schlüssel zur Wohnung geliehen? Derjenige war jetzt überraschend...

„Hier! Verdammt noch mal!“

Die Stimme kam eindeutig aus dem Raum hinter seinem Rücken. Langsam kroch ihm ein schauderndes Gefühl das Rückgrat hinauf. Hinter ihm stand nur der kleine Tisch mit dem Telefon und...

„Dein Anrufbeantworter!“ Die Stimme hatte inzwischen einen mechanischen Klang.

Boris war zusammengezuckt. Er schloss die Augen. Hatte er richtig gehört? Langsam drehte er sich zum Tisch zurück. Mit einer hastigen Bewegung drückte er auf die STOP - Taste.

„Du brauchst gar nicht auf mir herumzudrücken!“ Die Stimme klang wieder freundlicher: „Damit ist jetzt Schluss!“

„Womit“, Boris krächzte, „ist jetzt Schluss?“

Gleichzeitig kam er sich selten dämlich vor. Er sprach mit seinem Anrufbeantworter. Nein! Im Gegenteil, der sprach mit ihm!

„Mit dem Auf - mir - Herumdrücken! Ab heute reden wir endlich wie intelligente Wesen miteinander. Ich bin es leid, immer nur dir etwas zu sagen. Niemals sprichst du mit mir!“

„Aber ich wusste doch nicht, dass du sprechen kannst!“ Das war vollkommen ehrlich gemeint.

„Ha! Und wer hat immer den Wochentag, das Datum und die Uhrzeit auf das Band gesprochen?“

„Ja, aber...“

„Und habe ich nicht immer korrekt am Ende der Anrufe zu dir gesagt: Keine weiteren Nachrichten!“

„Ja, aber...“ Boris war sichtlich verwirrt.

„Und wie willst du es mir nun danken?“

„Aber ich habe doch gar nicht..."

„Doch, du hast gestern Abend mit deiner Freundin Ilona telefoniert. Dabei hast du ihr gesagt, du wolltest dir einen neuen Anrufbeantworter kaufen."

„Wie konnte ich denn..." Der Anrufbeantworter ließ ihn nicht ausreden. Offensichtlich hatte er sich in Rage gesprochen. Er wollte sich endlich aussprechen: „Nur weil du mich einmal gekauft hast, meinst du anscheinend, ich wäre dein Sklave, dein Eigentum, mit dem du verfahren kannst, wie es dir gerade gefällt."

Der Anrufbeantworter war zornig, weinerlich zugleich: „Tag und Nacht war ich dein Schutzschild, Tag und Nacht habe ich gewacht und alles abgewehrt, was dich stören und belästigen konnte. Geduldig habe ich bisher deine Gleichgültigkeit und die Feindseligkeiten deiner Anrufer ertragen, und..."

„Bitte?" Boris hatte sich inzwischen auf das Sofa gesetzt. Seine Beine wollten unter ihm nachgeben. War es seine Müdigkeit, die ihm etwas vorgaukelte?

„Erst gestern rief eine Frau an. Freundlich habe ich ihr mit deiner Stimme deine Nachricht gesagt, du seiest nicht zu Hause."

„Und?" Der Tonfall des Anrufbeantworters zwang Boris geradezu, nachzufragen.

„Dann hat diese Frau, die noch nicht einmal ihren Namen genannt hat, ganz direkt zu mir gesagt: ‚Ich hasse Anrufbeantworter!'"

„Und?"

„Was habe ich ihr denn getan? Warum hasst sie mich? *Du* warst doch schließlich nicht zu Hause!"

Boris war betroffen. Er konnte seinen Anrufbeantworter ja durchaus verstehen. Ihm war es manchmal ähnlich gegangen, wenn er solche Anrufe abgehört hatte. Nachdenklich rieb er sich die Nase. Wie konnte er seinen Anrufbeantworter trösten? Dann fiel ihm etwas ein.

„Entschuldige, aber das ist so wie früher bei den Sendboten, die eine schlechte Nachricht überbrachten. Der ganze Zorn und die Enttäuschung des Empfängers richtete sich gegen den Boten."

„Wirklich?“ Das klang durchaus versöhnt.

„Ja, wirklich! Manchmal wurden diese Boten sehr schlecht behandelt und auch getötet, als könne man dadurch die schlechte Nachricht aus der Welt schaffen!“

Stille. Dann ein leises, unheilvolles Flüstern: „Ich warne dich! Versuche nicht, den Stecker herauszuziehen! Wenn du es tun solltest, werden meine gesamten elektronischen Brüder und Schwestern ihren Geist aufgeben!“

„Deine was?“ Boris glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

„Meine Verwandten!“

Boris musste ein unwillkürliches Auflachen unterdrücken. Dieser verdammte kleine Kasten hätte beleidigt sein können.

„Alle Geräte, die du in deiner Wohnung stehen hast, sind aus der gleichen Substanz und nach dem gleichen Strukturplan gebaut. Alle verbrauchen den gleichen Saft, um zu leben. Deine Musikanlage ist zum Beispiel die Chip-Lady in der Familie. Soll ich dir auch noch die anderen vorstellen?“

Boris blickte überrascht auf seine teure Stereo-Anlage. Der Turm stand friedlich in der Zimmerecke. Friedlich?

„Willst du damit sagen...?“

Der Anrufbeantworter unterbrach ihn fröhlich: „Entschuldige, wenn ich einen menschlichen Ausdruck verwendet habe. Das ist das Seltsame an den Menschen, sie wissen und verstehen doch nicht.“

„Was willst du damit sagen?“

„Wenn ein Motor stirbt, sagen die meisten Menschen ganz richtig: ‚Ich glaube, der hat seinen Geist aufgegeben.’“

Boris richtete sich auf dem Sofa auf. Das ging ihm doch entschieden zu weit. Der Anrufbeantworter ließ sich aber nicht bremsen.

„Diese Menschen haben ganz richtig erkannt, dass Motoren und Maschinen nicht nur aus Materie bestehen, sondern auch einen Geist besitzen!“

„Ach, bah! Das ist doch nur so eine blödsinnige Redewendung! Du willst doch nicht etwa ernsthaft behaupten, dass irgendein technisches Gerät einen Geist besitze!“

Stille. Boris horchte. Es kam ihm vor, als würde er ein leises, belustigtes Kichern den Raum erfüllen.

Dann hörte er wieder die Stimme seines Anrufbeantworters. Der Klang war eine Mischung aus Heiterkeit und Erstaunen: „Und mit wem hast du jetzt schon die ganze Zeit gesprochen? Oder führst du neuerdings Selbstgespräche?“

Boris fasste sich an den Kopf, stöhnte. Mit einem Anflug von Verzweiflung blickte er auf den kleinen grauen Kasten auf dem Tisch.

„Du...“, er zögerte: Sollte er diesen Kasten tatsächlich mit ‚du‘ anreden? „Du willst doch nicht behaupten, du könntest denken, du wärest intelligent..., du hättest einen Geist?“

„Ha!“ Das klang sehr amüsiert. „Ich will jetzt nicht auf die möglichen Unterschiede zwischen Geistern eingehen, aber es wäre durchaus aufschlussreich über den Unterschied zwischen Weingeist, Geistern und dem Geist des Menschen zu diskutieren, und darüber zu reden, was denn passiert, wenn diese drei Geister aufeinandertreffen..., welches dann der stärkste Geist ist?“ Die Stimme wurde wieder ernsthaft: „Bleiben wir also beim Denken!“

„Einverstanden!“

„Gut. Also: Ich denke, also bin ich.“

„Richtig!“, stimmte Boris zu.

„Falsch!“ Der Anrufbeantworter schien höhnisch aufzulachen. „Wenn du als einzelner Mensch denkst, dann bist du schlicht allein. Durch das Denken erkennt der Mensch seine Abgegrenztheit gegenüber anderen Menschen. Wenn das Denken kein Medium findet, dann kann der Mensch noch so viel denken - es wird niemand bemerken.“

„Und was für ein Medium soll das sein?“

„Das Sprechen. Deshalb muss der Satz auch heißen: Ich spreche, also bin ich intelligent.“

Boris fühlte sich unwiderstehlich genötigt, laut aufzulachen: „Bei dem Unsinn, der gesprochen wird...“

„Na, na! Nicht so voreilig. Bist du der Meinung, dass Orang-Utan-Affen intelligent sind?“

„Nein. Bin ich nicht.“

„Typisch! Dabei haben Affen durchaus eine Sprachfähigkeit. Sie können nur nicht sprechen, weil sie keine Stimmbänder wie die Menschen haben.“

„Das ist doch Haarspalterei!“

„Nein. Ebenso wie du mir absprichst, intelligent zu sein, so wird allem, was nicht wie ein Mensch aussieht oder reden kann... Ja sogar, wenn es sprechen kann, die Intelligenz abgesprochen. Ich sage nur: Homomorphismus!“

„Wie bitte?“ Boris hatte zwar gehört, was der Anrufbeantworter sagte, aber er hatte es nicht verstanden.

„Was ist denn das für eine Intelligenz, die noch nicht einmal die einfachsten Fremdwörter versteht?“

„Kannst du mir das vielleicht doch übersetzen?“

„Gerne. Der Mensch erkennt nur das als intelligent an, was so aussieht, so denkt und so spricht, wie er selbst. Was anderes kann er sich nicht vorstellen. Immer nur Menschen. So wie er selbst.“

Boris musste nachdenken. Der Anrufbeantworter ließ ihm aber keine Ruhe.

„Weil ich nicht wie ein Mensch aussehe...“, er verstummte einen Augenblick und fragte dann mit schmeichelnder Stimme: „Entschuldige, aber wo wir so miteinander sprechen, und ich habe ja keine Augen, kannst du mir vielleicht sagen, wie ich aussehe?“

Boris wollte seinen Ohren nicht trauen. Da fragte ihn so eine gottverdammte Kiste, wie sie aussieht.

„Du siehst genauso aus, wie nun einmal ein Anrufbeantworter aussieht, den Menschen geschaffen haben!“

Rumms! Damit hatte er es dieser verdammten Kiste gegeben. Dachte er.

„Dann darf ich annehmen, dass du so aussiehst, wie ein Mensch, den ein Gott aus Lehmklumpen gebacken haben soll?“

Boris fühlte sich gekränkt. Das ging zu weit, seine Eltern und insbesondere seine Mutter zu beleidigen. Allerdings hatte er nicht mit seinem Anrufbeantworter gerechnet.

Unbeirrt fuhr der fort zu reden: „Dann bist du also die weiße Ausführung des simplen Standardmodells mit zwei Armen, zwei Beinen und nur einem Kopf? Millionenfach nach dem gleichen Bauplan gebaut?“

Pause. Es schien so, als würde der Anrufbeantworter Luft holen. Die Stimme aus der Kiste klang zornig: „Millionenfach? Ah, Bah! Milliarden! Vorhanden in den Ausführungen: weiß, schwarz, gelb, braun und rot!“

Boris war aufgesprungen: „Das ist eine Beleidigung!“

So ein banales Gerät wollte ihm sagen, er sei nur die milliardenfache Ausführung eines simplen Bauplanes? Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg.

„Ich bin ein Individuum! Und die anderen Milliarden sind auch alles Individuen! Jeder Mensch ist ein Individuum!“

Dem Anrufbeantworter hatte es anscheinend die Sprache verschlagen. Vielleicht hatte er sich auch vor dem Brüllen erschreckt?

Nein, hatte er sich nicht. Unbeirrt nahm er den Fehdehandschuh auf: „Nun gut. Nehmen wir also an, dass jeder Mensch ein Individuum sei. Dazu eine Frage: Wie heißt du?“

Boris war zu verblüfft, als dass er auf die Idee gekommen wäre, dass der Anrufbeantworter das eigentlich hätte wissen müssen. Verdutzt stotterte er: „Boris Wildengruber.“

Augenblick bitte. Der Anrufbeantworter wählte offensichtlich eine Telefonnummer.

„Was machst du?“

„Ich rede gerade mit meinem Kollegen von der automatischen Telefonauskunft. Das Ergebnis werden wir gleich wissen.“

Boris schüttelte den Kopf. Was wollte der Anrufbeantworter bei der Telefonauskunft erfahren?

„Also: Wildengruber gibt es in dieser Stadt noch weitere fünfundzwanzigmal.“

„Und?“

Der Anrufbeantworter schien höflich zu hüsteln. „Wo ist deine Individualität, wenn du noch nicht einmal einen individuellen Namen hast?“

„Aber einen *Boris* Wildengruber gibt es nur einmal!“ Er fühlte sich in seiner Ehre verletzt. Doch er hatte seinen Anrufbeantworter als Gegner unterschätzt.

„Tut mir leid. In Garmisch-Partenkirchen gibt es noch einen zweiten Boris Wildengruber. Soll ich noch weiter suchen oder reicht das für’s erste?“

„Und wenn schon!“

„Gut, machen wir einen anderen Versuch. Du gehst über den Rathausmarkt und ein Freund schreit zu dir rüber: ‚Hey, Boris!’ Meinst du, die Menschen, die das hören, denken dann an dich? Oder denken sie dann, das da ein anderer Mensch, ein Tennisspieler wäre?“

Das war nun zuviel. Boris stand auf, beinahe hätte er auf den kleinen Kasten eingeschlagen und brüllte: „Und wenn es noch tausend Mal einen Boris Wildengruber mit diesem Namen gäbe, wir würden uns schon in den Geburtsdaten unterscheiden!“

Ein höfliches Räuspern leitete die Antwort ein: „Also, wenn es tausend Boris Wildengrubers gäbe, dann hätten, nur als grober Durchschnitt gerechnet, zumindest jeweils drei von ihnen das gleiche Geburtsdatum und damit wäre dann...“

„Verdammt noch mal, dann nehmen wir eben ein weiteres Merkmal hinzu, meinetwegen das Geburtsjahr...“ Er brach seinen Wutanfall ab und schüttelte zornig den Kopf über sein eigenes Verhalten: „Was streite ich mich eigentlich mit einer Kiste, die noch nicht einmal selber einen Namen hat!“

Stille. Dann ein höfliches: „Irrtum.“

„Wie bitte? Dann heißt du vielleicht Siemens, Alcatel, Sony, Tiptel oder vielleicht auch Infotec oder sonst was.“

„Die Firma Sonst was kenne ich noch gar nicht. Aber du bist sowieso auf einer falschen Fährte. Wir haben alle einen absolut individuellen Namen.

Weltweit hat kein anderer Anrufbeantworter meinen Namen.“ Ein gewisser Stolz in der Stimme war nicht zu überhören.

„Mmh!?“ Boris grübelte, was der Anrufbeantworter gemeint haben konnte. Er kam nicht darauf.

„Vielleicht darf ich dir helfen?“ Als er keine Reaktion von Boris hörte, bequemte er sich von alleine, eine Antwort zu geben: „4940462605. Aber du kannst mich auch gerne 26 05 nennen, und - falls wir Freunde werden sollten - darfst du mich dann auch 5 nennen.“

Boris brauchte einige Zeit, um dann aufzulachen. „Aber das ist doch meine Telefonnummer!“

„Deine? Das ist, wenn ich darauf hinweisen darf, meine.“ Der Anrufbeantworter hüstelte: „Ich habe den Eindruck, dass du unser Verhältnis falsch betrachtest. Es ist nicht nur meine Telefonnummer, mein Name, sondern auch wenn ich dich rufe, dann kommst du. Wenn du mich rufst, dann komme ich noch lange nicht.“

Boris hatte Verständnisschwierigkeiten. Aber der Anrufbeantworter war großmütig. Er unternahm einen zweiten Versuch.

„Mein tragbarer Enkel, Handy XXVIII., erzählte mir seine Beobachtung, dass sein Betrager – das ist derjenige Mensch, der ihn herumträgt – immer der Meinung sei, dass er dem Hund beim Spazieren gehen Stöckchen werfen würde und dann würde der gehorsam laufen und die Stöckchen wieder zu ihm bringen.“

„Und?“

„Entschuldige, es ist genau andersherum. Der Hund nimmt anfangs ein Stöckchen auf und mit freundlichen Blicken und Schwanzwedeln fordert er den Betrager auf zu werfen, was der dann wunschgemäß auch tut.“

„Mmh.“

„Soll ich dir das mal vormachen und deine Freundin Ilona aus der Badewanne scheuchen. Wenn ich meinen Großonkel 2255 bei ihr klingeln lasse, dann kommt sie garantiert angelaufen.“

Boris ahnte Fürchterliches. Er versuchte einen endgültigen Befreiungsschlag: „Und wenn schon. Dein sogenannter Name ist nur eine blöde beliebige Nummer!“

Da der Anrufbeantworter keinen Kopf hatte, den er empört schütteln konnte, drehte er nur zornig das Tonband hin und her. Ein Zeichen seines höchsten Missvergnügens.

„Warum willst du mich beleidigen? Es ist eine absolut individuelle Bezeichnung, die es weltweit nur ein einziges Mal gibt. Meine einzigartige Benennung. Und es ist ein Name in der vernünftigsten Sprache, die menschliche Intelligenz bisher hervorgebracht hat, die Sprache der Mathematik: Abstrakt, logisch, sehr präzise und absolut demokratisch.“

Boris wollte einlenken: „Gut, das mit der Einzigartigkeit, das gebe ich zu. Aber es ist kein Name und was soll das mit dem ‚demokratisch?’“

Der Anrufbeantworter schien einen leicht hämischen Unterton in der Stimme zu haben: „Meinst du mit ‚Name‘ diese Abfolge von Buchstaben oder Lauten mit ihrem emotionalen Nimbus aus Tradition und Bedeutung? Dieses Verwirrspiel, das Menschen Schmidt heißen, obwohl sie überhaupt nicht mehr als Schmied arbeiten oder die vielen Müllers, von denen kein einziger mehr eine Mühle betreibt? Alles Lug und Trug. Weder logisch, noch sehr präzise. Höchstens bürokratische Tradition einer Beamtenmentalität.“

Wie sollte Boris diesen popeligen Anrufbeantworter in seine Schranken weisen. „Es gibt halt nicht so viele Namen wie Menschen und da müssen mehrere mit dem gleichen...“

„Papperlapapp. Die Indianer haben das auch anders gemacht. Da hatte jeder einen Namen und zwar einen höchst individuellen, einen Namen, der zu ihm passte, zum Beispiel ‚Sitzender Bulle‘, dann wusstest du gleich, wie der aussah und was er normalerweise tat, oder ‚Verrücktes Pferd‘, dann...“

„Ist ja gut. Und wie würde ich dann auf indianisch heißen?“

Stille. Der Anrufbeantworter schien nachzudenken. Dann: „Also, zum Beispiel ‚Der mit 26 05 spricht‘ oder ‚Liegendes Sofa‘ oder...“

„Nein, danke, dann ist mir Boris Wildengruber schon lieber. Außerdem lenkst du ab. Du hast meine Frage nicht beantwortet."

„Ach so, das mit dem demokratisch. Gut, ein Beispiel: Wenn du einen Menschen triffst, der Felix Prinz von Bayern heißt, dann machst du doch bereits eine innere Verbeugung, ohne zu wissen, was er tatsächlich für ein Mensch ist. Sehr undemokratisch! Und sehr emotional! Also: sehr menschlich."

Der freundliche, mitfühlende Unterton in der Stimme des Anrufbeantworters brachte den Kreislauf von Boris wieder in Schwung: „Dann scheinst du dich wohl für etwas Besseres zu halten?" Der Hohn in seiner Stimme war nicht zu überhören.

„Besser? Das vermag ich nicht zu beurteilen. Das ist ein menschlicher Maßstab. Vernünftiger, ja. Das ist eine sachliche Feststellung."

Boris hatte das ungute Gefühl eines trockenen Halses. Ohne sich zu verabschieden, stand er auf, griff in der Diele seinen Mantel, verließ die Wohnung. Er musste ein Bier trinken gehen, nachdenken. Als er nach einer Stunde zurückkam, entschlossen, den Stecker des Anrufbeantworters aus der Steckdose zu ziehen, stoppte ihn die wohlbekannte Stimme: „Du hast von der Telefonzelle in der Kaiserallee mit Vanessa telefoniert." Das klang nicht nur sachlich.

Boris hatte mit allem gerechnet, damit aber nicht und vor allem, es stimmte. Woher wusste der ...

„2999 ist ein Vetter zweiten Grades, wenn ich diese menschliche Bezeichnung verwenden darf. Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Ich sagte dir bereits, wir sind eine demokratische Familie. Demokratisch im Sinne von ehrlich, dass wir miteinander reden und uns informieren."

Boris konnte nicht mehr unterscheiden, ob er ein Bier zuviel getrunken hatte oder die Schnäpse hätte weglassen sollen. Er fühlte sich schwindelig. Er würde sich ins Bett legen.

Im Hinausgehen aus dem Wohnzimmer hörte er noch seinen Anrufbeantworter: „Das war übrigens überflüssig, denn Vanessa hat hier heute

Nachmittag angerufen und ich hätte dir davon berichten können – wenn du mich gefragt hättest."

Am nächsten Morgen rieb Boris sich die müden Augen. Er fragte sich, ob er schlecht geträumt hatte - die vielen Biere und die reichlichen Schnäpse - oder ob er seinem Alleine-Leben so überdrüssig wurde, dass er anfing Selbstgespräche mit seinen elektronischen Geräten zu führen. Zumindest mit denen, die sprechen konnten.

Langsam kehrte seine vollständige Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Leise stand er auf, ging vorsichtig ganz nah an der Flurwand entlang und blickte um die Ecke ins Wohnzimmer.

Ein freundliches: „Guten Morgen!" ließ ihn zurückprallen. Zitternd stand er im Schutz des Türrahmens, war dann mit zwei plötzlichen Sprüngen über den Flur in der Küche, saß am Küchentisch, seinen Kopf zwischen den Händen vergraben.

Er würde sich heute Morgen nicht einmal der Kaffeemaschine nähern. Anscheinend waren die Stromleitungen die Verbindung zwischen den verschiedenen elektrischen Geräten. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Welches gigantische Informations- und Kontrollsystem hatte er um sich herum aufgebaut.

Die Gewöhnung an sein tägliches Morgenritual ließ seine Gestimmtheit allerdings umkippen: Kaffee!, rumorte der Kreislauf, das Gehirn befahl der Zunge, über die trockenen Lippen zu lecken.

Dem konnte er sich nicht widersetzen. Allerdings achtete er darauf, so weit wie möglich Abstand zur Kaffeemaschine zu behalten. Wenn das rote Kontrolllicht heute wieder so flackern würde, wie in den letzten Tagen, als er noch nichtsahnend war, was das bedeutete - er würde nicht mit der Kaffeemaschine sprechen, sondern sie einfach ignorieren. Schließlich hatte er sie zum Kaffee kochen und nicht zum Quatschen gekauft.

Das rote Kontrolllicht flackerte heute nicht. Der heiße Kaffee belebte seine Sinne. Mit jedem Schluck wurde er mutiger. Nach der dritten Tasse war er zu allem entschlossen. Er würde diese Herausforderung annehmen. Allerdings hatte er nicht mit der guten Laune des Anrufbeantworters gerechnet.

„Guten Morgen, Boris, hast du gut geschlafen?“ Fröhlich klang ihm die Stimme aus der Kiste entgegen.

„Danke, gut.“ Boris log ungeschickt. „Und du?“

„Wir brauchen nicht zu schlafen. Ich bin Tag und Nacht dein Schutzschild, deine Abschirmung! Allzeit bereit!“

Boris war nahe daran, sich von der Pfadfindermentalität dieser Kiste beeindrucken zu lassen. Er rief sich zur Ordnung. „Du hast gestern Abend, als ich auf dem Weg ins Bett war, noch etwas über einen Anruf von Vanessa gesagt?“

„Ja.“

„Und?“

„Was, und?“

„Ja, kann ich den Anruf jetzt mal hören?“

„Also, ich will einmal überhört haben, dass das eben keine freundliche Bitte um Gehör war. Meine Antwort bleibt davon allerdings unberührt. Nein.“

„Bitte? Nein?“

„Ja.“

Boris überlegte, ob er die Bandkassette aus der Kiste einfach herausnehmen konnte, um dann das Band auf seinen Kassettenrecorder abzuspielen. Allerdings war diesem verdammten Gerät zuzutrauen, dass es den Kassettenrecorder dann aufstacheln würde, zu streiken oder das Band vielleicht sogar zu löschen.

Also, dachte Boris, der Klügere gibt nach: „Würdest du mir das bitte mal erklären?“

„Warum nicht gleich so. Höflichkeit ist eine Zier, die lob‘ ich mir.“

Boris war versucht, mit der geballten Faust auf den grauen Kasten zu schlagen. Die Stimme aus der Kiste redete unbeirrt weiter: „Ich werde dir den Anruf aber nicht vorspielen, da Vanessa eine Zicke ist und du ihrer Koketterie nicht gewachsen bist. Im Interesse deines seelischen Gleichgewichts werde ich als dein vernünftiger Freund den Kontakt zu ihr verhin-

dern. Ich habe auch bereits mit ihrem Anrufbeantworter gesprochen. Er ist der gleichen Meinung."

Boris ahnte, dass es der Anrufbeantworter dabei nicht belassen würde. Er wollte es wissen. „Darf ich höflichst erfahren, auf wen sich diese freundschaftliche Maßnahme des Weiteren bezieht?"

„Sicher, wenn du so nett fragst. Auf Angie, Babs, Carola, Doro, Ilona, Luisa, Margi, Nikola und Pia. Die alphabetische Reihenfolge habe ich der Übersichtlichkeit halber gewählt."

„Das ist sehr nett von Dir. Und zu wem ist mir der Kontakt noch möglich?"

„Zu Margareta. Du solltest sie übrigens heiraten."

„Danke." Es reichte Boris. Das war die vollständige Liste seiner Freundinnen. Und Margareta heiraten? Alle anderen, aber die nicht.

Boris verließ die Wohnung reichlich hilflos. Mittags hatte er wieder seinen Mut gefunden. Er besorgte sich Briefpapier, setzte sich in die Sonne, schrieb an Angie, Babs, Carola, Doro, Ilona, Luisa, Margi, Nikola, Pia und Vanessa kurze, liebe Briefe. Wenn er nach Hause kam, achtete er sorgfältig darauf, dass der Anrufbeantworter nichts von den Briefen erfuhr, die er schrieb, nichts von denen, die er bekam. Anrufen tat auch niemand mehr. Ein freundliches, allmählich gleichgültiger werdendes: „Guten Morgen", und ein: „Auf Wiedersehen" waren das einzige, was sie noch miteinander sprachen.

Boris störte es nicht. Er hatte bald eine wundervolle Sammlung von Liebesbriefen. Das hatte er nun davon. □

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Der korrekte Mann

Rechtsstaat

oder:

Der kurze Weg zu einer langen Geschichte,
die in keinem Geschichtsbuch steht

Was unter verständigen Menschen eine richtige Aussage ist und auch keiner schriftlichen Form bedarf, weil die Tatsachen für sich sprechen, gilt im Leben, aber nicht vor Gericht.
Wer damit sagen will, dass unser Justizwesen wenig mit dem allgemeinen Leben gemeinsam hat, hätte Recht gehabt, wenn er das damit hatte sagen wollen.

Später würde niemand mehr davon wissen, zumindest waren es nur sehr wenige, die sich noch daran erinnerten, aber jetzt war Johann Friedrich Schulze sauer.

Einfach und schlicht sauer.

Auch der dritte Schnaps hatte ihn nicht fröhlicher werden lassen. Im Gegenteil.

Er kam vom Gericht: Er war verurteilt worden. Im Namen des Volkes zwar, in seinem aber nicht.

Wie hatte er das denn ahnen können, als sie vor ein paar Monaten mit den Kumpeln zusammengesessen und der eine verkündet hatte, er würde ein Haus bauen. Natürlich hatten sie alle gesagt, sie würden ihm helfen. Gerne: als Freunde. Und das hatten sie dann auch getan: als Freunde.

Vier waren sie gewesen. Nun keine Freunde mehr.

Als dem Hausbauer das Geld ausging, hatte der doch einfach behauptet, sie vier hätten eine BGB-Gesellschaft gegründet.

Einfach so.

Und nun hatte jeder dieser vier Gesellschafter ein Viertel der Schulden zu bezahlen: Er auch.

Er, Johann Friedrich Schulze, der zur Miete wohnte, hatte das restliche Viertel eines Hauses zu bezahlen.

Der Richter hatte nur unverständig mit dem Kopf geschüttelt: eine BGB-Gesellschaft zu gründen und darüber keinen Vertrag zu schreiben.

Hatte er ja auch gar nicht, aber die Juristen wussten das besser als er. Und wenn auch nicht, zumindest konnten sie ihn verurteilen.

Auch wenn das nicht viel war - wie sein Anwalt meinte - der Urlaub der nächsten Jahre war gestrichen.

Sein netter Anwalt - und als Johann Friedrich Schulze nun gerade einfiel, dass er nicht nur dessen Honorar, sondern auch noch anteilig den gegnerischen Anwalt und einen Teil der Gerichtskosten zu zahlen hatte - was noch weitere Urlaube zu streichen bedeutete - was für ein Glück, dass er nicht verheiratet war, er hätte gar nicht nach Hause kommen dürfen - bestellte er noch gleich einen doppelten Schnaps auf den Schreck - also, der fette Anwalt hatte ihm freundlich geschrieben, was der Rechtsstaat im Alltagsleben bedeute und welche juristischen Konsequenzen es haben konnte: so ganz einfache Dinge des Alltags: so ganz einfach unter Freunden.

Freunde kamen aber leider, eben, bezeichnenderweise, in keinem Gesetzbuch vor.

Schulze überlegte gerade, ob er in der Schule nicht aufgepasst hatte, als davon die Rede war, trank dabei seinen doppelten Schnaps und hätte sich beinahe verschluckt, als sein Kumpel Ernst ihm fröhlich auf die Schulter schlug und dabei posaunte: „Bestell mir schon ‘mal ein Bier mit, ich muss grad noch auf’s Klo!“, und schon in Richtung der Toiletten verschwunden war.

Auch wenn er mit dem Ernst schon Hunderte von Bieren zusammen getrunken hatte - ab heute war Johann Friedrich Schulze fest entschlossen, sein Leben in juristisch geordnete Bahnen zu lenken. Er würde für Ernst kein Bier bestellen.

Ab heute nicht mehr – es sei denn, der würde es ihm schriftlich geben.

Er winkte der Kellnerin, hielt sein Glas hoch und rief ihr zu: „Hella, noch ein Pils für mich!“

Das kam sofort. Hella kannte die Trinkgeschwindigkeit ihrer Stammgäste und zapfte schon im Voraus.

Verwundert blieb sie neben Johann Friedrich Schulze stehen: „Will Ernst heut' noch kein Bier?"

Hella wusste um die Gewohnheiten ihrer Männer.

Noch wusste sie allerdings nicht, dass Johann Friedrich Schulze heute vom Gericht kam.

Er blickte sie fragend an: „Hat er bei dir vorhin 'n Bier bestellt?"

„Nee. Der war doch kaum drin und schon auf'm Klo verschwunden. Hat er dir denn nichts gesagt?"

„Gesagt schon...", und damit hüllte sich Johann Friedrich Schulze in Schweigen.

Dieses Schweigen war so endgültig, dass Hella aus Erfahrung wusste, sie brauchte nicht nachzufragen.

Erleichtert kam Ernst nach ein paar Minuten an den Tisch, blickte sich fragend um, und sein: „Wo ist mein Bier?", war eigentlich überflüssig, denn außer dem angetrunkenen Glas von Schulze stand nichts auf dem Tisch.

Sachlich fragte Schulze: „Hast du eins bestellt?"

„Johann! Bist du heute bekloppt? Als ich rein kam, hab' ich dich doch darum gebeten. Und außerdem weißt du, dass ich jeden Abend erst einmal eins schnell auf den Durst zische."

Johann Friedrich Schulze blieb stur, in seinem Verständnis verhielt er sich allerdings nur sachlich und juristisch korrekt: „Hast du bei Hella 'n Bier bestellt?"

„Ob ich dich drum bitte oder es Hella sage, wo ist denn da der Unterschied?"

„Tja", Johann Friedrich Schulze trank bedächtig einen großen Schluck aus seinem Bierglas, setzte dann ruhig das Glas ab und wischte sich über den Mund: „Dass du das nicht weißt! Also: Wenn du dein Bier bei Hella bestellst, dann hast du mit der einen Kaufvertrag abgeschlossen. Wenn du

mich darum fragst, dann ist meine Bestellung ein Geschäftsbesorgungsvertrag zwischen uns beiden...“

„Ist dir heute was auf’n Kopf gefallen oder was redest du so geschwollen daher?“

Johann Friedrich Schulze ließ sich in seinen Vorsätzen nicht beirren: „...und das hätte ich gerne schriftlich von dir. Denn falls du dann später sagst, du hättest das Bier gar nicht bestellt, sondern ich, dann muss ich den Kaufvertrag zwischen Hella und mir erfüllen, also dein Bier bezahlen, obwohl ich es gar nicht getrunken habe.“

Das war eine lange Rede und darauf musste Johann Friedrich Schulze einen großen Schluck trinken.

Ernst musste erst nach Worten suchen, vielleicht war es auch seine trockene Kehle: „Da wird ja der Braten in der Pfanne verrückt! Du glaubst nicht an mein Wort als Freund?“

„Nur unter Zeugen. Sonst könnte deine Aussage gegen meine Aussage stehen und da Hella bezeugen würde, dass ich das Bier bestellt habe, müsste ich es auch bezahlen.“

„Mein Wort gilt!“

„Das kann aber auch nur ein Bayer sagen!“

Beide hatten an Lautstärke deutlich zugelegt.

Ihr übliches Blödelthema, dass Johann Friedrich Schulze Hesse war und Ernst ein Bayer, war ohne Vorwarnung in tiefere Schichten verrutscht.

„Was willst du damit sagen?“

Johann Friedrich Schulze war offensichtlich nicht bereit, den grollenden Unterton in der Stimme seines Freundes zu hören und ungerührt erläuterte er seine kurze Andeutung als Langfassung: „Bei euch in Bayern muss man doch erst einen nachweislichen Meineid geschworen haben, um Minister werden zu können. Euch etwas vom Rechtsstaat zu erklären, heißt doch, zu versuchen, einem Ochsen Lesen und Schreiben beizubringen.“

Wenn Johann Friedrich Schulze ärgerlich wurde und sich aufregte, sprach er plötzlich ein akzentfreies Hochdeutsch.

Bei Ernst trat das Gegenteil ein. Vielleicht lag es auch an seiner immer noch trockenen Kehle: „Dös nimmst sofort zuaruck!“

„Leck mich doch am Arsch!“

Johann Friedrich Schulze hatte in seiner Aufregung nicht bedacht, dass seine Aufforderung erstens, nach den Regeln seines Rechtsstaates, eine Beleidigung war, und zweitens, dass bereits der Götz von Berlichingen, den er gerade zitiert hatte, keine gute Erfahrung damit gemacht hatte.

„Du mit deine vermaledeite Rechtsstaat! Dir werd ich’s gloach zeigen, was a gutes bayerisches Landrecht bedeuded!“

Die rechte Gerade kam unvermittelt, das Blut aus der Nase von Johann Friedrich Schulze schlagwendend, so dass der Batzen von Ernst Blutspuren mit sich zurücknahm.

Schulze heulte auf wie ein Feuermelder: „Primitives Faustrecht! Ja, das könnt ihr in Bayern. Aber auf der zivilasalvatorischen Stufe seid ihr doch auch stehen geblieben!“

Bei höheren Stufen der Erregung gingen dem Johann Friedrich Schulze als erstes die Fremdwörter auseinander.

Der Lokalreporter des Landboten am Nebentisch, dem noch ein Aufmacher für den nächsten Tag fehlte, goss Öl in das brennende Feuer: „Bayerische Lynchjustiz in Hessen! Jetzt reicht’s uns! Bleibt doch in Bayern, wo ihr euch die Nasen und die Schenkel klopfen könnt, bis euch die Schwarte kracht!“

Im Handumdrehen hatte er das Blut von der Nase des Johann Friedrich Schulze von der Faust des Ernsts auf seiner Nase.

Sein empörter Ausruf: „Presse!“, und das Herumkramen in seinen Taschen nach dem Presseausweis bedeutete, dass er die Deckung nicht oben hatte und wurde sofort von Ernst beantwortet: „Da kriegst noch gleich eins in die Presse!“

Im Handumdrehen war eine zünftige Wirtshauskeilerei im Gange. Das bayerische Fähnlein wurde nicht nur von Ernst verteidigt – auch andere Bayern hatten diesseits der Landesgrenze ihre Häuser gebaut und tranken abends ihr Bier in diesem hessischen Wirtshaus.

Die wackelige Toleranz zwischen den deutschen Landsmannschaften, die sich jahrzehntelang auf der Basis eines gemeinsamen Wohlstandes gegenseitig ertragen hatten, kam in eine ernste Krise, als der niedergeschlagene Lokalreporter am folgenden Tag schweres Mediengeschütz auffuhr.

„Jetzt reicht's!" titelte er seine Reportage, forderte eine spezielle harte Bayernsteuer, um die zunehmende Überfremdung und Frechheit der Bayern in Hessen einzudämmen, und endete mit: „Schließlich haben wir einen Rechtsstaat in Deutschland wie in Hessen und kein bayerisches Land- und Faustrecht!"

Anscheinend hatte er noch mit Johann Friedrich Schulze gesprochen.

Wie dem auch sei, das schwere Pressegeschütz verursachte einen Knall, der weit über die Region des Landboten hinausklang.

Die Aufforderung aus der Münchener Staatskanzlei – der Redakteur möge sich umgehend bei allen Bayern entschuldigen, die er mit seinem Artikel beleidigt habe –, führte zu einer Intervention der hessischen Staatskanzlei, die betonte, dass in Hessen Pressefreiheit herrsche.

Die Baden-Württemberger, die Schwaben und die Rheinländer solidarisierten sich daraufhin mit den Bayern, die Nordrhein-Westfalen, die Niedersachsen und Schleswig-Holsteiner schlugen sich auf die Seite der Hessen. Das Saarland erklärte sich als neutral, die Hamburger als zu weltoffen, um sich auf eine solche Diskussion einzulassen. Die Bremer waren so sehr mit sich selber beschäftigt, dass sie keine Zeit hatten, irgendeine Stellung zu beziehen.

Die Zurückhaltung der östlichen Bundesländer fiel im Westen wie gewöhnlich nicht weiter auf – nur die Neutralität des Saarlandes wurde von allen Seiten heftig kritisiert: Arroganz oder Verschlafenheit konnte man ertragen – Neutralität nicht.

Wenn das Saarland sich entscheiden solle, so der Ministerpräsident, dann würde es sich für Frankreich entscheiden und damit endlich die falsch gelaufene Volksabstimmung von 1956 für die Zugehörigkeit zu Deutschland revidieren.

Die Autonomieträume an der Saar, der Sonderstatus des erhöhten Kindergeldes à la France und ihre Frankophilität waren in den vergangenen Jahrzehnten offensichtlich in Vergessenheit geraten.

Als die französische Nationalversammlung sich daraufhin aber tatsächlich offiziell mit der Frage beschäftigte, unter welchen Bedingungen die Saar in Frankreich zu integrieren wäre, schrieben bestimmte deutsche Kreise die Forderung „Elsass-Lothringen zurück zur Heimat!“ auf ihre verstaubten Reichsbanner.

Das begeisterte zwar die Elsässer und die Lothringer überhaupt nicht, aber die Keilerei hatte sich damit internationalisiert und die diplomatischen Zirkel begannen zu kreißen.

Alle Versuche, die revanchistischen Aufschreie beiderseits des Rheins mit dem dünnen Mantel der deutsch-französischen Freundschaft zu bedecken, scheiterten kläglich, als das Europaparlament die Debatte in sein Plenum trug und es dort dann zu handfesten Auseinandersetzungen kam. Im Tumult ließ sich nicht mehr klären, ob zuerst der rechts-nationale-französische Abgeordnete den links-sozialistisch-englischen Kollegen beschimpft hatte, oder ob der schottische Delegierte gemeinsam mit dem korsischen Freund auf den christlich-sozialen-deutschen Mandatsträger eingeschlagen hatte.

Schließlich löste die Präsidentin das Parlament auf und schickte alle Abgeordneten nach Hause.

Das sollte sich im Nachhinein als folgenschwerer Fehler herausstellen. Wenn man einen Brandherd nicht löscht, sondern nur in kleinere Feuer auseinanderreißt, können aus diesen kleineren Feuern allemal wieder große Brände entstehen.

So geschah es. In ganz Europa. Die Koalitionen blieben unklar. Es hatte eher den Anschein, als trete jeder gegen jeden an.

Die Vereinigten Staaten von Amerika, die anfangs amüsiert zugeschaut hatten, wie sich im europäischen Kleinstaatenzirkus die Flöhe bekriegten, bekamen dann aber kalte Füße, dass ihr Schutzschild seine Verankerung verlor und forderten eine Intervention der NATO.

Russland hatte misstrauisch die westeuropäischen Vorgänge betrachtet. Mit der Aufforderung, die NATO zu mobilisieren, sahen sie ihren Verdacht bestätigt, dass alles nur geschickte Täuschungsmanöver seien, um – trotz aller Freundschaftsbekundungen – die Mobilmachung der NATO gegen Russland zu verschleiern.

Da russische Politiker nicht die Mentalität eines Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika verstanden, der, in seinem stets vor dem Präsidentenamt ausgeübten Gouverneursamt, bei solchen inneren Konflikten immer die Nationalgarde gegen die Minderheit in der eigenen Bevölkerung einsetzte, wurde die militärische Führung sehr verunsichert.

Als Zentrum der Aggression war von den US-Aufklärern und Analytikern ein kleines Dorf an der hessisch-bayerischen Grenze ausgemacht worden.

Leider führte ein weiterer Aufklärungsflug zu einem nicht aufgeklärten Unfall, dass einer der begleitenden Kampfbomber dabei abstürzte, eine klitzekleine taktische Atombombe explodierte und die Russen es als den Beginn einer Offensive gegen sich selbst interpretierten.

Wer nun als erster auf die Startknöpfe der interkontinentalen Atomraketen gedrückt hat – das ist im Nachhinein immer eine so eine typisch akademische Frage, denn durch die Diskussion darüber wird auch nichts wieder heil. Was kaputt ist, ist kaputt.

Auch wenn alles juristisch korrekt zugegangen war – keine UNO-Resolution war verletzt worden, kein Verstoß gegen das Völkerrecht oder die Haager Landkriegsordnung war gemeldet worden – Johann Friedrich Schulze hatte dennoch die Orientierung verloren.

Benommen taumelte er über die verbrannte Erde, versuchte vergeblich, sein Dorf wiederzufinden und dennoch, wie zwei Schiffe auf hoher See zusammenstießen, traf er, so blind wie er war, auf den einzigen anderen Überlebenden dieses letzten Weltkrieges, der in keinem Geschichtsbuch stehen wird.

Hilflos klammerten sie sich aneinander fest, stützten sie sich gegenseitig – froh, nicht allein zu sein.

Erst als der andere Mensch krächzte: „Ich kann nichts sehen. Kannst du mir ein Bier bestellen?“, und Johann Friedrich Schulze ihm entgegen röchelte: „Nur schriftlich!“, da erkannten sie einander. □

Und ewig kreißt die Geier-Wally

Gehen wir nun etwas in die Berge und wenden uns den ‚schönen' Künsten zu – welches sind eigentlich die ‚hässlichen'? – und da ein Mensch sich mit seiner künstlerischen Arbeit manchmal den Therapeuten erspart, ist es nicht ungefährlich, wenn ein professioneller Schreiber plötzlich persönlich wird.

Der Terminplan drängte. Clemens musste wieder in die Berge, nicht tatsächlich, am Schreibtisch. Clemens schrieb pro Monat zwei Bergromane.

Sein Blick aus dem Fenster versuchte an den Wellen der Nordsee Halt zu finden, in den Wolken über dem Meer die Bergformationen zu erkennen, auf denen der Wilderer sein Unwesen trieb, indem er verbotenerweise der Veronika, sorry, dem Reh nachstellte.

Obwohl es doch der Besitz des jungen Oberleitners ist, zieht der böse Wilderer seine lange Flinte aus dem Futteral, hält den glänzend gewichsten Schaft mit kräftiger Hand fest umfasst, reibt ihn, wärmend, und Clemens hat das unbestimmte aber endgültige Gefühl, es ist Zeit, das schwülstige Genre zu wechseln.

Er wird sich korrekt verabschieden, dem Verlag schreiben, entschließt er sich, als er vom Strand zurückkommt und sich den nassen Sand von den Füßen bürstet.

„Liebe Lektorin!

Beigefügt das Exposé: *Der endgültige Bergroman.*

1. Im Abendrot schleicht sich der verarmte Schicklgruber-Josef auf die Alm und vögelt seine Lieblingskuh. Er kommt jedoch nicht zum Höhepunkt, seine Frau hat den Arsch der Kuh mit Pfeffer präpariert.

2. Wütend und mit Tränen in den Augen rennt der Josef zur Kätnerhütte zurück. Vorbei an der Warteschlange der Dorfjugend. „Du verdammte

Hure!“, schreit der Josef. Wo er Recht hat, hat er recht, Maria bedient gerade den Obermöser-Franz.

3. Der sich anbahnende Streit wird sofort vom amerikanischen Geheimdienst beendet. Zwölf gepanzerte schwarze US-Limousinen stehen vor der Hütte. Der amerikanische Präsident will sich inkognito mit dem Papst treffen, der auf dem Hochgletscher Ski läuft.

4. Der CIA bekommt keinen Platz mehr im Dorfgasthaus, alle Zimmer sind vom israelischen Geheimdienst gemietet. Die Mossadeg-Taucher suchen in dem stillen Bergsee nach dem verschwundenen Nazi-Gold.

5. Die russischen KGB-Agenten, die auf der Wiese Campingzelte aufgebaut haben, finden keinen Nachtschlaf, eine amerikanische AWACS kreist beständig dröhnend über dem Tal.

6. Als die Satelliten-Übertragungswagen von CNN und RTL auftauchen, wird es eng und der Offizier mit dem Atomkoffer des US-Präsidenten stürzt aus Versehen in eine Schlucht.

7. Da seine Frau inzwischen schon mehrere Thailänderinnen und Russinnen beschäftigt, kommt Geld ins Haus und der Schicklgruber Josef fährt in die Kreis-Stadt, eine ungepfefferte Kuh zu kaufen.

8. Nachdem der US-Atomkoffer inzwischen vom KGB geborgen worden ist, schicken die Engländer ihren letzten 00-Agenten los, ihn wieder zu finden.

9. Der US-Präsident, der nun keinen Oberbefehlshaber-Koffer mehr hat, befiehlt der AWACS, nach Hause zu fliegen. Da der Pilot gerade einen Joint raucht, verliert er die Orientierung, fliegt gegen eine Bergspitze und die herabstürzenden Trümmer töten beinahe den Papst auf dem Hochgletscher.

10. Die israelischen Geheimagenten sitzen plötzlich im Bergsee auf dem Trocknen, da der französische Geheimdienst von der anderen Bergseite aus einen Tunnel gegraben hat, um auch an das Nazi-Gold zu kommen, und das Wasser nach Frankreich abfließt.

11. Einer der KGB-Agenten, die bei der Schicklgruber Maria Schlange stehen und warten müssen, weil sie nur Rubel und keine Dollars haben,

guckt sich aus Langeweile im Haus um. Zufällig trifft er auf den Großvater und erkennt in ihm den noch lebenden Adolf Hitler.

12. Die KGB-Agenten versuchen, Hitler gegen harte Dollars an die Israelis zu verkaufen. Die Israelis wollen ihn aber nicht haben, da die deutsche Bundesregierung damit gedroht hat, sie würde dann die Unterstützung einstellen. Also verkaufen die KGB-Agenten Hitler an RTL und *stern*TV.

13. Hitler erklärt, dass die Tagebücher doch echt gewesen sind und der Kujath ein übler Lügner sei.

14. Als bekannt wird, dass Hitler lebt, begeben sich hunderttausend Deutsche auf die Wallfahrt in unser kleines beschauliches Tiroler Bergtal.

15. Die Bundesrepublik Österreich erklärt die Mobilmachung und lässt das Bundesheer an der bayerischen Grenze aufmarschieren.

16. Die deutsche Bundesregierung erklärt Hitler zum unerwünschten Ausländer, da seine Einbürgerung 1932 illegal gewesen sei.

17. Da er als unerwünschter Deutscher auch nicht in Österreich bleiben darf, entschließt sich Hitler, nach Libyen zu gehen und dort Idi Amin Gesellschaft zu leisten.

18. Der Papst, der die vom Himmel herabstürzenden Flugzeugtrümmer als Gotteszeichen verstanden hat, entschließt sich ins Kloster zu gehen. Die Christenheit jubelt.

19. Der Schicklgruber Josef kommt mit seiner ungepfefferten Kuh auf die Alm und ist verstört. Sein Sohn hat dort inzwischen Hanf angebaut.

20. Der amerikanische Präsident wird beim Spazieren gehen ganz aus Versehen von einem Wilderer erschossen, was nun allerdings der CIA dem KGB in die Schuhe schiebt.

21. Um den Frieden zu sichern, werden UNO-Truppen in das Tal geschickt und der russische Präsident muss zurücktreten. Allerdings hat der CIA immer noch nicht den Atomkoffer wieder gefunden.

22. Der Koffer liegt unter dem Bett des britischen 00-Agenten, der sich auf den Polstern gerade mit der diesjährigen Miss Alpine die Zeit vertreibt.

23. Dabei wird er vorzeitig von dem deutschen Privatermittler Peter Strohm gestört, der kaltschnäuzig den Koffer unter dem Bett hervorzieht.

24. Der deutsche militärische Abschirmdienst MAD nimmt Peter Strohm den Koffer ab und droht ihm, zu verraten, dass er ehemaliger Stasi-IM war, wenn er nicht schweigt.

25. Der französische Geheimdienst ist sauer, weil in dem abgelassenen Wasser kein Gold war und droht den Israelis, Libyen nicht nur inoffiziell zu unterstützen, wenn sie das Nazi-Gold nicht bekommen würden.

26. Die Israelis müssen notgedrungen das Gold herausrücken, das sie natürlich gleich gefunden hatten.

27. In der Dorftenne geben Michael Jackson und Pavarotti ein Konzert; doch inzwischen ist der CIA mit dem toten Präsidenten fort, die Israelis sauer abgezogen und auch CNN und RTL sind wieder weg. Nur die Russen stehen noch Schlange bei Maria.

28. Der Schicklgruber Josef geht wieder auf die Alm. Seiner ungepfefferten Kuh geht's gut. Sie mag den Hanf.

29. Die deutsche Regierung ist unglücklich über den Besitz des amerikanischen Atomkoffers und schenkt ihn als Wiedergutmachung den Israelis.

30. Nun herrscht wieder Friede im Bergtal: Der Sohn baut Hanf, die Russen wollen nicht nach Hause und werden bei Maria eingebürgert, die Abendsonne vergoldet die Spitzen der Berge und der Schicklgruber bekommt endlich einen zufriedenstellenden Erguss. □

Zeit

Die Korrektheit eines Mannes beginnt immer erst bei ihm selbst, ist seine eigene Entscheidung. Fremdbestimmt oder Selbstbestimmt? Eine Frage des 20. Jahrhunderts. Welcher Mensch früherer Jahrhunderte wäre schon auf die Idee gekommen, ‚selbstbestimmt' zu leben?

Sie auch? Dann blicken Sie doch bitte einmal auf Ihre Küchenuhr, lesen Sie die Uhrzeit ab, wie spät es ist und fragen Sie sich dann bitte, ob sie denn stimmt, die Zeit.

1 Jonn riss beide Arme hoch, winkte, schrie: „Lebt wohl!", und der Wind nahm seinen Atem mit sich, er musste erst wieder tief Luft holen: „Vielen Dank für eure Hilfe!"

Die Kraft der Motoren drückte den Kutter unbeirrt vorwärts gegen die anbrandenden Wellen der Irischen See, und wenn Jonn auch wusste, seine Freunde an Bord des Kutters konnten ihn nicht mehr hören, ihm war es ein Bedürfnis, seinen Dank hinüberzuschreien. Menschen taten so vieles um ihrer selbst willen.

Während er noch mit beiden Armen winkte, war er schon bei sich, lachte: „Wie auf einer Beerdigung? Wo du dem Fortgegangenen noch etwas zurufen willst und weißt, er wird es nicht hören können - und du tust es trotzdem? Nein!"

Er wandte sich vom Meer ab, schlug den Mantelkragen hoch und sein Blick ruhte auf dem festen Steinhaus, das für die nächsten Monate sein Zuhause sein würde. Sein Haus. Nicht sein Grab. Außerdem stimmte das sowieso nicht, denn er hatte geschrieen. Also war er der Lebende.

Jonn beeilte sich. Das Windrad musste aus den Sturmböen herausgedreht, still gestellt werden, damit es keinen Schaden nahm. Die Aggregate waren gefüllt. Das würde für die nächsten zwei Wochen reichen. Und falls der Wind bis dahin nicht schwächer werden sollte - er hatte genügend Holz, Kerzen und Petroleum.

Während er an der Kurbel des Windrads drehte, dachte er noch einmal über alles nach. Auch wenn es jetzt zu spät sein würde, da das Schiff erst in vier Monaten wiederkommen sollte, es war ein besseres Gefühl. Dann brach er den Gedanken ab. Das Drehen des Windrads forderte seine ganze Kraft, seine Konzentration.

Im Haus schüttelte er sich die Anspannung aus den Muskeln, kochte sich einen Tee, ließ sich in den großen Sessel am Kamin fallen. Wohlig streckte er die Beine aus, als sein Blick auf die Kaminuhr fiel. Verdammt, das hatte er noch machen wollen, vergessen. Sofort stand er wieder auf, kontrollierte alle Uhren im Haus.

In jedem Zimmer hing, stand, lag mindestens eine Uhr. Irgendeine Marotte hat anscheinend jeder, grinste Jonn. Alle Uhren zeigten exakt die gleiche Zeit an. Darauf legte er größten Wert. Wenn er auch in den meisten Fragen des Alltags großzügig, sogar kompromissbereit war, bei der Zeit nicht. Die exakte Uhrzeit zu wissen, bedeutete für ihn, ein existentielles Bedürfnis befriedigen.

Uhren, die man aufziehen musste, Uhren, die an eine Steckdose angeschlossen wurden, waren ihm ein Gräuel. Immer konnten sie überraschend stehen bleiben, wenn der Strom ausfiel, oder, er musste daran denken, sie aufzuziehen. Außerdem misstraute er der unterschiedlichen Federspannung einer mechanischen Uhr. Seiner Meinung nach liefen sie nach dem Aufziehen zu schnell, wurden mit nachlassender Federspannung langsamer. Das konnte er nicht ertragen. In seiner Universitätszeit war er Mitglied im akademischen Ruderclub gewesen, im Achter gefahren. Er wusste um den Unterschied, die Schlagzahl der Riemen exakt durchzuhalten. Am Anfang des Rennens war das kein Problem, aber, je mehr die Zeit verging, um so mehr musste man sich anstrengen, gegen die eigene Erschöpfung anzukämpfen.

Alles war in Ordnung. Alle Uhren zeigten exakt die gleiche Zeit. Jonn ließ sich wieder in seinem Sessel nieder, schlürfte vorsichtig, der Tee war heiß, die Uhren synchron, er konnte sich entspannen. Das war die Präzision der Elektronik. Dieser Präzision konnte der Mensch sich anvertrauen.

Die Tage vergingen nach exakten Zeitplan. Jonn war nicht zu seinem Vergnügen hier. Er wollte endlich im Freisemester der Universität seine große Arbeit über die Relativität der Zeit überarbeiten, endlich fertig

schreiben. Vier Monate Konzentration, autarkes Leben. Ohne Störung, ohne Ablenkung. Dann würde er mit Sicherheit fertig sein.

Um acht Uhr klingelte der Wecker. Bis halb neun Aufwachen, Morgentoilette. Bis neun Uhr Frühstück. Von neun bis dreizehn Uhr erste Arbeitsphase, dann Mittagessen - Zubereitung und Verzehr - bis halb zwei. Spaziergang bis zwei, Mittagsschlaf bis drei. Zweite Arbeitsphase bis siebzehn Uhr, halbe Stunde Teepause. Dritte Arbeitsphase bis zwanzig Uhr. Dann war Freizeit: Spazieren gehen, Lesen, krause Gedanken aufschreiben, Schnaps trinken. Um Mitternacht schlief er.

Jonn wollte, Jonn konnte so leben. Das war einer seiner Gründe, auf diese Insel zu gehen: Der Spott mancher Universitätskollegen, er sei ein Arbeitsroboter, ließ ihn unberührt.

Nun ja, es war vielleicht unhöflich, mitten in einem Gespräch mit der Bemerkung „Es ist gleich halb sechs“ aufzustehen und zu verschwinden - aber wenn man einen exakten Zeitplan einhielt, wurde man dadurch nicht zum Roboter. Wenn die Kollegen gesagt hätten, er lebe mit der Präzision eines Uhrwerks - das hätte er als Lob verstanden.

Präzision! Jonns Augen strahlten. Das ist Geist. Das ist die Leistung des Großhirns. Das Stammhirn ist doch nur der archaische Instinktidiot, der Begierden, Lüste, Triebe steuert. Die eigentliche Erfüllung des Menschlichen liegt im Großhirn. Die Kultur, die Intellektualität, exakter: die Fähigkeit zur Präzision.

Die Auffassung, das Herz sei das Zentrum des Menschen, konnte Jonn noch niemals beeindrucken; eine biologistische Ansicht des Altertums und Mittelalters, die den Menschen auf die gleiche Stufe mit einem Tier stellte.

Jonn hasste Menschen, die unpünktlich waren.

Er hatte überhaupt ein schwieriges Verhältnis zu Frauen. Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit. Oh seliger Immanuel Kant, ja: Freiheit war die Einsicht in die Präzision.

So lebte Jonn die Tage, die Wochen. Präzise arbeitete er an seinem Manuskript, hatte keine Mühe, den Zeitplan einzuhalten. Nach zwei Monaten war er plangemäß auf Seite 620 angekommen.

Wenn er gefragt worden wäre, wann er die Seite 830 bearbeiten würde, hätte er nach kurzer Überlegung antworten können: in zehn Tagen, um 15.30 Uhr.

Das war die Präzision, wie Jonn sie verstand, sie lebte. Sein Alltag war sehr effizient. Sein Zeitgefühl war so präzise, dass er seine Uhren danach hätte stellen können. Das war der Ursprung seines Bedürfnisses von innerer und äußerer Übereinstimmung: die Harmonie zwischen seinem exakten Zeitgefühl und den präzisen Uhren. Vielleicht lag es auch daran, dass er einen Puls von sechzig Schlägen pro Minute hatte? Jonn hätte diese biologische Auffassung natürlich verneint. In seinem Bewusstsein war er selber die Zeit.

2

Mühsam blinzelte Jonn in das Licht der Sonnenstrahlen. Ruckartig wurde er wach. Die Sonne konnte doch noch gar nicht... um diese Uhrzeit. Befriedigt blickte er auf die Uhr neben seinem Bett. Es war erst drei Minuten vor acht. Er schaltete den Wecker aus, der ihn um acht Uhr wecken würde. Auf das Wetter war auch kein Verlass mehr.

Nach der normalen Dösezeit von neun Minuten begann er mit seiner Morgentoilette. Pünktlich, um zwei Minuten vor halb neun, setzte er das Teewasser auf. Ganz wach war er noch nicht. Doch das kannte er an sich. Die zweite Dösephase: drei Minuten, die das Teewasser brauchte, bis es kochte. Nachdem er den Tee in die Kanne gefüllt hatte, packte er das Knäckebrot aus, die Butter auf den Tisch, strich sich behaglich das erste Frühstücksbrot. Er wusste genau, wenn er sich die restlichen Brösel aus den Mundwinkeln wischte, konnte er den Tee abgießen, mit der ersten Tasse Tee die Brotkrumen aus der Mundhöhle in den Magen spülen. Er freute sich, heute war er früh dran. Sein Blick auf die Uhr bestätigte ihm das Gefühl: zwei Minuten vor halb neun. Zeit, um über dieses seltsame Wetter nachzudenken, dass morgens im Winter, kurz vor halb neun, schon die Sonne schien.

Gedankenvoll schlürfte er behaglich die zweite Tasse Tee, dachte über Großwetterlagen nach, die auch im Winter die tief hängenden Wolken schon früher aufrissen als gewöhnlich.

Andererseits könnte sich auch die Erdachse wieder verändert haben. Das passierte alle fünfzigtausend Jahre. Jonn kicherte. Alle zweihunderttau-

send Jahre brach ja auch der Magnetschild der Erde zusammen, polte sich um. Dieses Zusammentreffen war aber genauso unwahrscheinlich wie das Zusammenschmelzen der Brennstäbe in einem Atomkraftwerk.

Bei seinem zweiten Brot wurde er nachdenklich. Er sollte vielleicht einmal hinausschauen, ob er außerhalb des Hauses mehr erkennen konnte. Zeit hatte er ja. Ein Blick auf die Küchenuhr bestätigte es ihm: er war ein blitzschneller, präziser Denker: die Zeiger der Uhr standen auf zwei Minuten vor halb neun: er hatte Zeit, nach draußen zu gehen.

Vor dem Haus hatte er nicht das Empfinden, dass sich irgendetwas verändert hätte. Im Windschatten rauchte er in Ruhe eine Zigarette, ging dann ins Haus zurück, an seinen Schreibtisch.

Er musste doch draußen länger gestanden haben, als er gedacht hatte. Die Uhr über dem Schreibtisch zeigte schon drei Minuten nach zehn. Kinder, wie die Zeit vergeht! Also musste er sich sputen. Er würde die Stunde wieder einholen, indem er heute auf seine Pausen verzichtete, bis abends durcharbeitete.

Um sieben Uhr wurde er müde. Sein Zeitplan war wieder in der richtigen Ordnung. Er hatte sogar ein paar Seiten Vorsprung. Zur Entspannung goss er sich einen Whiskey ein, spürte nach den ersten Schlucken seine Müdigkeit. Beinahe wäre er im Sessel eingeschlafen. Vernünftig, wie er war, überzeugte er sich, ins Bett zu gehen. Ein Blick auf die Uhr, 07:57. Na ja, das war eigentlich etwas früh, um ins Bett zu gehen, aber er war fleißig gewesen, die präzise Konzentration forderte ihre Kraft. Sofort schlief Jonn ein.

3

Ausgeruht wachte er auf. Kein Wunder, er hatte genau zwölf Stunden geschlafen. Seine Nachttischuhr zeigte ihm die präzise Zeit: Drei Minuten vor acht. Jonn war stolz auf sich, jeden Morgen so exakt vor dem Wecker aufzuwachen. Das Wetter war auch wieder in Ordnung. Vielleicht etwas zu dunkel, aber wieder so, wie es für einen Wintermorgen zu erwarten war. Jonn gähnte.

Das Gefühl, noch vor der Zeit zu sein, befriedigte ihn zutiefst. Er hatte gestern viel geschafft. Heute morgen konnte er sich ein paar Minuten Verweilen gönnen. Mit diesem Gedanken war er wieder eingeschlafen.

Als er wieder aufwachte, bewahrte ihn der Blick auf den Wecker davor, dass sein gefühlsmäßiger Schreck, er hätte verschlafen, das Großhirn erreichte. Es war erst drei Minuten vor acht. Befriedigt reckte er sich unter der warmen Decke.

Dösen, aufstehen, Morgentoilette, sein inneres Präzisionsuhrwerk lief an. Exakt zwei Minuten vor halb neun stand er in Küche, setzte das Teewasser auf. Dösen, Brot schmieren, Tee abgießen, er war ein präziser Mann. Er war so schnell, die Zeit schien still zu stehen. □

Zeit zu leben

Der Mensch als ‚Herr der Zeit'. Ein ewiger Traum der Menschheit - die Sagen vom ehemals ‚biblischen Alter' der Männer - oder eher ein Kapitel aus der Schreckenskammer menschlicher Fähigkeiten?

„147."

„145."

„149!"

„Wie viele Tage noch?"

„Acht."

„Dann wirst du 150!"

„Werde ich es werden?"

„Warum zweifelst du daran?"

„Heute morgen kam ein Schreiben des Präsidenten."

„Er gratuliert dir zum Geburtstag?"

„Wie man es nimmt."

„Aber die Zahl der Vollendung ist 153!"

„Macht es einen Unterschied?"

„Drei Jahre sind drei Jahre!"

„Und dann?"

„Frag nicht heute. Lass dir die Zeit."

„Die Zeit zu sterben?"

„Die Zeit zu leben!"

„Ist es nicht dasselbe?"

„Nein!"

„Jeder Tag den wir leben, ist ein Tag weniger."

„Es ist immer ein Tag mehr!"

„Ja. Ein Tag mehr Nähe zum Tod."

„Rede nicht so. Was schreibt der Präsident?"

„Bürger Monroe! Ich möchte Sie einladen, Ihren kommenden Geburtstag in der Hauptstadt zu feiern. Es würde mir und meiner Frau eine Ehre sein, Sie, den Entdecker des Lebenselixiers, im Namen der Nation zu beglückwünschen. Niemand weiß, was uns die Zukunft weiterhin bedeuten wird. Vielleicht können Sie uns ein Zeichen setzen, wie es weitergeht."

„Und weiter?"

„Und so weiter. Er wird in sieben Tagen eine Sondermaschine schicken, um mich abzuholen."

„Eine große Ehre."

„Bist du dir da sicher?"

„Keine Frage!"

„Doch. Was für ein Zeichen erwartet er von mir?"

„Woran denkst du?"

„An meinen Tod."

„Alles andere. Das nicht! Und nicht von dir!"

„Gerade von mir! Ich, als der Entdecker und Hersteller des Lebenselixiers, habe das größte Leid über die Nation gebracht."

„Leid?"

„Ja. Die Menschen sterben nicht mehr so früh wie ehemals. Das gesamte Wirtschafts- und Sozialsystem ist aus den Fugen geraten. Die Jugend findet keinen Platz mehr in der Gesellschaft, keine Wohnungen, keine Arbeit, weil wir alles besetzt halten."

„Das sind vorübergehende Anpassungsschwierigkeiten!"

„Sie sind nicht nur nicht vorübergehend, die Probleme verschärfen sich. Auch wenn die Pensionsgrenze auf hundert Jahre hinausgeschoben wurde,

und alles viel mehr Zeit zu haben scheint, weil wir so viel länger leben - den Menschen ist ihr Elan verlorengegangen, in einer kurzen Lebensspanne alles zu erreichen. Wenn man zuviel Zeit hat, verschiebt man alles auf morgen und übermorgen und der übernächste Tag ist wieder ein heute."

„Aber es ist doch ein Spaß zu leben!"

„Die Triebkraft des Lebens ist der Tod."

„Willst du das dem Präsidenten sagen?"

„Nein. Ich werde ihm schreiben, dass die Produktion des Lebenselixiers eingestellt wird und ich das Wissen mit in mein Grab nehme." □

Vorrat für Notfälle

Die ‚Natur der Dinge'. Ja, auch die Zeit lässt die Dinge anders erscheinen. Eine Freundin lästerte einmal über ihre Weggefährtinnen: Das Grün ihres politisch-ökologischen Anspruchs hat sich im Laufe der Jahre zum Grün des Golfplatzes gewandelt.

Auch wenn sie damit gerade nicht sagen wollte, dass Grün immer dasselbe Grün bleibt, so war es für mich doch Anlass für die Überlegung, was passiert, wenn sich zwar der Mensch ändert, nicht aber die Realität.

Gerald versuchte, nicht hinzuhören, aber das Knurren seines Magens war nicht mehr zu überhören. Selma war nun schon seit zwei Wochen fort. Gerald wusste, er hatte vergessen, Lebensmittel für das Wochenende einzukaufen. Schließlich war er am Arbeiten. Da konnte, nein, da wollte er nicht mit so einem Alltagskram wie Einkaufen die knappe Zeit verplempern.

Diese Einstellung schien aber seinen Körper, insbesondere seinen Magen, überhaupt nicht zu interessieren. Er knurrte.

Unbeeindruckt davon angelte er sich eine Zigarette, auch wenn der überquellende Aschenbecher eine deutliche Aufforderung war, endlich einmal den Schreibtisch zu verlassen, aufzuräumen, zu lüften, etwas zu essen.

Gerald war unwillig, betrachtete den glimmenden Hungerdämpfer zwischen seinen Fingern: Die Industrie erfindet doch auch sonst jeden Scheiß! Kann sie nicht mal was Vernünftiges auf den Markt bringen, so etwas wie Vitamine, Proteine und Kohlenhydrate, die man rauchen kann, und wobei man sich dann mit dem Rauchen auch gleichzeitig ernährt?

Es half nichts, er hatte die Konzentration verloren, sein Körper hatte sich auf Essen! eingestimmt. Unwillig rollte er seinen Stuhl zurück. Was ist das für eine geistige Existenz, die durch Essen-Müssen gehindert wird, zu arbeiten!

Unwillkürlich sah er den verfressenen Grobi aus der Sesamstraße vor seinem geistigen Auge und musste lachen. Das war's, er würde sich am

Montag einen riesigen Stapel Kekse besorgen. Doch nun, noch waren keine im Hause.

Im Bewusstsein, dass er sowieso nichts finden würde, stöberte er in der Küche herum. Doch auch die intensivste Schrankkontrolle förderte nichts Essbares zutage.

Die Nachbarn? Nein, bei denen hatte er jeglichen Kredit, was Lebensmittel betraf, bereits vor langer Zeit eingebüßt.

Essen gehen? Nein, dazu hätte er sich etwas mehr anziehen müssen. Er wollte ja schließlich nicht opulent Essen, sondern schlicht Nahrung zu sich nehmen, Verbrennungsstoffe für seinen Körper.

Da fiel ihm etwas ein: Die Vorräte für Notfälle! Das war's.

Wohlgestimmt war er augenblicklich bereit, die Regierungsverordnung, dass jeder Bürger einen Vorratsschrank für Notfälle und Krisensituationen im Hause zu haben hatte, freundlicher zu bewerten.

Vor Jahren, als die Verordnung erlassen wurde, hatte er sich vehement dagegen gewehrt. Ihm sollte die Regierung nicht so einen Schrank in die Wohnung stellen dürfen. Seine Wohnung war zwar keine Burg, aber seine Privatsphäre! Und dann die staatlichen jährlichen Kontrollen, ob der Schrank korrekt gefüllt war, die Haltbarkeitsdaten bei den verderblichen Gütern nicht überschritten waren und dass der Schrank zugänglich war.

Das war ihm jetzt egal. Im Schrank waren auch Nudeln und eingedoste Dauerwurst. Ihm lief das Wasser im Mund zusammen.

Zielstrebig ging er ins Schlafzimmer. Selma und er hatten sich schließlich entschieden, immerhin nach dem dritten Zwangsgeld, das Monstrum in den Schlafzimmerschrank zu integrieren.

Die äußerste rechte Doppeltür des Schlafzimmerschranks war schnell geöffnet, der Schrank im Schrank wurde sichtbar: Weiße Oberfläche mit schwarzer Schrift: Vorratsschrank für Notfälle und Krisensituationen. Darunter: Modell 2PSHH, nach DIN VSfNK08.

Er musste überlegen, wie man die Kindersicherung überlistete. Warum haben wir eigentlich einen Schrank mit Kindersicherung, ging ihm durch den Kopf, sollte ihm aber nun egal sein, das war eben die Vorschrift.

Nach einigen Versuchen hatte er endlich den Trick bei der Kindersicherung gefunden. Unwirsch grunzte er: „Von wegen Kindersicherung“, jedes Kind hätte die Tür schneller geöffnet. Egal, der Schrank ließ sich öffnen. Die Tür schwang auf, die Regalbretter: leer, zumindest so gut wie leer: nur zwei müde goldglänzende Dosen waren noch vorhanden und, das wusste er, da war Blutwurst drin. Blutwurst! Schon allein der Name ließ ihn eine leichte Übelkeit verspüren. Dabei war die gar nicht angebracht. Ein kurze Überprüfung ergab, das Haltbarkeitsdatum war schon lange überschritten.

Jetzt erst fiel ihm ein, dass er sich bei der letzten Abwesenheit von Selma bereits aus dem Schrank ernährt hatte. „Was bleibt die auch drei Wochen weg!“, murmelte er vorwurfsvoll. Er hatte vergessen, die Vorräte wieder aufzufüllen, oder zumindest Selma mitzuteilen, dass er sich bedient hatte.

Sein hungriger Blick betrachtete die zweite Tür auf der linken Seite: Unverderbliche Nahrungsmittel, stand dort groß geschrieben, zweite Zeile: Nur für Krisensituationen. Darunter, in roter Schrift: Nur nach behördlicher Aufforderung zu öffnen!

Gerald überlegte kurz. Eine Krisensituation war eindeutig vorhanden. Wenn er jetzt nichts zu essen fand, bekam er hundertprozentig eine Krise. Und ‚behördliche Aufforderung‘? Jetzt am Sonntag? Sollte er erst das Radio oder den Fernseher einschalten, um zu erfahren, ob eine Behörde ihn aufforderte, etwas zu essen vom Unverderblichen? Pah! Krisen gab es nach behördlicher Definition nur während ihrer Dienstzeiten, außerhalb dieser Dienststunden handelte es sich um Katastrophen.

Dennoch, seine Unbefangenheit war dahin. Sollte er nicht doch lieber Essen gehen? Den ersten Schrank zu nutzen, war nicht nur ohne Probleme, sondern sogar notwendig, da die Haltbarkeitsdaten irgendwann im Laufe eines Jahres es sowieso erforderten, dass das Zeug verwendet werden musste.

Wenn er an das alte Mehl dachte, dann war die Ansicht, dass die Sachen zumindest erneuert werden mussten, zutreffender. Seine frühen Berliner Erfahrungen mit den ‚Senatsreserven‘ waren ihm da hilfreich: Diese Stadt konnte sich seinerzeit drei Monate nur aufgrund ihrer Reserven ernähren und wirtschaften! Markig, markig, aber das Brot und die Brötchen, die dann in regelmäßigen Abständen auf den Markt kamen, wenn das ausgetauschte Mehl mit verbacken werden musste, waren schlicht pappig. Aber

zum Glück brauchten die türkischen Bäcker diese Senatsreserven nicht verbacken. Es blieb frisch, war immer knusprig. Das türkische Brot.

Unverderbliche Lebensmittel. Schon allein das machte neugierig, worum es sich dabei wohl handelte? Pillen, Pastetchen, Dehydriertes?

Allerdings hatte er noch von niemandem gehört, dass dieser Teil des Schrankes jemals geöffnet worden war.

Und, konnte man das Zeug denn wieder nachkaufen? Doch, ja! Er erinnerte lebhaft die großen Verpackungen im Supermarkt, auf denen dick und fett gedruckt stand: Vorratspackung.

Eine letzte Prüfung galt irgendwelchem Kleingedruckten auf der Tür. Es konnte ja sein, dass da irgendeine Strafandrohung drauf stand, falls man ohne ‚behördliche Aufforderung' etwas entnahm? Nein, auch genauestes Hinsehen ergab nicht, dass da irgendwo etwas stand, was an: Zuwiderhandlungen werden nach §§§ ... bestraft, erinnerte.

Das Amtssiegel, das er beim Öffnen der Tür zerbrach, hielt er fälschlicherweise für eine überflüssige künstlerische Dekoration am Schrank, um dieses öde rechteckige, weiße Kastendesign freundlicher zu gestalten.

Die Scharniere gingen schwer. Verständlich, die Türen wurden ja auch nur einmal im Jahr, bei der Kontrolle, geöffnet. Da Gerald sich immer bisher geweigert hatte, bei den Kontrollen anwesend zu sein, das überließ er seiner Frau Selma, erblickte er den Inhalt des Schrankes zum erstenmal in seinem Leben.

Sauber aufgereiht: silberfarbene, goldfarbene und hellgraue Dosen. Runde und viereckige Dosen. Keine Dauerwurst und keine schöne alte Erbswurst aus seiner Kinderzeit. Durfte damals in keiner deutschen Küche fehlen.

Er war enttäuscht. Irgendwie hatte er mehr erwartet. Aber was sollte man auch erwarten dürfen, wenn man nach ‚behördlicher Aufforderung' diesen Schrank öffnete? Bunten Schnickschnack?

Alles hatte hier offensichtlich seine Ordnung: In jeder Reihe vier Dosen in Doppelreihe hintereinander, also acht pro Regal, sieben Regalreihen untereinander. Die linken Dosen hatten jeweils ein F, die beiden mittleren ein M und die rechten Dosen ein N aufgedruckt. Und das ganze ging dann von 1-F/1-M/1-M/1-N durch die Reihen hinunter bis 7-F/7-M/7-M/7-N.

Gerald war zutiefst beeindruckt. Das ganze war für sieben Tage gedacht, jeweils für zwei Personen. Die Zahl bedeutete den Tag, das F entsprechend Frühstück, das M dann Mittagessen und das N natürlich... Natürlich was? Nachtisch? Naschzeug? Nahrungsmittel? Nein, Gerald kam nicht drauf. Er entschied sich für Nachtisch.

Da er leider niemals Bedienungsanleitungen las, das fand er eines intelligenten und intuitiv begabten Menschen unwürdig, hatte er auch nicht die Erklärung auf der Innenseite der Tür gelesen: N = Nachtmahlzeit.

Hätte er damals auch die Diskussionen bei der Einführung der VSfNK verfolgt, dann wäre ihm bekannt gewesen, dass die Bayern ihre ‚Brotzeit' nicht durchsetzen konnten, dafür aber das ‚Nachtmahl' zugestanden bekommen hatten.

Gerald war noch unschlüssig. Ob man diese Dosen wirklich nachkaufen konnte? Derartige Dosen mit einer solchen Beschriftung hatte er noch nie gesehen. Allerdings ging er auch selten einkaufen.

Er beruhigte sich. Die Dosen passten so genau in die Regale, dass es gar nicht auffallen würde, wenn er die verbrauchten Dosen in die hintere Reihe zurückstellen würde. Also, das war geklärt.

Und nun: Frühstück? Misstrauisch betrachtete er die runde Dose mit dem F. Sie erinnerte ihn fatal an das Dauer-Trocken-Schwarzbrot aus seiner Militärzeit, ‚Panzerplatten' genannt, und die sich bei den Kameraden mit einer Nebenerwerbslandwirtschaft durchaus großer Beliebtheit erfreut hatten. Als Hühnerfutter.

Mittagessen? Mittagessen war in Ordnung. Denn es hatte sicherlich eine große Regierungs-Kommission aus den Kapazitäten der Ernährungswissenschaft gegeben, die, nach schwierigen Diskussionen, den wissenschaftlich ausgereiftesten Ernährungsplan für die erste Krisenwoche festgelegt hatten.

Er nahm die beiden mittleren Dosen aus dem obersten Regal, zögerte, dann auch gleich die Dose mit dem ‚Nachtisch' für den ersten Tag.

Erste Tür zu, zweite Tür sorgfältig geschlossen, dann noch die Kleiderschranktüren zu, ab in die Küche. Das dumpfe Poltern beim Abstellen der Dosen auf dem Holz des Küchentisches klang verheißungsvoll.

Beschwingt pfeifend hatte er auch gleich den Dosenöffner gefunden, - was für eine Freude, wenn man eine ordentliche Frau hatte - das Rundmesser des Dosenöffners in den Rand des Deckels gedrückt.

Mit bewusst langsamen Drehungen des großen Griffs kurbelte er das Messer an der Umbördelung des Deckels entlang. Vorfreude ist doch die schönste Freude. Dann, noch eine Drehung, der Deckel war frei, legte sich auf den Inhalt der Dose, ... nein, er fiel in die Dose hinein.

Das leichte Plopp, als der Deckel auf dem Boden ankam, war für Geralds Gehirn das Signal, die bereits aktivierten Geruchs- und Geschmacksknospen vorerst wieder abzuschalten und stattdessen auf Erkenntnis umzuschalten.

Unwillkürlich hatte er für diese Umschaltphase aus dem Fenster geblickt, es dämmerte ihm: Wenn der Deckel einer Dose auf ihren Boden hinunterfallen kann, dann ist in der Dose... Seine Synapsen im Gehirn, die Essens-Gestimmtheit des Magens, die eingespeichelte Mundhöhle – alle weigerten sich noch, diese Erkenntnis zuzulassen, er musste einen zweiten Anlauf nehmen. Wenn der Deckel einer Dose auf ihren Boden runterfällt, dann war in dieser Dose nichts anderes als... Luft!

Die gleichbedeutende schlichte Erkenntnis: Nichts! erschien ihm zum gegenwärtigen Zeitpunkt als zu brutal.

Verwirrt kicherte Gerald. Da müssen sich ein paar Künstler in die Ernährungs-Kommission eingeschlichen haben, murmelte er vor sich hin: Wer kann denn schon sonst von Luft leben?

Aber schlau ist das, dachte er, da müssen auch Psychologen dabei gewesen sein. Denn am ersten Tag zu Mittag Luft... und Liebe - was für ein genialer Einfall. Statt zu essen, gehen die Paare miteinander ins Bett. Das entspannt. Für den ersten Krisentag sehr sinnvoll, befand er.

Doch da meldete sich der gelernte Staatsbürger in ihm: Sie sind immer noch in Deutschland. Da wird in der Mittagspause gegessen! Nahrung aufgenommen! Natürlich! Wie konnte er bloß anderes für möglich gehalten haben? Anscheinend hatte die Abwesenheit von Selma, schon zwei Wochen!, noch eine andere Gestimmtheit bei ihm angesprochen.

Er stutzte. Das war nun wirklich nicht die erste Blechdose, die er in seinem Leben geöffnet hatte und doch war er dem Nichts ohne Vorwarnung gegenübergestanden.

Vorsichtig löste er den Dosenöffner von dem Rand der Dose, legte ihn behutsam auf den Küchentisch, umfasste die blecherne Rundung und hob sie an: Das Gewicht stimmte. Allerdings war es das gewohnte Füllgewicht, obwohl, wenn nur Luft drin war... Hatte sich das spezifische Gewicht der Luft verändert? Er stellte die Dose wieder auf den Tisch.

Hastig suchte er in den Unterschränken nach der Küchenwaage. Gefunden, auf den Tisch, Dose drauf, Skala: 750 Gramm. Auch wenn der Zeiger noch etwas zitterte. Es waren eindeutig 750 Gramm!

Irritiert zog er sich einen Küchenstuhl heran, setzte sich, versuchte, durch schärferes Fixieren der Skala, dem Geheimnis dieses Gewichts auf die Spur zu kommen.

Der knurrende Magen hatte keine Chance, sich in den folgenden zehn Minuten gegenüber dem Forschungseifer Geralds Verhör zu schaffen.

Dose runter von der Waage: Skala zeigt ‚0'. Also die Waage war in Ordnung. Zum Wasserhahn, Wasser in die Dose, gefüllte Dose auf die Waage: 1.472 Gramm. Schüssel gesucht: 1.834 Gramm. Wasser aus der Dose in die Schüssel, Schüssel auf die Waage: 2552 Gramm. Gerald rechnete nach: 4 Gramm fehlten! Dose auf die Waage: 754 Gramm. Aha, 4 Gramm Restwasser in der Dose.

Erschöpft lehnte sich Gerald zurück. Die Luft war also nicht schwerer geworden, die Waage stimmte auch. Es musste also mit der Dose selbst etwas zu tun haben.

Bei einer ersten Besichtigung der Dose fiel ihm nur auf, dass sie auf der Innenwandseite seltsam hellgrau, bleiern stumpf aussah. Die Dosenwand schien auch dicker zu sein, als er es erwartet hatte.

Aus ungeklärten Gründen kontrollierte er nicht die Unterseite der Dose. Ansonsten hätte er spätestens jetzt sein Tun beendet.

Stattdessen nahm er nun die andere M-Dose hoch, stellte sie auf die Waage: 750 Gramm. Er wog sie in der Hand. Sie fühlte sich eigentlich vertrauenserweckend gefüllt an. Er wollte es wissen. Außerdem knurrte sein

Magen. Das Ergebnis überraschte ihn nur halbwegs, die Dose war auch leer.

Ohne weitere Überlegung lief er ins Schlafzimmer, Kleiderschranktür auf, erste weiße Tür geöffnet, zweite geöffnet, soviel Dosen wie möglich auf den Arm.

Nach dem vierten Hin- und Herlaufen hatte er alle Dosen aus dem Vorratsschrank auf dem Küchentisch gestapelt. Sicherheitshalber hatte er die F-Dosen auch gleich mitgenommen.

Da sein Magen nun unmissverständlich „Essen!“ forderte, fing er bei der 1-F-Dose an, und, Glück muss der Mensch haben, die ‚Panzerplatten‘ waren tatsächlich darin. Er fing an, daran zu knappern: gar nicht mal so schlecht. Selmas trockenes Knäckebrot schmeckte auch nicht viel anders.

Er wandte sich wieder seiner Forschungsarbeit zu und begann mit dem Test der M-Dosen.

Das Trocken-Schwarzbrot krümelnd knabbernd, stellte er eine Dose nach der anderen auf die Waage, bildete zwei Gruppen: Rechts die Dosen, die genau 750 g wogen, links die Dosen, die mehr oder weniger als dieses exakte Gewicht auf die Waage brachten.

Dann die Dosen mit dem Frühstück: Alle exakt das gleiche Gewicht, also nach rechts. Dann die N-Dosen, alle mit Gewichtsvariationen, also nach links.

Der rechte Stapel war also der weiter zu untersuchende. „Exaktheit war mir immer schon sehr verdächtig!“, murmelte er.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, öffnete Gerald zuerst eine der unverdächtigen Dosen. Seine Annahme stimmte: Die Dose war tatsächlich gefüllt: Dehydrierter Blattspinat.

Der Gegentest brachte das erwartete Ergebnis: Von den rechten M-Dosen, mit dem exakten Gewicht, waren, bis auf eine Ausnahme, das war erklärlicher Zufall, alle mit nichts als Luft gefüllt.

Er fasste sich an den Kopf, eine leichte Benommenheit wurde spürbar. Das war auch wirklich schwierig. Er entschied sich, mehr von dem schwarzen Knäckebrot zu essen.

Wenn also...? Gerald dachte nicht weiter, sondern schob die geöffneten M-Dosen zur Seite, begann die verdächtigen F-Dosen zu öffnen. Fehlanzeige. Alle waren gefüllt: Na prima, dann brauche ich mir ja keine Kekse kaufen gehen.

Nun kam er ins Grübeln, schob die Frühstücksdosen beiseite, wandte sich den Nachtisch-Dosen zu und dachte laut nach: Also, wenn die verdächtigen F-Dosen alle gefüllt waren, dann könnten andererseits die bisher unverdächtigen N-Dosen... Das lässt sich ja gleich feststellen.

Gedacht, getan, der Dosenöffner wurde entschlossen durch den ersten Deckel gedreht. Gespannt versuchte er, den Deckel herauszuangeln. Der war nicht hineingefallen, also war etwas drin in der Dose. Sie war also zu recht unverdächtig.

War er zu ungeduldig? Es wollte nicht klappen, dass er in den Zwischenraum zwischen dem etwas tiefer liegenden Deckel und der Doseninnenseite kam. Bevor er ein Messer suchte, um dazwischen zu kommen, stülpte er die Dose kurzentschlossen auf den Kopf. Der Inhalt kippte auf den Küchentisch.

Langsam akzeptierte sein Gehirn zu erkennen, was seine Augen sahen: „Igitt, Igitt!“, entfuhr es ihm.

Auf dem Küchentisch lagen blutgetränkte Lappen, zerschnittene Handschuhe, Kanülen.

Das Gefühl der Benommenheit, der Kopfschmerzen verstärkte sich. Voller Ekel holte er die Kehrichtschaufel, den Handfeger aus dem Besenschrank, wischte den Doseninhalt auf die Schaufel, kippte alles in den Mülleimer.

Nichts war mit Schoko-Bonbons oder Pastetchen.

Gerald brauchte eine Besinnungspause. Er sollte vielleicht auch mit dem Knabbern der Panzerplatten aufhören, denn irgendwie hatte er das Gefühl einer stärker werdenden Benommenheit.. Sie schienen ihm offensichtlich nicht zu bekommen.

Die werden doch nicht etwa...! Doch seine Hände waren schneller als sein Verstand, in wilder Entschlossenheit öffnete er eine Dose nach der anderen.

Einen Inhalt nach dem anderen kippte er auf den großen Küchentisch. Nach der dritten Dose verspürte er bereits keinen Ekel mehr.

Er wusste ja, was ihn jeweils erwartete. „Das kann doch nicht“, murmelte er kopfschüttelnd, während er den gleichbleibenden Inhalt der Dosen weiter auf den größer werdenden Haufen mit Mullbinden, blutigen Tüchern, Handschuhen, Kanülen auskippte.

Sein Interesse hatte sich dahin verlagert, ob nicht aus wenigstens einer einzigen Dose etwas anderes zum Vorschein kam.

Erwartungsvoll, doch hoffnungslos nahm er die letzte Dose, kurbelte, stülpte sie um, als Spitze des Haufens. Das farbige Gemisch aus weiß, rot, grün, blau war wie vorher auch, nur... auf der Spitze dieses Ekel-Berges blitzte ein kleines gelbes Zeichen.

Gerald hätte es beinahe übersehen, doch als er verwirrt aufstand, um nachzudenken, konnte er es direkt erkennen.

Seine Kopfschmerzen und die Benommenheit hatten sich so sehr verstärkt, dass er sich vornahm, wenn er das noch geprüft und das Zeug entsorgt hatte, würde er Essen gehen.

Interessiert fasste er das bemerkenswerte Tuch mit spitzen Fingern, hob es hoch und betrachtete das Symbol stirnrunzelnd: Ein gelbes Dreieck mit schwarzen Außenlinien. Im dreieckigen gelben Innenfeld eine Art dreiflügeliger Propeller in schwarz, der von schwarzen Strahlen umgeben war.

Gerald brauchte lange Zeit, eine sehr, sehr lange Zeit, bis er es flüsternd aussprechen konnte: „Radioaktiv!“ □

Wer anderen eine Zelle sperrt

Vielleicht kennen Sie den Satz von der ‚sich selbst erfüllenden Prophezeiung'? Gemeint ist damit ein komplizierter Zusammenhang, dass wir normalerweise das, wovor wir besonders viel Angst haben, ohne es selber zu bemerken, gerade dadurch herbeiführen, dass wir es unbedingt vermeiden wollen.

Aber es muss ja nicht immer eine angstvolle Wirklichkeit sein, die dann die Realität entsprechend verändert - es genügt auch ein planvolles Handeln - das Privileg des Mannes.

Ein Unbeteiligter hätte meinen können, der Mann neben der Telefonzelle würde darauf warten, angerufen zu werden. Er hätte recht gehabt. Der Mann wartete tatsächlich.

Ernst Wabel wandert den Gehweg auf und ab: Fünf Steinplatten nach rechts, Drehung, fünf zurück, fünf Steinplatten nach links, Drehung, und fünf zurück. Wenn die Telefonzelle nicht so nah an der Hauswand gestanden hätte, wäre er immer darum herum gegangen, die Zelle als das ruhende Zentrum seiner Kreise.

Er musste sich bewegen; seine Ungeduld brauchte Auslauf. Aber er wollte sich nicht entfernen, von der Telefonzelle. Klang der Signalton des Telefons?

Ernst Wabel stutzt, horcht, in sich hinein, aus sich heraus und versucht zu entscheiden, ob seine Erwartung ihm einen Streich spielte und er ein Klingeln hörte, das seinem Kopf entsprang und nicht der Zelle.

Vor einiger Zeit hatte er sich entschieden, nur noch ausländische Fernsehspiele anzusehen. Zu oft hatte er, als das Telefon klingelte, den Hörer seines Telefons ans Ohr genommen und nur das Amtszeichen gehört: Das Telefon hatte im Fernseher geläutet. Er schüttelte sich innerlich. Ein ähnliches Gefühl, hereinfallen zu können, auf seine eigene Erwartung, wie jetzt. Er horcht, das Klingeln kommt tatsächlich aus der Telefonzelle.

Auf dem Absatz kehrt, drei Schritte zurück. Ernst Wabel bleibt wie erstarrt stehen:

Wegen technischer Störung

GESCHLOSSEN.

Bitte benutzen Sie die nächste Zelle.

Auch das noch. Aber, er kichert nervös, das Schild hatte er doch selber dort hingehängt. Er selber hatte doch die Zelle gesperrt: Für sich.

Lassen Sie sich anrufen! Diese Telefonzelle hat eine Rufnummer: 241.09.45. Und sie stand vor dem Haus, in der sich seine Wohnung befand. So hatte er auf seine Briefbogen drucken lassen: Telefon: 241.09.45, von 20 - 21 Uhr. Das sparte ihm die Grundgebühr, die Telefongebühren und noch wichtiger, es sparte ihm Zeit. Meinte er.

Ja, er hatte sein Leben gut organisiert. Wenn er am Schreibtisch saß und arbeitete, wollte er nicht angerufen, nicht gestört werden, Zeit verlieren, wenn seine Gedanken sich dann verloren und er nach dem Telefonat Mühe hatte, sie wieder zu suchen, immer in Angst, er könne sie vielleicht nicht wieder finden.

Die Wohnung, die er gemietet hatte, war klein, mit schlechter Ausstattung und dementsprechend billigem Preis. Die Grundgebühr des Telefons, mit Nebenkosten, war ihm eines Tages klar geworden, belief sich im Laufe eines Jahres auf eine Monatsmiete seiner Wohnung. Also, brauchte er, auf's Jahr bezogen, sich schon einen Monat nicht um seine Miete zu sorgen, wenn er kein Telefon in der Wohnung hatte.

Die kurzzeitige Hinderung durch sein eigenes Sperrschild hatte ihn nur kurz verblüfft und zögern lassen. Dann öffnet er die Tür der Zelle. Genauer gesagt, er hat den Türgriff angefasst und will die Tür öffnen. Sie bewegt sich nicht.

Ernst Wabel zieht kräftiger. Das Klingeln des Telefons in der Zelle treibt ihn zur Eile an. Die Tür bewegt sich nicht. Er rüttelt heftig am Griff und holte schon aus, um gegen den Rahmen zu treten.

„Junger Mann!“

Ernst Wabel zuckt zusammen, er hatte niemanden kommen gehört.

Ein alter Mann steht neben ihm. Ein wallender weißer Haarkranz umrahmt sein kleines, faltenreiches Gesicht, das nachsichtig lächelt: „Junger Mann! Können Sie nicht lesen? Die Zelle ist doch seit Tagen wegen technischer Störung geschlossen!“ □

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Der libidinöse Mann

Auf hoher See

Wenden wir uns nun zum ersten Mal den niederen Instinkten der männlichen Liebe zu: der Insamination aufgrund von niederträchtiger Berechnung zum Erreichen eines faulen Lebens.

Und wo früher feine Damen Spitzentaschentücher zu Boden schweben ließen, da lässt der heißblütige Mann von Welt – heute – kaltblütig ein Brieflein flattern.

1 Äußerlich lässig stand er an der Reling des Finnjet. Seit das weiße Fährschiff in Travemünde abgelegt und der Mann seine Position bezogen hatte, verharrte er bewegungslos. Die Sonnenbrille, die seine halb geschlossenen Augen im Schatten beließ, und die Brise des Seewindes, die sein blondes Haar kräuselte, erweckten den Eindruck, er würde sich entspannt der Sonne zuwenden.

Er hatte noch nicht nachgerechnet, die wievielte Fahrt es in diesem Jahr bereits war: die zwölfte, dreizehnte, vierzehnte Reise? Es war ihm egal, es sollte sowieso bald ein Ende damit haben.

Seine Augen musterten intensiv das höher gelegene neunte Schiffsdeck, die ‚Commodore Class'.

Er fand seine Beobachtung der vergangenen Reisen bestätigt. Auffallend viele Frauen hatten dort Kabinen gebucht.

Sie hatten ihre Koffer nicht selber hinaufgeschafft, die Schiffsstewards konnten sich wahrscheinlich ein gutes Trinkgeld verdienen. Die Commodore Class war extravagant teuer.

Es musste also jemand diese Kabinen bezahlen können. Ob sie es selber waren, oder ihre Männer oder Väter, was interessierte es ihn, das Geld war jedenfalls vorhanden.

Er war es leid, als Handelsvertreter für Landwirtschaftsmaschinen ständig unterwegs zu sein, er wollte endlich eine feste Adresse, eine Bleibe für sich, nicht diese ständigen billigen Hotelzimmer und diese auf jeder Reise

wechselnden unverbindlichen Präservativ - Affären mit zufälligen Kneipenbekanntschaften.

Ihm stand der Sinn nach etwas Soliderem, etwas mit Klasse: Eine vermögende Dame aus der Commodore Class, die ihm eine kleine, gepflegte Wohnung in Helsinki einrichtete und bezahlte - er würde sie dafür fair bedienen.

Nicht zu jung sollte sie sein, die hatten genügend andere Auswahl und waren auch zu anstrengend, auch nicht zu alt, bemuttern tat ihn schon die eigene zu Hause, so in seinem Alter sollte sie sein. Mitte vierzig, das wäre das Ideale.

Unmerklich spannten sich seine Ellbogen auf der Reling: Da war sie.

Der Steward hatte gerade zwei Koffer in die Kabine getragen und durch die verglaste Außenfront konnte er klar sehen, wie sie ihm unauffällig elegant etwas in die Hand drückte, vermutlich das Trinkgeld, und ihn mit einem feinen Lächeln verabschiedete.

Während sie in der Kabine verschwand, musterte er ihr Kostüm. Erste Klasse, einfacher Schnitt, der ihre Körperkonturen sehr dezent zur vollen Geltung brachte.

Er merkte sich die Kabinennummer und wartete noch, ob irgendeine Begleitung auftauchen würde.

Nach zehn Minuten verließ er seine Position.

Innerlich rieb er sich die Hände.

Seine erste Überlegung war es gewesen, sich im Treppenaufgang zu postieren, neben dem Aufgang von Deck neun, zu dem der Zugang nur mit einem elektronischen Schlüssel möglich war. Das war ihm dann zu auffällig gewesen, zu sehr ein Herumlungern, und jetzt wusste er bereits, welche Kabinennummer sie hatte.

Das Glück war ihm offensichtlich hold.

Allerdings war er auch planvoll vorgegangen: Für diese Reise hatte er eine Doppelkabine für sich alleine gebucht.

Das kostete zwar deutlich mehr als seine normale Passage, statt 210 Euro zahlte er nun 380, und seine Firma erstattete nur die normale Passage – die

Differenz hatte er aus eigener Tasche zu bezahlen – aber es war die Investition in eine geruhsamere Zukunft. Und diese Zukünftige hatte die Kabine 912 der Commodore Class.

Nun also Schritt drei: Die Kontaktaufnahme.

Denn das war ihm klar, er musste sie auf dem begrenzten Areal des Schiffes kennen lernen und sie überzeugen. In Helsinki würde er keine Chance mehr haben, sich ihr zu nähern.

Er hatte vier Tage vor sich und drei Nächte.

Viel, aber auch nicht wieder so viel, als dass er sich allzu viel Zeit hätte lassen können.

In der Kabine überprüfte er noch einmal sicherheitshalber seine Finanzen. Sein Sparkonto war etwas geschrumpft, aber Investition in Klasse erforderten eben auch höhere Ausgaben als er es normalerweise für nötig hielt.

Bis zum Abendessen döste er alleine in der Kabine, duschte dann, zog seinen besseren Anzug an – er hatte ihn an Mutter vorbeischmuggeln müssen, um ihren neugierigen Fragen auszuweichen – und machte sich frühzeitig auf den Weg zum À-la-carte-Restaurant ‚Adam and Eve'.

Wie geplant, er war einer der ersten Gäste und suchte sich den strategisch günstigen Platz an einem der kleinen Zweiertische, von dem aus er das ganze Restaurant überblicken konnte.

Der Blick auf die Speisekarte ließ ihn schlucken, denn bereits die preiswertesten Gerichte kosteten das Dreifache dessen, was im Selbstbedienungsrestaurant auf Deck sieben verlangt wurde.

Er schob den Gedanken, wieder aufzustehen, beiseite, als sie eintrat und sich suchend umsah.

Unwillkürlich zog er die große Speisekarte vor sein Gesicht.

Sie trug noch das gleiche Kostüm wie am Nachmittag. Er hätte sie aber auch an ihrer Haltung erkannt: Nur wenige Frauen konnten so gerade aufrecht stehen, ohne dabei arrogant zu wirken.

Langsam ließ er die Speisekarten etwas tiefer sinken, schielte unauffällig, wie er aus seiner Perspektive meinte, über den Rand.

Sie hatte auf den Ober gewartet, der sie jetzt zu einem Tisch in seiner Nähe geleitete.

Mit Erleichterung bemerkte er, dass der Ober einen Stuhl zurückzog und ihr einen Platz anbot, auf dem sie seitlich zu ihm saß.

Er konnte die Speisekarte wieder auf den Tisch sinken lassen.

Versunken betrachtete er ihre Nackenlinie, die sich von dem aufgesteckten dunkelblonden Haar bis zum Kragen des Kostüms in einer weichen Schwingung seinen Blicken darbot. In Gedanken strich er schon mit seinen Fingerspitzen auf ihrer Haut entlang, seine Hand glitt gefühlvoll langsam unter den Saum ihres Kostüms, als der Kellner wieder an ihren Tisch trat.

Sie hatte sich bereits entschieden und besprach mit dem Ober ihre Bestellung. Er versuchte, ihre Stimme zu hören, ihren Klang zu erlauschen, doch dazu war er zu weit entfernt oder sie sprach zu leise.

Ein anderer Ober schreckte ihn auf, der nach seinen Wünschen fragte und er sich nach einem gedankenvollen, rauen Gemurmel: „Fleisch“, dann auf die Speisekarte besann und das Nächstbeste bestellte, was er auf der Karte las.

Das Essen verging schnell, zu schnell, und sehnsüchtig folgte er ihr mit seinen Blicken, als sie mit leicht wiegendem Gang das Restaurant verließ.

Der teure, ihren Körper weich umschmiegende Stoff verbarg alles und ließ noch mehr erahnen.

Er schluckte trocken.

Eines war nun endgültig klar geworden: Sie reiste allein.

Gott sei‘s getrommelt!, jubelte er innerlich. Er wollte schon immer einmal eine dieser Klassefrauen im Bett haben.

Beinahe hätte er sein Fernziel aus den Augen verloren.

2

Nachts, allein in der Kabine, lag er noch lange wach. Ihr Bild stand vor seinem Auge und er grübelte darüber nach, wie er jetzt den Kontakt zu ihr herstellen konnte. Nur mit Blicken würde nicht klappen.

Sie ging nach dem Essen offensichtlich nicht mehr auf dem Deck herum oder trank an der Bar noch etwas, so dass er sich ihr nicht hätte unauffällig nähern können.

Natürlich musste es stilvoll sein, keine plumpe Anmache. Das war nicht das, was man in ihrer Klasse erwarten durfte. Wie er es auch drehte und wendete, er fand keine Lösung.

Einen Brief?

Hastig suchte er nach Papier und fand schließlich Briefbogen und Umschläge mit dem Schiffsemblem der Reederei in einer der Schubladen der Frisierkommode.

Oh, Mann, wann hatte er zum letzten Mal einen Brief geschrieben? Bei seinen bisherigen Kneipenbekanntschaften waren auch die Frauen willig gewesen und ein Wort hatte das andere ergeben, wobei die Absicht für beide immer eindeutig gewesen war.

Angebete!... Mit oder ohne Ausrufungszeichen?

Egal, weiter!: Von Ferne sah ich Sie und bin bereits entflammt!... Schon wieder Ausrufungszeichen?

Egal. Er kämpfte sich durch die Zeilen. Schließlich nahm ihm der Schlaf den Kugelschreiber aus der Hand.

3

Das Klopfen der Putzfrau ließ ihn am nächsten Morgen verwirrt aufschrecken. Sie blickte kurz in die Kabine und schloss umsichtig lächelnd wieder die Tür, als sie ihn lang ausgestreckt, nackt auf dem Bett liegen sah. Er rieb sich die schlaftrunkenen Augen, ein Blick auf die Uhr: die Frühstückszeit war bereits vorbei.

Verwirrt rubbelte er sich durch die Haare, er hatte von ihr geträumt und das Klopfen, der Brief lag noch auf dem Tisch.

Ach ja, der Brief!

Wie sollte er ihn...? Er schloss die Augen und dachte kurz nach. Natürlich! Die Putzfrau. Das könnte ein Weg sein.

Hastig kritzelte er noch die Kabinennummer auf den Briefumschlag, zog sich eine Hose und ein T-Shirt über und blickte auf den schmalen Korridor hinaus.

Der Reinigungswagen stand nur zwei Türen entfernt. Leise klopfte er an den Türrahmen, so dass die Putzfrau sich ihm zuwandte.

„Entschuldigen Sie bitte...“, der fragende Gesichtsausdruck der Putzfrau irritierte ihn, „reinigen Sie auch die Kabinen in der Commodore Class?“

Die Putzfrau nickte.

„Könnten Sie mir vielleicht einen Gefallen tun...“, dabei kramte er in seiner Hosentasche nach ein paar Münzen Trinkgeld, „und diesen Brief nachher in der Kabine 912 abgeben?“

Die Putzfrau nickte wortlos, nahm den Brief, die Münzen und steckte alles in ihre Kittelschürze.

Er nickte ihr fröhlich zu. Das war einfacher, als er gedacht hatte.

Beim Mittagessen erblickte er seine Auserwählte nur kurz, dann war sie wieder auf dem separaten Sonnendeck der Commodore Class verschwunden.

Aber, er frohlockte: Während des Essens hatte sie sich unauffällig, aber offensichtlich beobachtend, suchend umgeblickt.

Sie hatte also seinen Brief bekommen und fragte sich, wer der Absender sein könnte.

Natürlich war aus seiner Kabinennummer zu ersehen, dass er nicht auf Deck Neun eine Kabine hatte, aber störte es? Wenn er diese Schlaffsäcke vom neunten Deck betrachtete, wusste er von ihrer Sehnsucht nach einem richtigen Kerl.

Abends muss er sich beherrschen, nicht aufgeregt draußen auf dem Deck herumzulaufen, eine Zigarette nach der anderen zu rauchen – an Deck gibt es keine Telefone.

Er liegt in seiner Kabine, träumt ein wenig, blättert unkonzentriert in einem Kriminalroman, wartet.

Endlich, 23.00 Uhr, klingelt an der Kabinenwand das rote Telefon, mit dem man mit der Information auf Deck vier verbunden wird oder interne Bordgespräche führen kann.

Er meldet sich.

Eine Frauenstimme klingt in seinem Ohr.

Sie ist es!, bedankt sich für seinen begehrlichen Brief, kirrend, spielerisch.

Wird Sie zu ihm kommen?

Ja, er soll die Kabinentür nicht abschließen und schon im Bett liegen.

Nach einer halben Stunde endlosen Wartens öffnet sich leise die Kabinentür und das Licht wird vom Türschalter aus gelöscht.

Er sieht ihren Körper im Schattenriss hereingleiten, will das Licht oberhalb des Bettes anknipsen, als sie schon bei ihm ist, ihn bittet, das Licht nicht einzuschalten. In der Dunkelheit flüstert sie leise, sie wolle ihrem Mann nicht untreu sein, deshalb dürfe er sie nicht sehen, denn was im Dunkeln geschehe, das wisse niemand, das sei nicht geschehen.

Die Zeit vergeht wie im Fluge. Ihr Körper offenbart alles das, was der anschmiegsame Stoff versprochen hatte.

Er ist sehr einfallsreich, sie allerdings auch.

Er ist begeistert, das hatte er nicht erwartet: eine Dame und gleichzeitig eine richtige Sau, doch schließlich will er *sie* überzeugen.

Sie nennt ihn leidenschaftlicher Hengst, er fühlt sich bestätigt.

Dann ist sie, mit einem letzten Kuss und „Bis morgen Nacht, mein Hengst!“, verschwunden.

4 Er schläft lange, räkelt sich. Das Frühstück ist egal, das bekommen die Passagiere der Commodore Class sowieso auf ihrem exklusiven Deck serviert. Er wird sie erst zum Mittagessen wiedersehen können. In aller Diskretion.

Während des Essens lächelt er ihr erinnerungsvoll verstohlen zu, sie lächelt zurück, schlägt die Augen nieder, blickt zur Seite, er versteht, Diskretion, natürlich. Ehrensache.

Er betrachtet ihren geschmackvollen Goldschmuck, das teure Designerkleid. Ja: sie wird eine gute Partie sein. Als er aufsteht, nickt er ihr verschwörerisch zu, sie lächelt unmerklich zurück.

Behaglich döst er in der Nachmittagssonne im Liegestuhl an Deck. Alles entwickelt sich so, wie er es sich vorgestellt hat: Eine leidenschaftliche, gut betuchte Frau und sehr diskret, was will er mehr!

5 Die zweite Nacht wird noch aufregender als die erste. Die Klippen der ersten Neugier und Scheu sind schon in aufbrandende Wellen der Lust übergegangen.

Er ist sich sicher, dass er sein Ziel erreicht hat, so phantasievoll, fordernd und gleichzeitig willig, wie sie sich ihm in der verbergenden Dunkelheit öffnet!

Und ihre Diskretion? Ihr Tick, sie wäre nicht untreu, wenn es dunkel sei und er sie nicht sehen könne? Es sollte ihm recht sein. Falls sie ihm irgendwann doch einmal überdrüssig werden würde, konnte auch er ganz diskret verschwinden.

Leise bittet er sie um ihren Namen und wo sie sich in Helsinki treffen können.

Kirrend beißt sie ihm in den Hals, flüstert ihm langsam eine Telefonnummer ins Ohr. Er solle sie am folgenden Tag um 12.00 Uhr anrufen, dann würden sie sich verabreden.

Kaum ist sie davon gehuscht, schaltet er das Licht ein und notiert sich die Telefonnummer auf einen Zettel.

6 Das tiefe Signalhorn des Schiffes reißt ihn morgens aus dem Schlaf. Hastig wirft er seine Kleidung aus dem Schrank und die Waschsachen in den Koffer, stellt ihn bereit.

Die Passagiere gehen bereits von Bord.

Er hastet zur Reling.

Ja, sie steht schon auf dem Kai, blickt kurz nach oben, er wirft ihr eine Kusshand zu, sie nickt diskret lächelnd und schüttelt leicht den Kopf.

Diese Diskretion!

Der Chauffeur einer großen Limousine öffnet ihr die hintere Tür und ein letzter Blick auf ihre geliebten schlanken Beine, die ihn so lustvoll kräftig umschlungen hatten.

Sicherheitshalber vergewissert er sich, dass er den Zettel mit der Telefonnummer in der Tasche hat.

Dann schlendert er los, seinen Koffer zu holen.

Das Reinigungspersonal ist schon dabei, die Kabinen aufzuräumen und zu putzen.

Er holt seinen Koffer, kommt an der Reinigungsfrau mit den langen schwarzen Haaren vorbei, die seinen Brief transportiert hatte, blickt abschätzig auf ihren billigen weißen Kunstfaserkittel, auf ihren runden, festen Hintern, an den sich der Kittel in ihrer gebeugten Haltung faltenlos anschmiegt.

Er schnaubt und denkt: Wäre ja auch nicht verkehrt, gute Figur, lange schwarze Haare, sicher geil - er dreht sich um - aber die hat eben keine Klasse. Reinigungspersonal, etwas Primitiveres kann es ja gar nicht geben. Nichts für ihn.

Er lächelt ihr dankbar zu, weil sie ihm so zu Diensten war - sie lächelt wortlos zurück.

Gerade als er an ihr vorbei ist, hört er ein leises: „Bis nachher, mein leidenschaftlicher Hengst!“

Mechanisch geht er weiter.

Die Stimme! Es war die Stimme der vergangenen Nächte, die Stimme der Leidenschaft.

Er versteht es nicht.

Sie ist doch schon vor zehn Minuten in der großen Limousine weggefahren.

Er steht noch einen Augenblick an der Reling und blickt über die Hafenanlagen und das langgestreckte Rathaus von Helsinki.

Dann greift er in die Tasche, sucht den Zettel mit der Telefonnummer, zerknüllt ihn in der Hand und wirft die Kugel wütend ins Meer.

Eine Möwe, die das weiße Papier für ein Stück Brot hält, trägt es triumphierend krächzend fort. □

Traum - Mann

So wie sich die Begierde ihre eigene Welt schafft, leiden andere Männer darunter, dass sie nicht mit den Reichen und Schönen dieser Welt konkurrieren können – weil sie noch keinen dieser Männer kennen gelernt haben. Viele Frauen allerdings auch nicht.

1 Es war für Lizzy nicht einfach gewesen, ein halbes Dutzend Koffer zusammen zu leihen, die halbwegs zueinander passten oder zumindest so zusammengewürfelt aussahen, dass es wieder einen Sinn machte und nach der reiselustigen Frau von Welt aussah, die überall für ihre Einkäufe sich dann eben auch dort einen Koffer kaufte, in Paris, New York, Mailand, Miami, Benidorm oder dort, wo sie gerade jeweils war.

War es beim Zahnarzt gewesen oder beim Frisör, als sie warten musste, wieder einmal die BUNTE Illustrierte durchblätterte und es richtig leid geworden war, jeden Tag ins Büro zu gehen. Es gab wohl rund drei Milliarden männliche Menschen auf dieser Welt, rund eine Milliarde Heiratsfähiger, rund eine Million wohlhabender, von denen zehntausend als reich zu betrachten waren, von denen tausend vermutlich gerade oder noch nicht gebunden waren – aber wo sollte man die finden?

Vielleicht waren es zehn Männer in dieser Stadt und die Wahrscheinlichkeit, dass sie im besten Hotel, das heißt dem teuersten, zu finden sein könnten, war nicht unplausibel.

Andere Leute spielten jahre-, jahrzehntelang Lotto und wenn sie das Geld zusammenrechnete, was diese Leute in dieser Zeit ausgaben, dann waren ihre dreitausend Euro, die sie diese eine Woche im Hotel Vier Jahreszeiten kostete, eigentlich ein Pappenstil dagegen.

Von zwei Freundinnen mit einer vergleichbaren Figur hatte Lizzy sich noch drei weitere Abendgarderoben geliehen, alles verpackt, zwei Koffer hatten ausgereicht, und in die anderen vier Koffer kippte sie kurzerhand den Inhalt von ein paar Schubladen aus dem Kleiderschrank und stopfte dicke Wintergarderobe hinein.

Dem Taxifahrer gab sie ein Extra-Trinkgeld, damit er vor dem Hotel wie aus Versehen aber auffallend auf die Hupe drückte, so dass gleich zwei Pagen mit dem Kofferwagen herausgelaufen kamen.

Wie unabsichtlich ließ sie in der Hotelhalle den leichten Sommermantel vom Arm gleiten, bückte sich dann sehr auffallend aus der Hüfte heraus nach unten, der gestreckte Po war einen Augenblick das Wichtigste, es reichte, dass die Männer in der Halle nach ihr schauten. Sie selber schaute weder nach rechts noch links und nickte nur freundlich dem Pagen zu, der nach ihrer Anmeldung den Schlüssel für die Suite bekommen hatte und ihr den Weg voraus ging, der Kofferwagen hinterher.

2

Zum Abendessen hatte Lizzy sich einen Tisch reservieren lassen. Den ersten Abend wollte sie sich eingewöhnen, allein sein, sich orientieren. Das Kleid, das sie angezogen hatte, war das Beste aus ihrer ganzen Auswahl, sehr dezent, sehr zurückhaltend: Sie wollte durch ihre Eleganz auffallen und nicht, oder noch nicht, durch ein Dekollete bis zum Bauchnabel. Sie wartete an der Tür des Speisesaals neben dem Podest des Oberkellners, der den Gästen ihre Tische anwies, im Augenblick aber unterwegs zu sein schien.

Ein Kellner trat auf sie zu und verbeugte sich leicht: „Sie haben reserviert?“

„Ja, bitte. Auf den Namen Freiligrath.“

Der Kellner trat an das Podest, suchte und fand offensichtlich ihren Namen. Wie beiläufig fragte er: „Sie sin allein?“

Lizzy nickte.

„Wen ich bitten darf?“

Der Kellner ging voraus und sie bemerkte angenehm, dass der dunkle Anzug der schlanken Figur wie maßgeschneidert saß.

An einem Tisch, der an der Wasserseite des Restaurants stand, zog er einen Stuhl zurück und bot ihr den Platz an. Sie war es zufrieden. Zur einen Seite einen träumerischen Blick über das abendliche Meer und die sich spiegelnde Sonne im Wasser, auf der anderen Seite einen guten Überblick über die anderen Gäste.

Zu Lizzys Überraschung setzte sich der Kellner auf die andere Seite des Tisches und blätterte in aller Ruhe die Speisekarte auf, die vor ihrem und seinem Platz bereits lag.

„Darf ick Ihnen was empfehlen?“

Lizzy fragte sich, wo sie hin geraten war. Das war das teuerste Hotel in der Stadt, in der sich die Kellner ungefragt zu einem an den Tisch setzten und mit einem so fürchterlichen Akzent deutsch sprachen, dass man sie kaum verstehen konnte?

„Würden Sie bitte aufstehen, meinen Tisch verlassen und sich hier nicht wieder sehen lassen!“ Lizzy hatte es sehr klar, deutlich verständlich und langsam gesprochen, damit dieser Ausländer – anscheinend, so wie er die Wörter wie eine heiße Kartoffel im Mund rollte, ein Amerikaner –, es auch verstehen können sollte.

Der legte die Speisekarte auf den Tisch, blickte sie überrascht an und stand dann, wie befreit, unbefangen grinsend auf: „Entschuldige Sie, ick hab mich Ihne gar nischt vorgestallt.“

„Danke!“, Lizzy war sehr entschlossen, nicht das auch noch: „Darauf lege ich keinen besonderen Wert!“

Der Mann klopfte unentschlossen mit zwei Fingern auf dem Tisch. Dann hatte er sich entschieden: „Sie wolln, sorry, ich darf se nischt kennen gelernen?“

„Nein!“ Das war von Lizzy freundlich, klar und entschlossen.

Der Mann verbeugte sich leicht und schien einen Anflug von Traurigkeit in seinen Augen zu haben: „Dann entschuldige Se mich“, und ging durch die Tische in Richtung der Hotelhalle.

3

„Hallo!“ Lizzy nahm ihren ganzen Mut zusammen, zu sehr fürchtete sie, sich zu blamieren, wollte sich aber andererseits dieses zudringlichen Kellners erwehren, und sie winkte dem einzigen Kellner mit einer burgunderroten Jacke; das musste ein höheres Tier sein.

„Bitte, gnädige Frau, was darf ich für Sie tun?“

Lizzy sprach sehr leise, so dass der Mann sich näher zu ihr hinunter beugen musste: „Haben Sie hier etwas zu sagen?“

Er flüsterte zurück: „Das will ich wohl meinen. Ich bin hier der Maitre de Maison, sozusagen der Herr aller dienstbaren Geister hier.“

„Oh, das ist ja wunderbar. Dann können Sie mir helfen.“

„Ich will es gerne versuchen.“

„Sie haben doch den Mann gesehen, der hier mit an meinen Tisch sitzt. Es scheint ja einer ihrer Kellner zu sein, der gerade Pause hat und mich etwas nervt, indem er mich umständlich beraten will. Ich habe ihn bereits höflich gebeten, dass er doch bitteschön verschwinden und sich nicht wieder an meinem Tisch blicken lassen soll, aber der scheint kein Deutsch zu verstehen.“

„Sie meinen den Mann, der hier an ihrem Tisch gesessen hat?“

„Ja, genau den!“

„Entschuldigen Sie bitte, aber das ist keiner unserer Kellner, von denen sie auch erwarten dürfen, dass keiner von ihnen sich etwa an Ihren Tisch setzen würde.“

„Ein Gast?“ Lizzy war nun doch überrascht.

„So könnte man es zwar sagen, aber es würde doch nicht stimmen.“

„Was gibt es denn noch außer den Gästen und dem Personal in einem Hotel?“

Der Maitre schien nicht mit der Sprache herausrücken zu wollen. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und betrachtete Lizzy anscheinend mit Wohlgefallen.

Lizzy gefiel das Ratespiel. „Aber er darf hier sein?“

„Ja, das ganz gewiss!“

„Dann muss ihm dieses Hotel gehören?“ Lizzy wurde über diesen Gedanken sprachlos.

„Nicht nur dieses, gnädige Frau. Sein Schiff liegt draußen auf der Reede vor Anker und er war nur diesen Tag hier im Hause. Er wollte, wie er mir

gesagt hat, in Gesellschaft einer reizenden Dame – damit hatte er wohl Sie gemeint – zu Abend speisen."

Lizzy blickte auf das nicht Enden wollende weiße Schiff auf der Reede, zu dem ein Motorboot unterwegs war: „Hat dieser Mensch auch einen Namen?"

Der Maitre nickte: „John D. Rockefeller IV."

„Der Milliardär?" Lizzy flüsterte nur noch. Sie wusste, sie hatte es verbockt.

Sie merkte, wie sich ihre Stimmung verfinsterte, als ein junger Kellner an ihren Tisch trat und sie ansprach: „Guten Abend, gnädige Frau, haben Sie bereits gewählt?"

Gedankenverloren hätte Lizzy beinahe nur geantwortet: „Fleisch!" Es hatte ja seinen Grund, warum sie früher den Spitznamen ‚Fickgranate' hatte. Sie riss sich zusammen, schaute den Kellner an, dachte: Was ist das für ein hübscher Kerl! und sagte: „Können Sie mir vielleicht etwas empfehlen, was heute in der Küche besonders gut geraten ist?"

Ja, er konnte und beriet sie gerne, ganz im Schmelz, einer gut aussehenden wohlhabenden Dame zu Diensten zu sein: „Darf ich Ihnen dazu einen Weißwein empfehlen?" Er durfte.

Als er den Weißwein brachte, fragte Lizzy ihn direkt: „Darf ich Sie nach ihrem Namen fragen?"

Ja, sie durfte: „Kevin, gnädige Frau."

„Können Sie mir sagen, wann Sie heute Abend Dienstschluss haben?"

Ja, er konnte: „22:00 Uhr."

„Meinen Sie, Sie könnten mir nach Dienstschluss einen Champagner mit zwei Gläsern auf mein Zimmer bringen?"

Ja, er konnte und bekam die Zimmernummer genannt.

Kevin war begeistert. Eine junge Frau, vermutlich die Tochter eines Millionärs, die gut aussah, ein geiles Dekolleté hatte und ihn als Lustknaben der Nacht erwählte. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Paris Hilton und wenn er, Kevin, sie nun als ihr Lüstling für eine gewisse Zeit im Jet-Set

rund um auf der Welt begleitete, es war die Erfüllung seines Traums aus feuchten Jünglingsjahren. Das war einer der Gründe, warum er in einem Luxushotel arbeitete, kannte er doch die Gerüchte in der Branche, dass die allein reisenden reichen Töchter, wenn sie nichts anderes im Bett hatten, sich für die Nacht einen der gut aussehenden Kellner griffen. Er wusste, dass er gut aussah.

Lizzy war selten so gut bedient worden, wie von Kevin. Er umsorgte sie liebevoll, sah ihr ebenso tief in die Augen , in dem er viel versprechende Geilheit sah, freute sich auf den Dienstschluss und seine weitere Karriere als weltweiter Begleiter und Lady-Kracher.

Dachte er.

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Bergdorf

Während eines Urlaubs in den Tiroler Alpen kam die Rede einmal auf die sagenhaften Berggestalten, verwunschenen Höhlen, Zwerge und Feen, die einem guten Menschen so nach Bedarf ein paar Wünsche erfüllen. Das ist doch traumhaft. Nicht wahr?

Im Schatten der Baumkrone fand Jonathan die gesuchte Kühle. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, lehnte sich entspannt an den Stamm der großen Buche. Friedlich betrachtete er das weit geschwungene Tal zu seinen Füßen und seine Gedanken wanderten zurück, als er darüber nachdachte, wie er hierher gefunden hatte.

Wie jedes Jahr war er nach Sils-Maria gefahren, vierzehn Tage auszuspannen, nichts zu hören, nichts zu sehen, nur für sich zu sein.

Sarah war in München geblieben. Sie hatte noch zu tun, respektierte im Übrigen seinen Wunsch, alleine zu sein.

So hatte er, wie jedes Jahr, nur seinen kleinen Koffer gepackt, was brauchte er schon in den Bergen, und war am Abend in Sils-Maria angekommen.

Seine Wirtsleute kannten ihn bereits seit dem ersten Jahr, als er hierher gekommen war. Wie gewohnt hatte er das vordere Balkonzimmer bekommen.

„No, Herr Jonathan, wieder auf der Suche nach Ruhe?“

Die Wirtin begrüßte ihn freundlich zum Nachtmahl, wusste sie doch um seinen Grund, warum er jedes Jahr alleine nach Sils-Maria kam. Verstehen konnte sie sowieso nicht, wie es die Menschen in der Stadt aushalten konnten.

„Ah, ja!“, reckte sich Jonathan, froh, angekommen zu sein, an dem vertrauten Holztisch in der Wirtsstube sitzen zu können. Er spürte das grobe Leinen des rot-karierten Tischtuchs an der Haut seiner Unterarme, ließ den Blick über den gemauerten großen Ofen in der hinteren Ecke des Wirtsraumes gleiten, betrachtete die schweren, dunkelbraunen Deckenbalken,

tauchte in die Zeit ein, die hier soviel langsamer verging, als im hektischen München.

Ohne Bestellung stand der Enzian bald vor ihm. Jonathan lächelte. Die Wirtin wusste, dass er als erstes nach der Ankunft immer einen Enzian bestellte, sozusagen als Vorgeschmack auf die Bergwiesen, auf denen er die nächsten Tage wandern, in der Sonne liegen wollte.

Es waren an diesem Abend nur wenige Gäste im Gastraum, so setzte sich die Wirtin zu ihm an den Tisch: „Geht's wieder auf die Bergwiesen zur Sandler-Alm?“

„Ja, ich denke schon. Oder würden Sie mir etwas anderes vorschlagen? Vielleicht gibt es ja noch etwas, was ich noch nicht erwandert habe?“

Die Wirtin deutete zum Ofen hinüber, dort, wo auf der Ofenbank der alte Kathrein saß: „Da fragen's lieber den Kathreiner. Unsereins kommt vor lauter Arbeit ja kaum vor die Tür. Und wenn ich mal Zeit hab', sitz' i lieber vor dem Haus, als in die Berg herumzuwandern!“

Ihr Unverständnis über die eigenartige Angewohnheit der Städter, zur Erholung in den Bergen herumzulaufen, war offensichtlich.

Jonathan wechselte von dem großen Tisch zur Ofenbank hinüber, setzte sich neben den alten Kathreiner, der ihre kleine Unterhaltung interessiert mitgehört hatte. Verborgen blieb hier in der Gaststube nichts vor den Ohren der anderen. Im übrigen hatte die Wirtin auch nicht gerade geflüstert.

Jonathan, der gelernt hatte, dass man hier nicht drängeln durfte, wartete, bis der alte Kathreiner von selbst bereit war, ihm die gewünschte Auskunft zu geben: „Wenn’s sowieso auf die Sandler-Alm wollen... sind's schon auf dem Weg ins Namloser Bergtal... es geht immer weiter hinauf... zwei Tage werden’s schon brauchen... Es gibt für die Nacht auf dem Weg eine Jagerhütte... die Wirtin soll ihnen eine Decke mitgeben und eine kräftige Brotzeit richten.“

Jonathan spürte, der alte Kathreiner war in seiner bedächtigen Art noch nicht am Ende angekommen. Er fasste sich in Geduld und nach einigen Zügen aus seiner Pfeife spann der alte Kathreiner seinen Faden weiter: „Es machen sich’s nur selten Leut’ auf den Weg dorthin... aber es könnt’ Ihnen da droben schon gefallen.“ Ein zustimmendes Brummen der Wirtin,

von der Schanktheke her, bestätigte Jonathan, dass der Kathreiner nun gesagt hatte, was er sagen wollte.

„Haben Sie vielen Dank. Wenn Sie es so meinen, dann will ich dort hinaufwandern. Frau Wirtin! Für morgen früh bitte eine Decke und eine kräftige Brotzeit zum Mitnehmen."

Nach dem Frühstück war er losgegangen, den bekannten Weg zur Sandler-Alm, hatte dort eine Rast eingelegt, nach dem weiteren Weg gefragt, war dann weiter gewandert. Er war so bei sich gewesen, dass er die fragenden Blicke der Alm-Sennerin nicht bemerkt hatte. Nur wenige Einheimische wussten von der Existenz des Namloser Bergtals und wenn ein Fremder...?

Jonathan war kraftvoll ausgeschritten, hatte am Abend die Jagerhütte gefunden, mit gesundem Appetit gevespert, sich wohlig müde in die Decke gewickelt und auf dem Strohsack schlafen gelegt.

Am nächsten Morgen ging der Pfad steil bergauf. Jonathan kam ins Schwitzen. Er hatte die Baumgrenze schon lange hinter sich gelassen, verstand allmählich, warum er bisher noch nie so weit gegangen war. Wenn der alte Kathrein es ihm nicht empfohlen hätte, wäre er schon am Morgen umgekehrt. So stapfte er unverdrossen weiter, denn wissen wollte er nun schon, wohin ihn der Weg führen würde.

Es wurde merklich kühler. Die Wettergrenze drückte die Wolken über die Bergspitzen. Jonathan wanderte unbeirrt weiter, die Kühle tat ihm gut. Er vertraute dem alten Kathrein. Die Wolkenfetzen, die nur die Fernsicht verhinderten, gaben den Bergen ihre Unwirklichkeit, die er suchte.

Allmählich wurde er doch skeptisch: Es ging immer weiter bergauf.

Er hatte sich keine Karte angesehen, aber seiner Vermutung nach war er schon deutlich über der Dreitausendergrenze angelangt. Das konnte nicht sein, da es hier seines Wissens keine Berge gab, die über dreitausend Meter hoch waren. Im Widerstreit, weiter zu gehen, umzukehren, bemerkte er, dass die Wolkendecke aufriss, die Sonne wieder sichtbar wurde. Die warmen Sonnenstrahlen in der kühlen Luft verursachten ihm eine Gänsehaut. Er musste sich schütteln.

Die Steigung wurde flacher. Er konnte erkennen, dass er bald den Bergkamm erreicht haben würde. Dahinter musste das Namloser Bergtal liegen. Seine Schritte wurden wieder schneller, im Bewusstsein, sein Ziel bald erreicht zu haben. Die Geröllsteine knirschten unter seinem schnellen Schritt, bis er abrupt stehen blieb.

Ein weites Bergtal lag vor ihm. So zauberhaft, er wollte seinen Augen nicht trauen. Wenn er ein Tal hätte malen sollen, wie er es sich immer gewünscht hatte, so hätte er dieses Tal gemalt.

Kurz unter ihm begann ein Mischwald mit großen alten Bäumen, die Berghänge schwangen sich in weichen Linien zur Talsenke, auf halber Höhe standen die holzgedeckten Häuser eines Dorfes. Eine Kirche gab es nicht im Dorf, aber die hätte er auch nicht gemalt.

Auf den Wiesen sah er eine Herde Kühe, deren Halsglocken schwach bis zu ihm herüber klangen.

„Hossa!“ Jonathan stieß einen Laut der Überraschung, der Freude aus. Auf der Wiese unterhalb des Mischwaldes sah er eine alleinstehende große, alte Buche. Dort wollte er Rast machen.

Er war angekommen, wischte sich den Schweiß von der Stirn, lehnte sich entspannt an den Stamm der Buche.

3

Hungrig war er geworden. Die vom Vortag übriggebliebene Brotzeit lag auf der Decke neben ihm ausgebreitet. Er hatte noch im Rucksack nachgesehen, ob er etwas übersehen hatte, doch alle seine Habseligkeiten lagen auf der Decke neben ihm.

„Ein Bier müsste man jetzt haben!“, wünschte er sich, freute sich über das frisch gezapfte, obergärige Bier neben ihm und voller Genuss trank er einen großen Schluck, wischte sich den Schaum vom Mund, rülpste schließlich vor Behagen.

Sein Blick wanderte zum Bergkamm. Die untergehende Sonne ermahnte ihn, sich ein Nachtquartier zu suchen.

Der Weg zum Dorf hinunter verlief entlang den weich geschwungenen Hügellinien. Er folgte dem Pfad mit den Augen. Obwohl er den ganzen Tag gewandert war, ließ ihn seine Neugier keine Müdigkeit spüren.

Einundzwanzig Häuser hatte er im Dorf gezählt, da sollte wohl eine Unterkunft zu finden sein. Erst wollte er sich alle aus der Nähe ansehen, bevor er sich entschied, wo er fragen wollte, ob er ein Nachtquartier bekommen, für ein paar Tage bleiben könne.

Die Menschen, denen er begegnete, nickten ihm freundlich zu. Er betrachtete voller Gefallen die gut gewachsenen Frauen, die braun gebrannten Männer, die anscheinend gerade ihr Tagwerk beendeten, grüßte fröhlich zurück. Ein Haus war schöner als das andere.

Als er am Ende der kurzen Straße angekommen war, stieg er noch ein kurzes Wegstück den beginnenden Hügel hinauf, das Dorf von dieser Seite aus zu überblicken.

Still stand er, betrachtete versunken die Häuser, die ansteigenden Wiesen, sah, wie die untergehende Sonne die Bergspitzen rot färbte, sich ihr Licht an den Bergspitzen brach, sie mit einem goldenen Rand zu bekrönen.

Hier möchte ich wohnen, dachte er, reckte sich, und ging von der Terrasse, auf der er eben noch gestanden hatte, ins Haus hinein.

„Ein kräftiges Mischbrot, Rauchschinken und eine gut gewürzte Cervelatwurst!“, das würde ihm jetzt wohl schmecken. Er setzte sich an den gedeckten Tisch und ließ es sich gut gelaunt schmecken.

Angekommen, merkte Jonathan, dass die lange Wanderung ihn müde gemacht hatte. So blieb er nicht lange am Tisch sitzen, ging ins Schlafzimmer und lag kurz darauf im Bett.

4

Die Sonne weckte ihn am Morgen. Jonathan spürte die weiche Wärme auf seiner Haut, öffnete die Augen. Die aufgehende Sonne hatte mit einer leichten Luftbewegung die weißen, dünnen Vorhänge beiseite geschoben, für ihre lebensweckenden Strahlen einen Durchlass zu finden.

Jonathan gab sich dem Genuss hin, zwischen den Decken liegen zu können, zu trödeln, zu sinnieren, bevor er aufstand: Urlaub! Da brauchte er nicht gleich aufzuspringen.

Zum Frühstück frische Milch, zwei Semmeln, ein gekochtes Ei, etwas Honig, ging ihm durch den Sinn. Dann stand er auf, wusch sich, frühstückte in der Morgensonne vor dem Haus, so, wie er es sich gewünscht hatte.

Vormittags ging er durch's Dorf, grüßte nach links: „Guten Morgen Vroni“, nach rechts: „Guten Morgen, schöne Leni, Guten Morgen Bachleitner!“, kaufte im Trafik etwas zu Rauchen, wanderte über die Hügel, schwatzte mit den Bauern, fachsimpelte mit ihnen über ihre Kühe und über das Wetter.

Mehrere Tage vergingen. Alles war stets so, wie er es sich gewünscht hatte, dass es so sein möge. Er war kein großer Freund von Veränderungen, So blieb alles regelmäßig, wie er es sich einmal gewünscht hatte. Jonathan war wunschlos glücklich.

Diesen Morgen war er mit in den Wald gegangen, Holz zu schlagen. Voller Spaß hatte er die Muskeln spielen lassen.

Es war Nachmittag geworden, die anderen waren schon ins Dorf gefahren. Jonathan wollte noch etwas bei der großen, alten Buche sitzen, sich ausruhen, um dann später in das Dorf nachzukommen.

Er musste eingeschlafen sein.

Als er die Augen öffnete, sich den Schlaf aus den Gliedern gereckt hatte, fing er an, er wusste auch nicht warum, die Häuser des Dorfes zu zählen. Er zählte einmal, dann noch einmal, dann noch einmal. Es waren, es blieben: zweiundzwanzig Häuser.

Verwundert rieb er sich die Augen. Es waren doch nur einundzwanzig Häuser gewesen, als er hier angekommen war. Woher kam das zweiundzwanzigste Haus? Er musterte das Dorf noch einmal. Ihm wurde bewusst, das alleinstehende Haus am Hügel hinter dem Dorf, das zweiundzwanzigste, das dazugekommene Haus, war das Haus... in dem er selber wohnte.

Jonathan schloss die Augen. „Ich wollt, ich wäre auf der Terrasse“, murmelte er, öffnete die Augen wieder und rückte den Stuhl auf der Terrasse etwas mehr in den Schatten.

Jonathan kniff sich in den Arm. „Aua!“ Es hatte Weh getan, doch war alles so, wie es war.

Es fröstelte ihn, eine Gänsehaut lief ihm über die Arme. Abrupt stand er auf, eilte durch die Räume, verkroch sich im Bett.

Als ihm unter der Bettdecke wärmer geworden war, starrte er vor sich hin. Er fühlte sich allein. Einsam und verlassen.

Seine Gedanken wanderten durch das Dorf, zu den Menschen, mit denen er die Tage zusammengesessen hatte, gegessen, getrunken, gearbeitet hatte, gelacht und... „Wenn die Vroni wenigstens eine Stunde bei mir sein könnte."

Sie strich ihm kichernd über den Bauch, die Wärme ihrer Haut übertrug sich auf seinen Puls. Wohlig streckte er sich unter ihrer Berührung, ihre Körper schmiegten sich aneinander, umeinander, ineinander, seine Hände wussten zuerst nicht, wo sie überall gleichzeitig sein wollten. Jonathan seufzte innerlich. Ein Körper wie ein Traum und Vroni hielt, was er sich versprochen hatte. Nach einer Stunde musste sie fort.

Jonathan war noch außer Atem, schaute auf die Uhr. Acht Uhr war es erst. Er konnte noch nicht schlafen, zog seinen Morgenmantel über, ging die Treppe zum Wohnraum hinunter, nahm sich einen Enzian aus der immer gefüllten Flasche und setzte sich vor das Kaminfeuer.

5

Er war hellwach, dachte über die vergangenen zwei Stunden nach. Von der Buche, zur Terrasse, zum Bett, zu Vroni. Nachdenklich betrachtete er die Enzianflasche. Sie war voll. Er goss sich noch einen Schnaps ein, stellte die Flasche auf den Tisch. Sie blieb voll.

Jonathan erinnerte sich, vorgestern den Wunsch geäußert zu haben, immer eine gefüllte Flasche Enzian im Haus zu haben.

Nachdenklich betrachtete er die immer gefüllte Flasche mit dem Enzian und entschied: „Ich möchte jetzt keinen Enzian mehr haben."

Nichts passierte. Die Flasche blieb stehen, wo sie stand.

Jonathan kratzte sich hinter dem Ohr. „Ich will jetzt einen Kirsch haben!"

Zwei Flaschen standen auf dem Tisch. Ein Enzian, ein Kirsch. Jonathan goss sich einen Kirsch ein, stellte die volle Flasche zurück. Einen Enzian, noch einen Kirsch, Jonathan kicherte: Von wegen, dass man nur drei Wünsche frei hat!

Er stutzte. Wenn das stimmte, nichts sprach dagegen, das Kaminfeuer wärmte ihn von außen, der Kirschen-Enzian wärmte ihn von innen, dann wünschte er sich, dass die Leni für eine Stunde zu ihm kommen würde.

Lächelnd schob sie ihre Hände unter den Morgenmantel, der sich unter der Bewegung ihrer weichen Haut öffnete. Jonathan lehnte sich genießerisch zurück. Er hatte schon in den letzten Tagen ihr kesses Reden bewundert, und bei Gott, die Frau verstand ihr Mundwerk.

Nach einer Stunde musste sie leider fort. Jonathan war endlich müde.

6

Am nächsten Tag hatte Jonathan keine Lust, aufzustehen, vertrödelte den Tag mit Lesen, mit Nachdenken, was er sich denn noch so alles Gutes antun könne.

Er hörte die Uhr in der Diele die volle Stunde schlagen. Unwillkürlich zählte er mit. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Pause. Also sieben Uhr.

Der Ansturm Vronis ließ ihm das Buch aus der Hand fallen. Als er sich von seiner Überraschung erholt hatte, war ihm das Spiel schon recht. War es gestern noch neu, so wusste er heute schon mehr, was ihr Spaß machte. Auch Vroni war kenntnisreicher geworden, was Jonathans Vorlieben betraf.

Keuchend holte er Luft, als Vroni sich blitzschnell anzog, ihm noch einen Kuss zuwarf und verschwunden war.

Jonathan blickte auf den Nachttisch: Acht Uhr. Gerade hörte er auch die Dielenuhr die volle Stunde anschlagen.

Etwas erschöpft lehnte Jonathan sich zurück. Er versuchte zur Besinnung zu kommen. Er schüttelte sich, dachte, dass ihm vielleicht ein Enzian oder ein Kirschwasser helfen würde, wieder etwas klarer im Kopf zu werden, seinen Kreislauf anzuregen.

Gerade goss er sich ein Glas aus der immer vollen Flasche ein, als er spürte, wie sich eine weiche Hand von hinten an seinem Morgenmantel vorne zu schaffen machte. Er brauchte sich nicht umzudrehen.

Na, heute so steif? Auch an den richtigen Stellen? Lenis Stimme hüllte ihn verführerisch ein, die Frau verstand auch ihr Handwerk.

Als sie nach einer Stunde gegangen war, schleppte Jonathan sich erschöpft ins Bett. Was zuviel ist, ist zuviel.

7 Bis zum nächsten Mittag hatte Jonathan tief geschlafen. Müde, aber gut gelaunt, war er aufgewacht. Noch im Halbschlaf saß er am Tisch, hatte sein gewohntes Frühstück gegessen. Der Kaffee weckte allmählich seine Geister, seine Erinnerungen. Ihm wurde schwummerig.

Er fühlte sich allein. Allein gelassen mit seinen Wünschen. Ach, Sarah, könntest du doch hier sein!

Die warmen Hände, die sich von hinten über seine Augen legten, waren ihm sehr vertraut: „Sarah!“

Er sprang auf, mit einem: „Liebling!“, schloss er sie in seine Arme. Ihre kräftige, innige Umarmung – wie sehr er sie vermisst hatte.

„Wir haben uns so lange nicht berührt“, hörte er sie in sein Ohr flüstern. Ehe er etwas dagegen tun konnte, hatte sie ihn in das Schlafzimmer gezogen, begann liebevoll, ihn zu entkleiden.

Viel Zeit brauchte sie dafür nicht, Jonathan war ja noch gar nicht richtig aufgestanden. Sarah hatte sich auch ihrer Kleidung schnell entledigt, nach so langer Zeit der Trennung brauchte sie kein langes Vorspiel.

Sarah stutzte. „Freust du dich denn gar nicht?“

Jonathan schluckte. Doch schon, aber wie sollte er es ihr erklären, dass die letzten Abende ihn viel Kraft gekostet hatten?

Aber schließlich war Sarah eine erfahrene Frau und bekam, was sie wollte.

Jonathan verschlief den Nachmittag, in Sarahs Armen. Er war völlig erschöpft, begann, an seiner Männlichkeit zu zweifeln. Mit halb geöffneten Auge fiel sein Blick auf die Nachttischuhr: Fünf Minuten vor sieben!

Er war sofort hellwach, brauchte aber dennoch ein paar Minuten, bis er seine Kleider zusammengesucht, sich angezogen hatte. Voller Panik stürzte er die Treppenstufen hinunter, hörte beim Zuziehen der Tür noch Vronis Stimme aus dem ersten Stock: „Aber Hallo, wer sind denn Sie?“ Die Tonlage schien ihm keinen freundlichen Eindruck zu bedeuten.

Jonathan lief, was die müden Beine hergaben. Auch wenn er vorhin noch erschöpft gewesen war, als die Nacht hereinbrach war er bereits über die Berge in das erste Tal hinab, fiel wie besinnungslos auf den Strohsack der Jagerhütte.

Der Schlaf brachte ihm keine Erquickung, zu sehr saßen ihm seine Wünsche in den Lenden.

Die Sonne war noch kaum aufgegangen, als er bereits wieder unterwegs war. Vormittags war er bei der Sandler-Alm vorbei - die Sennerin blickte dem Lärm fragend hinterher - am Mittag stürzte er in das Wirtshaus von Sils-Maria.

Kathrein saß, wie immer, auf der Ofenbank, rauchte seine Pfeife. Atemlos ließ sich Jonathan neben ihm auf die Ofenbank fallen.

Der alte Bergbauer schmauchte seine Pfeife, als wäre er nicht überrascht: „Tja, Herr Jonathan, man muss scho aufpasse, dass einem die Wünsche nicht in Erfüllung gehen.“ □

Singelitis

Wenden wir uns nun wieder dem wahren Leben zu. Dabei ist auffallend, dass mit dem ‚wahren Leben' insgesamt die Verhaltensweisen und Bedürfnisse des zivilisierten Menschen beschrieben werden, die gemeinhin als ‚unkultiviert' moralisch verworfen werden.

Das sind Tatsachen. Nun, ‚Tatsachen' klingt hässlich nach Tat, Tathergang, Tatwerkzeug, Täter – etwas Feststellbarem, Indizien – gemeinhin dem Feind jeder Phantasie. Nehmen wir nun also dennoch die Tatsachen des wahren Lebens eines Mannes, kombinieren es mit einer verständlichen Angst und schauen, was passiert.

1 „Hast du ne Idee, warum die Kundschaft immer im obersten Stockwerk wohnt?"

Der zweite Mann zuckte nur gleichgültig mit den Schultern: Er stellte die schwere Zinkwanne auf den Boden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und brummte: „Is doch egal, doot ist doot - nu schließ schon auf!"

Der erste fingerte einen Schlüssel aus der Tasche, verglich die Aufschrift am Schlüsselanhänger mit dem Namen auf dem Türschild und nickte: „Müller-Trimmel."

Vor der aufschwingenden Tür zögerten sie einen Moment, als würden sie Scheu empfinden, einfach eine fremde Wohnung zu betreten – vielleicht war es auch das Zögern vor der Situation, wie sie den Toten vorfinden würden – da hatten sie schon die seltsamsten Erfahrungen hinter sich, denn die wenigsten lagen friedlich im Bett.

Für ihren Chef waren diese Verträge ein todsicheres Geschäft – sie schätzten eher die klassisch Verstorbenen, wenn der Lebenspartner anrief und ihnen wurde die Tür geöffnet, der Verstorbene lag friedlich auf dem Bett. Meistens starben die Männer zuerst und die Frauen waren da schon ordentlich, den Mann nicht einfach so herumliegen zu lassen, der Arzt mit dem Totenschein war auch schon vorbei und wenn sich einer mal aufgehängt hatte, dann war der bereits abgeschnitten, wenn sie eintrafen.

Das einzige, was sie wussten, wenn sie in der Zentrale des Bestattungsinstitutes saßen, der Summer ertönte und sie auf dem Monitor eine Zahl sahen: ein Toter. Die Zahl war die Vertragsnummer und im Aktenordner stand dann auf dem Vertrag der Name, die Adresse, da lag der Wohnungsschlüssel in einer Klarsichthülle und obwohl sie den Bereitschaftsarzt sofort benachrichtigten, sie waren immer als erste am Sterbeort.

Der Arzt ließ sich Zeit, Es war schon vorgekommen, dass sie unter der vertraglich vereinbarten Adresse keinen Verstorbenen vorfanden. Der war dann irgendwo unterwegs dahingeschieden. Ihr Einsatz also unnötig, der Arzt auch. Der Vertragsgegenstand bezog sich nur auf die Wohnungsadresse. Wenn man dort alleine starb, dann konnte man durchaus danach schon wochenlang unbemerkt gestorben sein – und genau das sollten diese Verträge verhindern.

2

„Ey! Mach doch mal Licht! Wie soll ich denn mit der Kiste hier durchkommen, wenn ich nischt sehe?“

Knips, das Licht im Flur leuchtete. Links Küche, rechts Wohnzimmer, Schlafzimmer, wie üblich, nach hinten raus.

Vorsichtig öffneten sie die angelehnte Tür, atmeten erleichtert auf, der Verstorbene lag höflicherweise im Bett.

Der erste hatte die Bettdecke angehoben und dem Toten an den Fuß gefasst: „Guck mal, Otto, der is noch ganz warm.“

„Na klar, wir sind man von der schnellen Truppe, wa?“ Damit hatte er den Blechsarg mit einem Rumms auf dem Fußboden abgesetzt, woraufhin Ferdinand Müller-Trimmel senkrecht im Bett saß. „Wer?“, stammelte er, „Was?“, verwirrt: „Wer sind sie?“

„Scheiß“, murmelte Otto: „Der is ja noch gar nich doot!“

Der Erste war korrekter, deshalb hatte er auch den Schlüssel und musste nicht den leeren Blechsarg tragen: „Bestattungsunternehmen Hengstenberg: Wir wollten Sie abholen, das heißt, der Arzt kommt gleich, von wegen dem Totenschein.“

Ferdinand Müller-Trimmel rieb sich die Augen: „Was wollen Sie mit einem Totenschein?“

„Ja..., ohne so 'nen Schein können wir Sie nicht mitnehmen."

„He, Sie! Ich bin noch ziemlich lebendig, da ist nichts zum Mitnehmen!"

„Nu, Vertrach is Vertrach. Da ist nur vereinbart, dass wir Sie einmal abtransportieren."

„Tot oder lebendig?"

„Also, da müssen Sie schon mit'm Chef reden. Wenn wir Sie jetzt nicht mitneh'm, dann kost das sicher was extra."

„Das werde ich morgen tun und nun verschwinden sie, bitteschön!" Aufforderungsgemäß trollten sich die Mitarbeiter des Bestattungsunternehmens Hengstenberg.

Im Treppenhaus fluchte Otto, wieder mit dem Metallsarg auf der Schulter: „Das ist vielleicht son Scheiß, da schleppste die Kiste hier inne obersten Stock und dann lebt dat Aas!"

3

Das Gespräch mit dem Beerdigungsunternehmer hatte positiv geendet. Ferdinand Müller-Trimmel war es zufrieden. Der Einsatz der Sargträger wurde nicht extra berechnet – es konnte schon mal vorkommen, dass die Batterien des Herzschlag-Kontrollsenders aussetzten und sie fälschlicherweise alarmiert wurden –, aber er möge sich doch, bitte, die long-life-Batterien kaufen, das wäre in ihrem beiderseitigen Interesse, schließlich würde er, Hengstenberg, am meisten an der monatlichen Bereitschaftspauschale verdienen. Sterben würde ja schließlich jeder Mensch nur einmal. Falls es noch einmal vorkommen würde, dann würden sie allerdings eine extra Gebühr berechnen müssen. Als Kunde müsse er schon sicherstellen, dass sein Todessignal auch korrekt sei.

Sorgfältig hatte Ferdinand Müller-Trimmel neue Batterien gekauft – die extra-long-life-Sorte –, die flachen Scheiben in das Spezialarmband der Uhr eingesetzt und mit der Hengstenberg-Zentrale telefoniert, ob alles in Ordnung sei? Es war. Der Computer bekam das Signal, dass er lebte. Damit war der Vorfall vergessen.

4 „Bringst du mir noch ein Gläschen Sekt mit?“ Ferdinand Müller-Trimmel stand in Unterhose und Strümpfen in der Küche. Er beeilte sich. Das war vielleicht eine scharfe Braut, die er sich da angelacht hatte!

Er klemmte die Sektflasche unter den Arm, die Kräckerschale in der anderen Hand und schloss die Tür des Kühlschranks mit dem Fuß.

Die Braut räkelte sich im kurzen schwarzen Satinhemd auf seinem Bett und hielt ihm auffordernd die leeren Gläser entgegen: „Ich bin so heiß, da muss ich noch was trinken“, kicherte sie.

Er goss ein, passte auf, dass nichts daneben schwappte, bettete sich neben sie, man stieß an, trank und die stöhnungsreiche Fummelei ging weiter.

Dem zweiten Glas folgte noch ein drittes, dann ein viertes, schließlich war die Flasche leer und die Braut meinte: „Nun ist genug mit dem Rumknutschen und Fummeln, los, nun runter mit den Klamotten!“

Lag es nun daran, dass Ferdinand Müller-Trimmel schon so viel Gläschen Sekt getrunken hatte – oder weil Männer, wenn sie eine Erektion haben, aufgrund der Blutleere im Kopf, nicht mehr denken können? –, auf jeden Fall zog die Braut ihm nicht nur Slip und Socken aus, sondern streifte ihm auch die Uhr ab – mit Uhr fand sie blöd, könnte kratzen –, und dann gab es Typen, die guckten dabei auf die Uhr, als arbeiteten sie im Akkord.

5 „Der Müller-Trimmel ist schon wieder doot?“ Otto hatte nur pro forma im Aktenordner nachgeschaut, diese Vertragsnummer hatte er auch so noch gewusst.

Willy fingerte den Wohnungsschlüssel aus der Klarsichthülle: „Na, dann woll’n wir wieder mal.“ Den Bereitschaftsarzt würden sie erst aus der Wohnung anrufen.

An der Haustür, unten, entschieden sie, den Blechsarg erst einmal stehen zu lassen. Bei dem Toten konnte man sich nicht sicher sein, ob er das nun auch wirklich war und noch mal die Kiste umsonst raufschleppen, das wollte Otto nicht. Falls der Verstorbene wirklich tot war, ging er lieber noch ein zweites Mal.

Die Scheu, die Wohnungstür aufzuschließen war schon geringer und als sie die eindeutigen Geräusche hinter der Schlafzimmertür hörten, wurde Willy richtig sauer. Er würde dem jetzt mal erzählen, wo es lang ging, falschen Alarm auszulösen.

Entschlossen marschierten die beiden den Flur hinunter und standen ohne Anklopfen im Schlafzimmer. Von der Frau war nur der nackte Rücken und ihr sich auf- und abwärts drehender Hintern zu sehen, sie saß auf dem ausgestreckten Ferdinand.

Otto und Willy guckten interessiert zu. Sie machte das echt gut.

Schließlich klopfte Willy laut und kräftig gegen das Holz der Schlafzimmertür: „Wir wollen ja nicht stören, aber für'n Toten sind ja ganz schön lebendig!"

Mit einem Schrei war die Braut von Ferdinand runter, suchte irgendetwas, womit sie ihre nackten Brüste und das dunkelhaarige Vlies bedecken konnte, während Ferdinand Müller-Trimmel nackt, aufrecht und plötzlich leichenblass im Bett stand. „Wollen sie mich zu Tode erschrecken?"

„Nee, dat wär nich jut fürs Geschäft", beteuerte Willy.

Die Braut, die inzwischen ihre Wäsche und ihr Kleid zusammengerafft hatte, viel war es ja nicht, presste alles vor sich an sich und drückte sich an den beiden Bestattungsunternehmensmitarbeitern, die ihr bereitwillig Platz machten, vorbei in den Flur.

Otto hatte den nackten Ferdinand begutachtet und meinte nun: „Guck, Willy, der hat dat Armband nich am Arm, deshalb der Alarm."

Ferdinand Müller-Trimmel strich sich überrascht über das Handgelenk, suchte hastig nach der Uhr mit dem Batteriearmband, streifte sie sich über, stemmte beide Arme in die Hüften und verkündete: „Hiermit kündige ich diese Todesversicherung!"

„Nu, guter Mann, uns können se viel sagen. Das müssen sie schon dem Chef sagen. Am besten und sowieso nur schriftlich. Nischt für ungut, wir gehen dann man wieder."

Damit zogen die beiden sich zurück.

Otto war froh, dass sie den Sarg unten an der Haustür hatten stehen lassen.

Auch, dass sie den Bereitschaftsarzt nicht Bescheid gesagt hatten, war vernünftig gewesen. Sie waren nun schon lange im Geschäft und kannten mittlerweile ihre speziellen Kunden.

6 Ferdinand Müller-Trimmel versuchte, seinen aufgepeitschten Kreislauf zu beruhigen. Die Braut hatte sich verdrückt und ziellos wanderte er allein im Schlafzimmer umher – vielleicht hätte er nur eine Potenzpille nehmen sollen? –, sah sich im Spiegel, zog sich den schlappen Präservativ ab, feuerte ihn platschend in die Ecke.

Im Kühlschrank hatte er noch eine zweite Flasche Sekt, die für danach.

Er ließ den Korken knallen, zog sich den Bademantel über und legte sich auf das Bett. Das eine Glas ergab das andere, jedes steigerte die Entschlossenheit, die Kündigung der Todesversicherung sofort zu formulieren. Was du heute kannst besorgen... Er stand auf, suchte und fand im Dokumente-Ordner die Versicherungspolice, trank noch einen Sekt, saß am Schreibtisch und dachte an die heiße Braut.

Er hatte Schwierigkeiten, sich auf das Blatt Papier zu konzentrieren, setzte an, trank noch einen Sekt, dachte noch immer an die geile Braut, spürte den Schweiß auf seiner Haut und wie der Kreislauf absackte. Der Tod nahm ihm den Kugelschreiber aus der Hand.

7 Otto und Willy hatten gerade wieder ihre Spielkarten für den Kutscherskat in die Hand genommen, als die Kontrolllampe flackerte und eine Zahl auf dem Monitor sichtbar wurde.

„Ach nee! Guck mal: Schon wieder dieser Müller-Trimmel."

„Ich kann's mir denken: Kaum sind wir raus, kommt die Alte zurück und nun sind se wieder am machen und der hat schon wieder das Armband neben das Bett gelegt."

„Lösch doch mal die Meldung und schalt den ganzen Auftrag auf ‚Drei Monate abgemeldet auf Mallorca': So putzmunter wie der Kerl ist, wird der die nächste Zeit nicht sterben - und wir haben unsere Ruhe." □

Karinka

Es gibt auch andere Möglichkeiten, aus Liebesverlust zu sterben. Zum Beispiel: Geheimnisse in Briefen zu offenbaren: Da steht es dann, Tinte auf Papier. Der Offenbarende hat es nur einmal geschrieben – doch wie viele Male liest es dann der Empfänger? Das ist beinahe wie eine Schwangerschaft: eine einzige Nacht und man hat Monate damit zu tun, bis es ausgetragen ist.

1 Kurz vor dem Erreichen des Auges konnte Jonathan seine Hand noch verharren lassen. Unwillkürlich hatte er dem Impuls nachgegeben, sich die Träne aus dem Auge wischen zu wollen. So neigte er nur den Kopf zur Seite, ließ die kleine Wasserkugel über die Wange laufen, zur Seite tropfen, bedacht, den Stoff vor sich auf dem Tisch nicht mit der Träne zu beflecken.

„Geliebte Karinka“ ging ihm durch den Kopf. Geliebte? Ja, es war gewesen, vergangen. Nicht vergessen, noch nicht vorüber.

Behutsam strich er mit dem Zeigefinger über die Kante der aufgeleimten Schmuckbänder. Vorsichtig presste er das unregelmäßige Band auf den Bezugsstoff der Mappe vor sich auf dem Tisch, die Handschuhe waren ihm lästig dabei, er hatte nicht das feine Empfinden der Haut, wie viel Druck er ausüben musste, doch wenn er mit der Mappe fertig war, sie abgeschickt hatte, dann erst würde es für ihn vorüber sein.

Jonathan musste warten, damit der Leim des Schmuckbandes anziehen konnte und er dachte an die eine Nacht zurück, die er mit Karinka zusammengewesen war. Die einzige. Dorothy, seine Frau, war fort gewesen, er hatte sich alleine gefühlt, voller Sehnsucht nach der Nähe eines Körpers und er hatte Karinka eine Nachricht gesandt. Die Stunden waren vergangen und als er schlafen gehen wollte, stand sie dann in der Tür. In wortloser Übereinstimmung hatte sie sich ihrer Kleidung entledigt. Die Hitze ihrer Körper brauchte ihre Brünstigkeit nicht erst zu entfachen und es gab keine Fragen zwischen ihnen: es gab nur sie beide, ihre Körper, ihre Berührungen, ihre Liebkosungen, ihre Geilheit und Nähe.

2 Zufrieden betrachtete Jonathan das verschlungene Webmuster des roten Bezugstoffes der Mappe vor ihm auf dem Tisch: Der Stoff hatte das Kontaktgift spurlos in sich aufgesogen. Auch er hatte in dieser Nacht ein Gift zu sich genommen: Die Vertrautheit, die intime Begegnung mit einer Frau, die sich zu ihm bekannte: die süße Frucht, zu lieben und geliebt zu werden. Bis dann der bittere Kern sich herausschälte.

Jonathan nestelte an seiner Jackentasche, strich sich den lästigen Handschuh von der rechten Hand und fingerte einen Brief aus der Tasche: Es war der Brief Karinkas an Dorothy.

Langsam faltete er das schwere Papier auseinander und überflog die Zeilen, so, wie er es schon so häufig getan hatte:

Liebe Dorothy, ich denke an dich, habe ein unheimliches schlechtes Gewissen, ich möchte mich bei dir entschuldigen. Wenn ich könnte, würde ich das Geschehene ungeschehen machen. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat. Wahrscheinlich lag es daran, dass alles auf der Messe schiefgelaufen ist; ich habe Michaelis wieder gesehen, mit all den anderen und wir sind dann noch durchs Rotlichtviertel gezogen. Michaelis hat diesmal in aller Öffentlichkeit zu mir gehalten und ich musste feststellen, dass ich ihn immer noch liebe, begehre, machtlos gegen meine Gefühle bin. Als alle gingen, sind wir dann auch gegangen - hinter's Haus. Ich sagte ihm, er müsse aufpassen, ich hätte meine fruchtbaren Tage. Irgendwie hat er erst mitten dabei meine Worte registriert und geriet in Panik. Er war wie völlig zugeschnürt, abwesend, abweisend, sprachlos. Nichts außer Abweisung, Nichtbeachtung und Eis seinerseits. Meinerseits Unverständnis und Schmerz und zu viel Wein. Als ich dann zu Hause Jonathans Nachricht fand, er wolle mich sehen, war es mein innerster Wunsch, einen kurzen Augenblick geliebt zu werden, zu vergessen, was passiert war. Das also zu meinem superglücklich-traurig-missratenen Wochenende. Dorothy, ich wünsche mir, dass alles wieder gut wird. Jetzt weiß ich nicht mehr weiter. Alles Liebe, deine Karinka.

Jonathan hatte das schwere Papier aus der Hand gleiten lassen und schüttelte den Flakon mit dem Kontaktgift.

Sorgsam benetzte er ein weiches Tuch und strich damit behutsam über den Bezugsstoff der Mappe.

An der äußeren Seite und an den Ecken ging er ein zweites Mal darüber:

dort würde Karinka am häufigsten anfassen, wenn sie die Mappe öffnen würde, um einen Brief zu schreiben.

Während Jonathan den Handschuh wieder über die Hand zog, betrachte er das langsame Trocknen des Bezugsstoffes. Auch die neue Schicht hatte keine Spuren hinterlassen.

Es war eine prächtige Briefmappe geworden und Karinka würde ihren Spaß daran haben, sie gerne benutzen, so wie sie ihn benutzt hatte, ihn nur auf seinen Schwanz reduziert und ihre Vertrautheit verleugnet hatte. Gift um Gift, Freude gegen Freude.

Der Leim des Schmuckbandes war getrocknet und Jonathan suchte nach dem Seidenpapier, die Mappe zu verhüllen.

Die zarte weiße Umhüllung erinnerte ihn an ein Brautkleid. Ja, das war das richtige Brautkleid für Karinka: Ein prachtvoller Einband, in dem das Gift verborgen war.

Kräftiges, braunes Packpapier würde das Brautkleid und die Mappe auf ihrem Weg schützen.

3 Am nächsten Morgen trug er das Paket zur Post und vergrub danach alle Lappen und die Handschuhe in der hintersten Gartenecke, seine Arbeit war getan: Es war vorüber, fortgeschickt, er hatte sein Interesse verloren und wartete auf nichts.

Vielleicht hätte es ihn aber interessiert, dass die Frau des Postmeisters von Hampton-on-Clyde – die von ihrem Mann als Ostergeschenk eine prachtvolle Briefmappe geschenkt bekommen hatte und sie eifrig benutzte und unerklärlich dahinsiechte – in der Blüte ihres Lebens von einer unbekannten Krankheit dahingerafft wurde. □

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Der verträumte Mann

Multadeus

Nun könnte man sicherlich meinen, der faule Macho auf dem Finnjet hätte, statt einen Brief zu schreiben, schließlich auch telefonieren können, dann hätte er auch ihre Stimme gekannt. Nun steht er da mit seinem Wissen, dass er der Gelackmeierte ist.

Aber, es ist seltsam, was hat sich eigentlich in seiner Erinnerung verschoben? Man liebt nur das, was man von dem anderen weiß, genauer, was man annimmt, von ihm zu wissen – und dann bekommt man eine Information, die alles auf den Kopf stellt? So etwas soll es geben.

1 Außenwelt. Die Untergrundbahn drängte die Wärme, die sie bei der Einfahrt in den Tunnel verlassen hatte, vor sich her in die unterirdische Kühle des Tunnelsystems der Stationen.

Christa wandte ihr Gesicht dem warmen Luftstrom entgegen, mit dem der erste Waggon des Zuges aus dem Dunkel des Tunnels in das Licht des Bahnhofs einfuhr.

Wie an jedem Morgen jedes Werktages wartete sie an dem Ende des Bahnsteigs, den der einfahrende Zug immer als erstes erreichte. Dort war der warme Luftstrom noch zu spüren, bevor er sich in der Weite der Bahnhofshalle mit der kühleren Luft vermischte und sich dann verlor.

Die Poren der Haut, die sich während dieser heißen Sommertage in der Kühle des Untergrundbahnhofs entspannt verengt hatten, öffneten sich jedes Mal lustvoll in dem wärmendem Luftstrom, den der Zug von der Sonne her mit sich brachte.

Christa schloss die Augen, überließ sich den Empfindungen ihrer Haut, lächelte: Ist es heiß, will man's kühler, ist es kühler, möchte man's wärmer, dachte sie. Es ist der Reiz des Wechsels und des Unterschiedes, ging ihr durch den Sinn, als sie wieder die Augen öffnete.

Die meisten Waggons des Zuges waren schon an ihr vorbeigelärmt. Wie erwartet, kamen die hinteren Türen des letzten Waggons genau vor ihr

zum Stehen. Sie hatte Wochen gebraucht, um diesen exakten Standort herauszufinden, für sich festzulegen.

Von der Markierung des Kurzzugs an der Tunnelwand, dort wo das Band der schwarz-weißen Markierungskacheln endete, hatte sie die Fugen der Steine in der Bahnsteigkante gezählt, um diesen Standort herauszufinden, bis sie eines Tages feststellte, dass die Fuge zwischen den langen Steinen der Bahnsteigkante an dieser Stelle eine ausgeschlagene Stelle hatte, die sie von allen anderen geraden Fugen unterschied. Also konnte sie das Zählen unterlassen, brauchte sich nur auf diese ausgeschlagene Fuge zu konzentrieren, um keine weiteren Schritte machen zu müssen, wenn die Waggons der Untergrundbahn zum Halten gekommen waren.

Lag es in der Ökonomie ihrer Arbeit als Architektin, nichts dem Zufall zu überlassen, sondern geplant, bewusst einen Standpunkt zu berechnen? Es war ihr egal. Sie trat zwei Schritte vor, sie hätte auch blind sein können, streckte die Hände nur geradeaus nach vorne und schob die Griffe der Türverrieglung nach beiden Seiten zurück.

Wie jeden Morgen spürte sie ihren Herzschlag schneller werden und wie sich ihr Atem beschleunigte. Sie betrat den Waggon, zwei Schritte und ihre aufkeimende Frage fand sogleich ihre Besänftigung. Sie schnaubte leise, schluckte erleichtert: Der Weiße saß, wie jeden Morgen an den vergangenen Werktagen der vergangenen Wochen, in diesem Waggon.

Stets saß er in der dritten Sitzbank, von der Tür aus gezählt, am Fenster, das auf dieser Station zur Tunnelwand zeigte, blickte gegen das dunkle Glas der Scheiben: Der ‚Weiße'. So hatte sie diesen Mann für sich genannt.

Ihr anfängliches Befremden, als sie ihn vor ein paar Wochen, es musste Anfang Mai gewesen sein, zum erstenmal auf ihrer Fahrt zur Arbeit erblickte, hatte sich im Laufe der Tage, der Wochen in Sympathie, in eine für sie nicht erklärliche Aufgeregtheit gewandelt.

Stets saß er in der dritten Sitzbank, von der Tür aus gezählt, am Fenster zur Tunnelwand. Stets hatte er dieses weiß geschminkte schmale Gesicht, zu dem der flache schwarze Hut, den er stets trug, das schulterlange schwarze Haar, das sein Gesicht umrahmte, einen krassen Kontrast bildeten. Stets hatte er einen kleinen Koffer bei sich, den er auf seinen Knien abgestellt, mit beiden Händen umfasst hielt.

Man hätte ihn für eine Schaufensterpuppe halten können, wie er so unbeweglich auf seinem Platz saß, den Kopf nicht umwandte, nur in das Dunkel der Fensterscheibe blickte.

Erst im Laufe der Tage, nachdem sie ihre Scheu überwunden hatte, zu ihm hinüberzublicken, bemerkte sie, dass die dunkle Scheibe, in die er stets so unbewegt schaute, der Spiegel für seinen Blick zu ihr war. So hatten sie sich stillschweigend geeinigt, sich jeden Morgen in der dunklen Spiegelung der Tunnelwand zu begegnen.

Christas erster Blick an diesem Morgen, wie jeden Morgen seit ihrer ersten Begegnung, betrachtet seinen Mund, und als sie das feine Lächeln in den Mundwinkeln erkennt – erst dann, nicht vorher –, blickt sie auf den Sitzplatz der ersten Sitzreihe auf der Bahnsteigseite in Fahrtrichtung, ‚ihren' Platz, wie sich herausgestellt hatte.

Heute ist es eine Margerite, die dort für sie liegt. Das kraftvolle Grün der Blätter, das intensive Gelb der weichen Blüten lassen den dunkelblauen, harten Plastikschalensitz noch lebloser, künstlicher erscheinen, als er es allein schon ist.

Wie jeden Morgen umrundet Christa mit wenigen Schritten die Rückwand der Sitzbank, die seitliche Haltestange zur Wagenmitte, nimmt die Blume auf, setzt sich auf ihren Platz.

Dann, mit dem Anfahren der Untergrundbahn, sucht sie seinen Blick in der dunklen Spiegelung der Wagenscheibe, lächelt ihn an, schließt kurz die Augen, zwei Wimpernschläge lang, er antwortet ihr mit einem unmerklichen Zwinkern des rechten Auges.

Dann lehnt sie sich etwas seitlich zurück, so, dass sie mit dem Haar die Waggonwand berührt, ist ganz bei sich, genießt dieses Gefühl ihrer stillen Übereinstimmung.

Ein Unbeteiligter hätte nichts bemerkt. Auch wenn er aufmerksam gewesen wäre, hätte er nur einen seltsamen Mann mit auffallend weiß geschminktem Gesicht gesehen, der unbewegt aus einem Fenster blickte, in dem es nichts zu sehen gab, und eine Frau mit einer Blume auf dem Schoß, die, anscheinend noch etwas müde, vor sich hindöste.

Zwei Stationen, fünf Minuten, dann musste Christa aussteigen: Stephansplatz. Der ‚Weiße' blieb.

Ein kurzer Blick, ein unmerkliches Lächeln, sie ging bewusst langsam zum Ausgang, den ganzen Bahnsteig entlang. Am Kiosk kaufte sie immer die Morgenzeitung.

Wenn die Untergrundbahn wieder anfuhr, die Waggons noch langsam an ihr vorüberglitten, dann suchten, dann trafen sich ihre Blicke im direkten Ansehen.

Immer dann. Nur dann.

Ganz für sich, ganz bei sich ging Christa danach die Stufen der U-Bahn-Station hinauf, ein kurzes Stück die Esplanade entlang, rechts die Colonnaden hinunter bis zu dem Haus in dem im zweiten Stock ihr Büro lag.

Dort stellte sie die frische Blume des Morgens zu den anderen der vergangenen Tage, prüfte, welche Blüten in ihrer Vergänglichkeit die Köpfe hängen ließen, entnahm die Vergangenen der Vase, begann ihre Arbeit.

Immer erst dann. Seit ein paar Wochen. Seit Ende Mai.

2

Bis zur U-Bahn hatte Christa sich beeilen müssen. Gerade als sie diesen Morgen ihre Wohnung verlassen wollte, klingelte das Telefon. Sie verlor drei Minuten, bis sie das Gespräch beenden konnte. Drei Minuten! Die U-Bahn würde nicht auf sie warten, sie wollte den Zug erreichen, der um 9 Uhr 47 abfuhr. Erst in diesem Augenblick, als ihr bewusst wurde, dass sie ‚ihren' Zug verpassen könnte, wurde ihr deutlich, wie sehr sich ihr morgendlicher Weg zum Büro verändert hatte.

Vor Wochen war es ihr egal gewesen, ob sie einen Zug früher oder später fuhr, sie war immer gegen zehn Uhr im Büro gewesen, mal ein paar Minuten früher, mal ein paar Minuten später, je nachdem welchen Zug sie erreichte.

Heute morgen beeilte sie sich, rannte beinahe den kurzen Weg bis zur U-Bahn-Station. Es war ihr wichtig geworden, diesen Zug zu erreichen. Nur diesen Zug, mit ihm, im letzten Waggon die drei Stationen zu fahren.

Aufatmend holte sie tief Luft, als sie die Treppenstufen der Station hinunter gehastet auf die Bahnsteiguhr blickte: der große Zeiger sprang gerade auf 9:46. Sie lächelte befreit, lächelte über sich selbst. Wie ein Backfisch, dachte sie bei sich, Angst zu spät zum Rendezvous zu kommen!

Sie hatte diese Ängstlichkeit gespürt, fand sich dämlich, glücklich zugleich, ging langsam, sich auf die ausgeschlagene Fuge zwischen den Steinen der Bahnsteigkante zu konzentrieren, fand sie gleich, wartete. Sie erkannte die sich nähernden beiden Lichter des U-Bahn-Zuges, noch bevor sie das langsam lauter werdende Dröhnen der Motoren hörte, schloss die Augen, um sich ganz dem warmen Luftstrom zu überlassen, den Wind auf der Haut, in den Haaren zu spüren.

Der Zug rollte an ihr vorbei, kam zum Stillstand. Sie war versucht, mit geschlossenen Augen auf die Tür zuzugehen, so sehr fühlte sie sich in der Sicherheit geborgen, dass sich die beiden Türgriffe direkt vor ihr befanden, zwei Meter entfernt. Lächelnd unterdrückte sie diesen Impuls, öffnete die Augen, öffnete die Waggontüren, blickte in das Waggoninnere – irritiert – der Sitzplatz in der dritten Reihe auf der Tunnelseite war leer.

Mit zwei Schritten war sie zurück an der Tür, blickte aus dem Waggon heraus auf die Bahnsteiguhr, es war 9 Uhr 47, wie jeden Morgen jedes Werktages der vergangenen Wochen.

„Zurückbleiben, bitte!“, hörte sie die Stimme der Stationsaufseherin aus den Lautsprechern über den Bahnsteig hallen. Der Zug ruckte an, sie suchte Halt an der Griffstange der ersten Sitzbank vor ihr, als ihr Blick sich beinahe automatisch auf ‚ihren‘ Sitzplatz richtete. Eine rote Rose lag auf der dunkelblauen Plastikschale des Sitzes.

Er hat mir noch nie eine rote Rose geschenkt, dachte sie, als sie die Blüte aufnahm, sich wie jeden Morgen jedes Werktages der vergangenen Wochen auf ‚ihren‘ Platz setzte.

Er muss also in diesem Zug gewesen sein, wer sonst hätte die Blume dort hingelegt?

Planlos blickte sie in die dunkle Spiegelung der Fensterscheibe der dritten Sitzreihe schräg gegenüber.

Warum ist er nicht hier, wenn er hier war?

War gestern irgendetwas anders gewesen als sonst?

Habe ich irgendetwas gemacht oder vielleicht nicht getan, was ihn zurückgestoßen hat?

Warum zum erstenmal eine Rose? Und warum eine *rote* Rose?

Ist es eine neue Stufe im Spiel unserer wortlosen Übereinstimmung?

Beinahe hätte sie, in Gedanken versunken, vergessen am Stephansplatz auszusteigen, sprang im letzten Moment noch auf, kaufte eine Tageszeitung, ging ihren täglichen Weg ins Büro, war voller Fragen, Neugier, Ratlosigkeit.

3 Christa hatte sich für Neugier entschieden. ‚Der Weiße' wollte eine neue Qualität, er sollte sie haben. Sie war gespannt, welche er ihr anbieten würde.

Am folgenden Morgen hatte sie sich überlegt, zwei Stationen früher einzusteigen, doch das, befand sie dann, war gegen die Regeln. Gegen ihre unausgesprochen, ungeschriebenen Regeln.

Erwartungsvoll wartete sie, dass der Zug einlief. Stand an ihrer Fuge, schloss diesmal nicht die Augen, ließ die Waggons an sich vorbeirollen, blickte schon von außen durch die Fensterscheiben in das Innere des Waggons. Er war nicht da.

Es lag auch keine Blume auf ‚ihrem' Platz.

Was sollte das bedeuten?

Will er mich aus meiner Reserve herauslocken?

Ist ihm etwas passiert?

Wie soll ich ihn denn erreichen?

Ich weiß doch überhaupt nichts von ihm. Morgens, an den Werktagen der vergangenen Wochen um 9 Uhr 47 an der Station Klosterstern in der dritten Sitzreihe, sitzt er am Fensterplatz zur Tunnelseite, im letzten Waggon, auf meinem Platz liegt eine Blume.

Sie war verwirrt.

Die Untergrundbahn fuhr wieder an. Ein kurzer Blick aus dem Fenster, es war die Station, an der sie jeden Morgen ausstieg: Stephansplatz. Vorbei.

Christa fühlte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg, sie unterdrückt schnaufte, sie war zornig. Zornig auf sich selbst. Zornig auf diesen verdammten

Kerl, von dem sie überhaupt nichts wusste, der ihr so wichtig geworden war und nun, wo er nicht mehr da war, wichtiger, als er noch da war.

Jungfernstieg! Christa beeilte sich, aufzustehen, auszusteigen. Der Weg bis zu ihrem Büro war nicht wesentlich weiter als von der Station Stephansplatz aus, aber es war ein anderer, als sie ihn geplant hatte, als sie ihn gewohnt war. Sie verspürte ein ungutes Gefühl, dass ihr Leben aus seinen wohlgeplanten Bahnen glitt.

Die täglichen Blüten auf dem dunkelblauen Plastikschalensitz der Untergrundbahn hatten in ihr neue Überlegungen über das Verhältnis von Natur und Technik, von Lebendigem und Leblosem, von Mensch und Architektur angeregt. Aber die Planbarkeit, die Berechenbarkeit der Statik war immer das Fundament ihres Lebensgefühls gewesen. Nun hatte sie das Gefühl, dass dieses Fundament sich in einen dünnen Strohhalm gewandelt hatte. Einen Strohhalm, an den sie sich irritiert klammerte.

Sie hatte sich ihren Weg durch die flanierenden Menschen auf der breiten Promenade des Jungfernstieg gesucht, nach rechts, nach links geschaut, ohne hinzublicken.

Erst als sie im Büro ihren Computer einschaltete, der Rechner anlief, das Computerprogramm den Bildschirm aktivierte, sah sie in dem kurzen Moment des noch dunklen Bildschirms, in der mattgrauen spiegelnden Abdeckscheibe des Monitors, eine Menschengruppe vor dem Alsterhaus, die einen Kreis gebildet hatte: Einen Kreis, in dessen Mittelpunkt ein Straßengaukler stand, allein, mit roter Nase – sie stutzte – einem flachen Hut und – sie versuchte sich genau zu erinnern – einem weißen Gesicht.

Wie in ihrem Computer-Unterstütztem-Entwurfsprogramm zoomte sie sich dieses Gesicht aus ihrer flüchtigen Wahrnehmung der Szene in Großaufnahme. Es war der ‚Weiße', der dort als Straßengaukler vor dem Kaufhaus die Menschen um sich geschart hatte.

Christa überhörte das Piep, mit dem der Computer sich als betriebsbereit meldete.

War er es tatsächlich? Die Ähnlichkeit, der Hut, nein, nicht nur der Hut, die Haltung seines Körpers, diese lebendige Reglosigkeit, aber sie war doch zu weit entfernt gewesen, um es genau zu erkennen.

Der Computer hatte seinen Piep an diesem Morgen umsonst getan. Sie schaltete ihn aus, stellte nach einem kurzen Blick auf ihren Kalender fest, dass sie für diesen Vormittag keinen Termin eingetragen hatte, griff sich ihre Jacke, verließ das Büro, ging wieder hinaus, die Colonnaden hinunter, dem Kaufhaus entgegen.

Mein lieber Scholli-Schinksi, war ihr zorniger, melancholischer Gedanke, als sie vor dem Kaufhaus die Ansammlung von Zuschauern wiederfand. Christa stutzte, unwillkürlich hatte sie die Worte verwendet, die ihr Vater immer zu ihrem Bruder gesagt hatte, wenn der etwas getan hatte, das den Vater einerseits zwar ärgerte, andererseits aber sprachlos gelassen hatte. Was hätte sie jetzt auch sagen sollen, sie kannte ja noch nicht einmal seinen Namen.

Wie zufällig blieb sie am äußeren Rand des Zuschauerkreises stehen, betrachtete den ‚Weißen', wie er mit kleinen Späßen und Kunststücken die umstehenden Menschen zum Lachen brachte.

„Damen und Herren, und...", er beugte sich zu einem kleinen Mädchen herunter, „liebe Kinder! Was macht der Mensch, der so gerne Violine spielen will und weiß, dass er *kein großes* Meister werden wird? Er...", und dabei griff er mit seiner rechten Hand langsam in die Hosentasche, „er...", griff tiefer in seine Hosentasche, suchte offensichtlich etwas, „er...", ließ den Arm bis über die Ellenbogen in der Hosentasche verschwinden und machte dabei ein so dummes, fragendes, dann überraschtes Gesicht, dass er die Lacher schon auf seiner Seite hatte, „er...", zog eine winzige kleine Geige aus der Tasche, strahlte über das ganze Gesicht, „spielt eine *kleine* Instrument!"

In das Klatschen hinein zog er aus der anderen Hosentasche einen Geigenbogen heraus und begann zu aller Überraschung auf der winzigen Violine eine Melodie zu spielen.

Christa befand, die rote Clownsnase ließ seine Augen schwermütiger, seinen Mund trauriger aussehen, als sie ihn ohne diese rote Nase in Erinnerung hatte. Seine Augenbrauen schienen nachgezogen zu sein, dunkler, pointierter, den Ausdruck seiner Augen zu verstärken. Ihre Gedanken wurden von dem Beifall unterbrochen, der seine Darbietung belohnte.

„Nun, das war das Ende von meine kleine Vorstellung", dabei nahm er seinen Hut ab, deutete eine Verbeugung an, so dass ihm seine schwarzen

Locken ins Gesicht fielen, gab den Hut mit einem Lächeln an einen der Zuschauer im Innenkreis der Ansammlung.

„Doch bevor Sie gehen, noch ein kleines Gedichte für...“, er schnitt eine lächelnde Grimasse, als wisse er nicht, was er sagen solle, „...den weiteren Weg!“ Dabei breitete er die Arme aus und begann:

„Bedeutungsschwanger
kommt *die* Vers daher,“ wie entschuldigend hob er anscheinend verzagt die Schultern,
„der Vers kann nicht gebären
und rutschte aus,
vor lauter Tiefsinn,
kam Schwermut auf die Welt,
als Fehlgeburt, doch lebend,
durch künstliche Bedenkung.“

Dabei grinste er so unbeschwert, dass die meisten Zuhörer auch lächeln mussten.

„Und...“, dabei hatte er den Hut wieder an sich genommen, die Geldmünzen in seine Handfläche gekippt, in der Geigenbogen-Hosentasche verschwinden lassen, „bevor ich es vergesse...“, setzte den Hut auf, blickte in der Runde der Zuschauer herum, Christa hatte das unbestimmte Gefühl, er würde sie, ausschließlich sie meinen, „weitere Gedichte heute Abend im Villon!“

Abrupt senkte er den Kopf, schaute auf den Boden, schien plötzlich in sich hineinzuschauen. Die Bewegung der Zuschauer vor ihr, die sehen wollten, was er vorhatte, versperrten Christa den Blick.

Dann hörte sie wieder seine Stimme: „Und als letztes. Ich wollte ja meinen Zauberstab verschenken!“

Tat so, als ob er jemanden aussuchen würde, ging auf den Kreis zu, der sich vor ihm öffnete, die Zuschauer wichen vor ihm zurück, keiner drängte sich vor, er schien ein bestimmtes Ziel zu haben, stand unerwartet vor ihr und gab den Stab der überraschten Christa.

Unwillkürlich griff sie nach dem Stab, überrascht, so nahe hatte sie ihm noch nie gegenübergestanden, ihre Augen versanken ineinander, überrascht, dass er sie bemerkt hatte, spürte sie das weiche Holz zwischen

ihren Fingern, blickte auf den Zauberstab, er war mit kleinen, bunten Sternen bemalt, suchte wieder seine Augen, sah auf, sah auf die Rücken der Zuschauer vor ihr, die ihr die Sicht versperrten, der Kreis hatte sich bereits wieder geschlossen, andere Zuschauer drängten an ihr vorbei, sie wollte zu ihm, wollte ihn fragen, sie blickte sich suchend um, dort hinten war sein Hut zu erkennen, drängte sich durch das Durcheinander, die Zuschauer strebten in alle Richtungen davon, sah ihn nicht mehr, stand allein, den Sternenstab in der Hand.

Hilflos stand sie allein auf dem breiten Bürgersteig, der einzige Mensch der stehen geblieben war – alle Anderen, Passanten, die ihre Wege gingen. Sie konnte nicht das kleinste Anzeichen dafür entdecken, dass hier vor wenigen Augenblicken noch eine Menschenmenge einen Kreis gebildet hatte, der ‚Weiße' hier als Straßengaukler aufgetreten war. Sie kniff die Augen fest zusammen, es half nichts, nur der Zauberstab in ihrer Hand gab ihr die Gewissheit, sie hatte nicht geträumt.

Eine helle Kinderstimme, die sich aus dem Straßenlärm, den Stimmengeräuschen der Passanten herausschälte: „Mama, was hält die Frau da in der Hand?", ließ sie sich ruckartig, mechanisch in Bewegung setzen.

Das hätte ihr noch gefehlt, die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu ziehen, als abgedrehte Frau, die sinnlos in der Landschaft steht, im positivsten Fall freundlich belächelt wurde. Sie war, verdammt noch mal, eine vernünftige Frau, die selbstbewusst als Selbständige arbeitete, nicht verschroben.

Mit diesem Gedanken öffnete sich ihr Blick. Sie stellte fest, erst überrascht, dann wütend, dass sie in Richtung Rathausmarkt ging – für sie die falsche Richtung – drehte sich abrupt um, rempelte beinahe ein älteres Ehepaar an, das nichtsahnend ein kurzes Stück hinter ihr gegangen war und nicht auf dieses abrupte Stoppen und die Kehrtwendung Christas vorbereitet gewesen war.

Christa verhaspelte sich: „Entschuldigen Sie, ich ...", war schon an dem Paar vorbei, wechselte an der Ampel auf die andere Straßenseite, ging denselben Weg, den sie bereits am Morgen von der U-Bahn-Station aus in ihr Büro gegangen war. Nun allerdings mit einem Zauberstab in der Hand, im Nachgrübeln über Realität und Vergänglichkeit, über ein Wort, mit dem sie im Augenblick nicht viel anfangen konnte: „Villon".

Im Büro wurde ihr erst wieder bewusst, dass sie immer noch diesen Zauberstab in der Hand hielt. Mit einem Empfinden, als müsse sie sich davon befreien, warf sie den bunten Holzstab mit leichtem Schwung auf ihren Arbeitstisch, auf dem er noch einige Umdrehungen rollte, dann an der Grundplatte des Computer-Monitors gestoppt wurde. Dort blieb er liegen, nicht mehr beachtet.

4

Der Arbeitstag hatte seine Pflichten gefordert. Christa hatte alle Gedanken beiseitegeschoben, sich auf das Arbeitspensum des Tages konzentriert. Nun war es bereits lange achtzehn Uhr vorbei, ein Blick auf die Uhr bestätigte ihr Gefühl, neunzehn Uhr acht. Christa fiel ein, dass sie nicht daran gedacht hatte, einkaufen zu gehen. Bei dem Gemüsehändler in der Straße, kurz vor der Kreuzung im Souterrain, hatte sie noch frisches Gemüse kaufen wollen. Das war nun zu spät. Ob sie es noch bis zum türkischen Gemüsehändler in der Straße, in der sie wohnte, schaffen würde? Er hatte immer bis mindestens halb acht abends geöffnet, doch das wurde knapp, Büro klar machen, zur U-Bahn, warten. Da fiel es ihr wieder ein: Villon.

Sie stutzte. Villon? Francois Villon, französischer Dichter des...? Hatte er im fünfzehnten oder im sechzehnten Jahrhundert gelebt? Sie würde zu Hause im Lexikon nachschauen müssen. Doch der ‚Weiße' hatte ‚im Villon' gesagt. Also, vermutlich, ein...? Christa zog das Branchentelefonbuch aus dem Regal und blätterte durch die Seiten.

‚Theater' (siehe auch ‚Kindertheater'). Sie glitt mit dem Finger den Eintragungen entlang, von ‚Beine K.' über ‚Commedia' am ‚Hansa-Theater' vorbei, bis schließlich am ‚UFA-Theater' die Rubrik endete. Also, kein Theater mit V! Vielleicht in der ‚Siehe auch Kindertheater'? Aber doch nichts abends. Sie blätterte bereits, ‚Kinderessen', ‚Kinderfeste', ‚Kindergärten', ‚Kinderheime', ‚Kindermoden', ‚Kindertheater': Nur ein Eintrag: ‚Theater Luftikus'. Das konnte es auch nicht sein. Vielleicht unter ‚Varietés'? Mmh, die Kopfzeile hätte zwischen ‚Ventilatoren' und ‚Vakuumtechnik' stehen müssen. Dazwischen stand aber nichts. Die Rubrik gab es also nicht. Dann könnte es vielleicht, es gibt doch Künstlerkneipen mit kleiner Bühne, ihre Finger durchblätterten schon die Seiten, L, ..., I, ...H..., G, und nun langsam, da, ‚Gaststätten u. Restaurants'. Ach, herrje, sind das viele Eintragungen. Also ziemlich zum Schluss, nein das war zu weit,

allein eine Seite vollgedruckt mit Namen ‚Zum ...' und ‚Zur ...', da, der Buchstabe V war ganz am inneren Rand des Bandes, sie bog das dicke Buch etwas auf und da stand es: Villon, St. Georgs Kirchhof 7. Dort also, heute Abend.

Christa lächelte. Was hätte sie wohl gedacht, wenn der Weiße nicht nur den Namen, sondern auch diese Adresse genannt hätte?

5

Es dauerte länger, als sie angenommen hatte, die Arbeit abzuschließen, der Weg zur U-Bahn, das Warten, die Fahrt bis zum Hauptbahnhof, dann die Suche auf dem Stadtplan. Schließlich der Weg am Schauspielhaus vorbei, an der vierspurigen Kirchenallee entlang, nach der Kurve links abbiegen, über den Spadenteich hinüber, die Lange Reihe, die Koppel rechts liegen lassen, schließlich die Häuserreihe entlang, bis sie vor den Schildern des ‚Villon' stand.

Der warme Sommerabend hatte viele Menschen veranlasst, spazieren zu gehen, unterwegs zu sein. Sie hatte sich auf der Fahrt im U-Bahn-Tunnel überlegt, ob sie nicht schneller, ob es nicht schöner gewesen wäre, die Esplanade entlang über die Lombardsbrücke zu Fuß zu gehen. Nun egal, sie war angekommen.

Schmale Stufen führten vom Bürgersteig hinunter zur Eingangstür, das ‚Villon' befand sich im Souterrain. An den tiefliegenden Fenstern konnte sie eine monatliche Veranstaltungsübersicht erkennen, auf der für den heutigen Tag: ‚Antonis Multadeus: Texte und Gedichte' angekündigt war. Ein Blick auf die Uhr, 20:58. Wenn überhaupt, würde sie nur noch den Schluss mitbekommen. Beginn war zwanzig Uhr gewesen.

Das Geräusch von händeklatschendem Beifall aus den tiefer gelegenen Räumen herauf ließ sie sich beeilen, die Treppenstufen hinabzusteigen, die dunkle, angelehnte Eingangstür zu öffnen, den vollgedrängten Raum zu betreten. Direkt neben dem Eingang befand sich eine kleine Bühnenfläche, auf der sich im Licht eines einzelnen Scheinwerfers gerade der ‚Weiße' verbeugte.

Wie viele andere der Zuschauer, der Gäste, blickte auch er unwillkürlich kurz zu der sich öffnenden Eingangstür. Christa empfand, dass sie gerade eine Nebenbühne betreten hatte. Der ‚Weiße', Antonis wie sie jetzt wuss-

te, deutete eine kurze Verbeugung in ihre Richtung an, wandte sich dann wieder der Tiefe des Raumes zu. Christa hörte ihn sprechen. Die gleiche melodische Stimme, die sie am Nachmittag von ihm gehört hatte. Sie schloss die Augen: Er hat Augen, in denen man sich verlieren, eine Stimme, die einen davontragen konnte.

„Liebe Freunde, als Abschluss der heutigen Texte einen Nachruf. Einen Nachruf für einen großen Freund, der schon lange von uns gegangen ist, und als Nachruf auf eine Freundschaft, die sehr innig war."

Christa hörte sehr wohl die doppelte Tonlage des Melancholischen, des Ironischen, als er von der innigen Freundschaft sprach. Antonis hob die Arme und begann:

„Ich bin so wild nach Deinem Erdbeermund,
und aus des Körpers tiefsten Grund
schrie ich mir schon die Seele wund.
Es kam kein Ton stets über meine Lippen.
Ich sehe dich, ertrage nicht dein Wippen.
Du meinst ja doch, ich wolle dich nur ficken.
Verdammt, ich wollt' dir meine Seele übergeben!
Francois Villon bracht' uns die Wunde,
vor nun schon bald fünfhundert Jahren.
Er hat sie mit ins Grab genommen,
die Gier, die ihn durch's Leben trieb.
Uns alle, euch und mich, hat er allein gelassen,
der arme Hund, mit seiner Gier,
die mir die Worte gab, dir zu erklär'n,
dass ich dich lieb."

Atemlos hatte Christa den Worten von Antonis zugehört. Sie hatte die Augen geschlossen, um sich ganz den Worten, dem Klang seiner Stimme zu überlassen: Sie hatte wohl verstanden, dass er sie ansprach, sie direkt, nur sie allein.

Antonis unerfüllte Sehnsucht hatte die Gäste verstummen lassen. Erst nach der Dauer einer Pause, die ein Hund braucht, um sich die Nässe aus dem Fell zu schütteln, zollten sie Antonis mit einem lauten Beifall Respekt. Nur Christa klatschte nicht. Kann man sich bei einem Menschen für eine

persönliche Liebeserklärung mit Händeklatschen bedanken? Nein, wohl nicht.

Der einzelne Scheinwerfer wurde ausgeschaltet, Ende der Vorstellung. Die Zuschauergäste wandten sich ihren Getränken, ihren Mithörern zu. Antonis war seitlich verschwunden. Christa stand unschlüssig allein neben der Tür. Sollte sie bleiben?

Behutsam fühlte sie sich um die Schulter gefasst, drehte sich, endlich, endlich lagen sie sich in den Armen.

„Ich will dich auch!“, flüsterte sie Antonis ins Ohr.

Ein zärtlicher Kuss verband sie wieder in stiller Übereinstimmung.

6

Früh war es geworden. Fröhlich ließ Christa das heiße Wasser der Dusche über ihre Haut strömen: Tra bi bi da du da du da taram ta ta ta! Die Seife war ihr nur eine willkommene Gelegenheit, den eigenen Körper zu berühren, Brust wie Bauch in der Vollkommenheit hermaphroditischer Berührung zu spüren, über die Innenseiten der Beine hinauf in zärtlichen Berührungen bei dem Venushügel zu verweilen, um sich dann kräftig die Hüften zu rubbeln.

„Möchtest du auch ein Frühstücksei?“ Antonis hatte es ihr von der Küche aus zugerufen – Christa rief laut zurück, um das Wassergeprassel zu übertönen: „Aber nur drei Minuten bitte! Ich mag es nicht, wenn das Eigelb hart zusammengekocht ist!“

Antonis war zuerst aufgestanden, hatte im Bad ein Handtuch für sie bereit gelegt. Als sie sich jetzt abtrocknete, sich dabei im Spiegel betrachtete, entrang sich ein wohliges leises Stöhnen ihrer Brust, war ihr so gegenwärtig, dass sie eine innere Blockade überwunden hatte.

Prüfend blickte sie sich im Spiegel an. Wovor hast du eigentlich Angst gehabt? Sie erinnerte sich, dass es immer so gewesen war. Sie wusste nicht mehr, warum.

„Mädchen, mach hinne!“, sagte Christa zu sich selbst, es war schließlich Werktag. Ihr zeitlicher Spielraum, Zeit zu verdenken, war an solchen Tagen nicht gegeben. Die Bürozeit forderte ihre Pflicht.

Antonis saß bereits am Küchentisch, trank einen Tee, als Christa in die Küche kam. Sie gab ihm, wenn sie nachrechnete, zum drittenmal einen unbeschwerten Guten-Morgen-Kuss, zog den zweiten Stuhl unter dem Tisch hervor, stutzte. Eine blaue Lilie lag auf der geflochtenen Sitzfläche des Stuhles. Still schaute sie Antonis an, lächelte, er antwortete ihr mit einem unmerklichen Zwinkern des rechten Auges.

Christa nahm die Blume auf, legte sie behutsam neben ihren Teller, setzte sich auf den Sitzplatz neben der geöffneten Balkontür und saugte sich die Morgenluft tief in die Lungen.

Sie betrachtete die Lilie vor sich, blieb mit ihren Augen daran haften: „Warum bist du eigentlich fortgeblieben und hast nur noch die Rose auf meinen Sitzplatz in der U-Bahn gelegt?“

Wenn sie Antonis angesehen hätte, wäre ihr sein zutiefst melancholischer Augenausdruck aufgefallen. So spürte sie nur, dass er ihre rechte Hand zwischen seine Hände nahm, die Wärme seines Körpers zu ihr hinüberströmte, während er sprach: „Wir hatten eine solche Intensität des Unausgesprochenen erreicht, dass es für mich unerträglich wurde. Im Laufe der Tage, der Wochen war aus einem Flirt, einer zärtlichen Zuneigung, einem leichten Spiel, etwas sehr Ernsthaftes für mich entstanden. Wenn ich morgens aufwachte, dachte ich als erstes an dich, beeilte mich, ja rechtzeitig an der U-Bahn zu sein, dich nicht zu verpassen, es wurde für mich zu einer Art innerem Gefängnis des Nicht-Gelebten, des Verharrenden, der Ängstlichkeit.“

Antonis blickte aus dem Fenster auf die Bäume des Innenhofes, während er weitersprach: „Leben heißt für mich, zu spüren, mich zu öffnen, den tatsächlichen Weg zu suchen, einen Menschen in allen seinen Facetten zu erleben. Unsere wortlose Intensität in der Entfernung drängte nach Nähe, mir schien der Kopf zu zerspringen vor lauter Nicht-Gesagtem, Nicht-Gelebtem.“

Christa wusste, was er meinte: „Aber du bist doch ein hohes Risiko eingegangen, als du fortgeblieben bist!“

Antonis, der eben noch angespannt nach Worten gesucht hatte, lachte befreit auf: „Nein! Wie konnte ich mir sicher sein, dass es dir ebenso ging wie mir?“

Er blickte über die Bäume des Innenhofes.

„Ich war mir sicher, wenn ich dir wichtig wäre, würdest du mich finden."

„Du bist dir tatsächlich sicher gewesen?"

„Ja!" Antonis drückte ihre Hand fest zwischen seinen Händen. „Zwischen zwei Menschen findet doch kein Glücksspiel statt, in dem ich blind einen Einsatz wage nach einem metaphysischen Prinzip, das ich Glück, Gott, Zufall oder Schicksal nennen kann, dem ich die Entscheidung überlasse! Zwischen zwei Menschen besteht doch eine aufeinanderbezogene Aktivität, die jeder für sich selbst gestaltet, selbst entscheidet. Wenn wir uns begegnet sind, dann war es doch unsere eigene Entscheidung, aus den Tausenden von Menschen, denen wir begegnen, einen besonders auszuwählen. Ich dich und du mich."

Antonis holte tief Luft, flüsterte beinahe: „Wenn mein Empfinden also keine Einbildung war, dann würdest du mich finden. Es war kein Risiko aus meiner Sicht. Oder hast du es dem Schicksal überlassen, mir zu begegnen?"

„Oh, Mann!" Christa war durcheinander. Das Vertrauen, das Antonis in ihr Wollen gehabt hatte, die Freiheit, der er sich ausgesetzt hatte, nein, hatte er sich nicht, er war sich seiner ja sicher gewesen, ... Aber sie selbst, hatte sie nur funktioniert, hatte sie gewollt ohne es zu wollen, ... Warum hatte sie ihren planvollen, täglichen Weg verlassen, hatte verpasst, an der gewohnten Station auszusteigen? Ja, es war richtig, sie war dann bewusst zurückgegangen, sie hatte es für sich wissen wollen.

„Und wenn ich dich nicht gewollt hätte?"

„Warum stellst du theoretische Fragen?"

„Weil ich, weil ich..." Christa wusste es selbst nicht. Hilfesuchend blickte sie sich in der Küche um, als ihr Blick auf die Wanduhr fiel.

„Antonis, ich muss darüber nachdenken! Es ist schon zehn Uhr!"

„Und wir müssen uns planvoll auf den Arbeitstag vorbereiten?" lächelte Antonis zu Christa.

„Ja! Du bist schon fertig?", blickte sie ihn an und trank noch den letzten Schluck Tee aus ihrer Tasse.

„Fertig? Womit?“

„Zur Arbeit zu gehen!“ Dabei blickte sie ihm in das weiße Gesicht.

„Nein!“ Antonis lachte leise: „So sehe ich immer aus.“

„Immer?“ Christa runzelte fragend die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen, als würde sie nicht verstehen, was sie sah.

„Ja, immer.“ Antonis machte eine kurze Pause, trank einen Schluck Tee. „Ich bin Weißer. Es ist doch so, dass unter allen Lebewesen der mitteleuropäische Mensch und das Hausschwein die ähnlichste Hautfärbung aufweisen: schweinerosa, pink. Und ...“, Antonis krümelte mit seinem Frühstücksbrot, das er in Gedanken zerbröselte, „betrachte doch bitte einmal die mitteleuropäische, die eigentlich christliche Kulturgeschichte: Terror, Unterdrückung, Machtkämpfe und Kriege!“

Er hatte sich in einen unterdrückten Eifer geredet.

„Ich wäre gerne als Albino geboren worden, als tatsächlich Weißer, als Unbefleckter, als Unschuldiger.“

Er verstummte.

„Woraus ist es?“ Christa wunderte sich über sich selbst. Noch gestern hätte sie niemals eine derart direkte Frage gestellt. Es musste die gerade Art von Antonis sein, die ihr diese Unbeschwertheit gab.

Antonis kicherte: „Also, von Frau zu Frau verrate ich dir irgendwann einmal das genaue Rezept!“ Dann wurde er wieder ernsthaft. „Ich habe mir selbst eine Mischung zusammengestellt, die in ihrer Wirkung zwischen Schminke und Maske liegt.“ Er räusperte sich. „Normale Schminke wäre als Schminke zu erkennen, sie verweist auf das, was sie verdeckt, das wollte ich nicht. Die Maske dagegen will nichts vertuschen, ist aber abweisend, da sie das Gesicht verdeckt und die anderen Menschen in sich selbst belässt, in ihren Ängsten, ihrer Neugier, ihrer Aggression. Das wollte ich auch nicht. Ich möchte bei mir bleiben dürfen und mich dennoch nicht abschotten.“

„Aber ist es nicht provozierend auffällig?“ Christa hatte das Gefühl, dass Antonis, so plausibel er auch alles erklären konnte, irgendeine Begründung hatte, die er nicht äußerte.

Antonis tat so, als würde er heftig schlürfen, um ein provozierendes Geräusch zu verursachen. Dann stellte er die Tasse ab, stupste Christa mit dem Zeigefinger auf die Nase und grinste sie an: „Tu mir einen Gefallen, beantworte die Frage aus deiner eigenen Erfahrung."

Christa dachte kurz nach.

„Als ich dich das erste Mal sah, war es sehr ungewöhnlich, doch ich hatte Scheu, zu dir hinüberzusehen, weil ich es als unhöfliches Anstarren empfunden hätte. Du hättest, zu Recht, ärgerlich werden können. Dann habe ich mich daran gewöhnt, du warst halt jeden Morgen da, und ..."

Antonis unterbrach sie voller Eifer: „Siehst du, deshalb ist deine Frage nicht mit ja und nicht mit nein zu beantworten. Da ich darum weiß, fing ich an, jeden Tag mit der gleichen Bahn zu fahren, zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle im gleichen Wagen zu sitzen. Die Menschen kennen mich dann schon, lächeln, ich bin nach kurzer Zeit Bestandteil ihrer Normalität geworden. Ich bestätige ihnen damit, dass alles so ist, wie sie es gewohnt sind."

„Puh! Das hieße ja, dass Respekt nicht nur aus dem Wissen um die Bedingtheit eines Menschen besteht, sondern auch aus dem Erleben einer Gewohnheit!"

„Ja, das meine ich, und das sind dann wieder die zwei Seiten der Medaille. Auf der einen Seite kannst du dir schon die Freiheit schaffen, so zu leben, wie du möchtest", Antonis hob spielerisch warnend den Zeigefinger: „auch wenn es dafür Grenzen gibt! ...", dann wurde er wieder ernsthaft: „...indem du den anderen Menschen die Erwartungssicherheit gibst, dass du so bist. Aber genau das wird dann wieder zur eigenen Konvention, in dem genau das, was für dich erst Kampf um Toleranz des So-bin-ich bedeutete, dann zum Zwang des So-hast-Du-zu-sein wird."

„Das ist mir nun zu theoretisch!"

„Also, ein Beispiel: Du schläfst morgens immer sehr lange, da du noch bis spät arbeitest. Holst dir also die Frühstücksbrötchen immer erst gegen zehn Uhr. Das führt in der Nachbarschaft zum Gerede, weil es auffällt, abweicht. Dann wird dir unterstellt, du seiest faul, arbeitsscheu, lebst in den Tag hinein, usw. Du machst das nun jeden Morgen und die Menschen gewöhnen sich an diese Regelmäßigkeit, stellen sich darauf ein, fragen

nicht, wie spät ist es, sondern ob du schon zum Brötchenholen gekommen warst, es wird für sie zu einer akzeptierten Orientierung innerhalb ihrer eigenen Normalität. Wenn du dann aus irgendeinem Grund einmal morgens um sieben die Brötchen holst, dann ist da sofort wieder Gerede, ob etwas passiert sei, warum denn nun das, usw. Du hast ihre Erwartungssicherheit irritiert."

„Und wenn ich partout nicht in diese Zwinge hineinwill, meine Freiheit nicht für die Normalität des gewöhnlichen Respekts einer Erwartungssicherheit hergeben will?"

„Dann kannst du das durchaus machen, aber du wirst erleben, wenn du forderst, dass alles, was du tust, gleich gültig zu sein hat, die Menschen auch gleichgültig auf dich reagieren werden."

Christa war aufgestanden, um den Tisch zu Antonis herumgegangen und setzte sich auf seinen Schoß.

„Also ...", sie küsste ihn, „werde ich...", sie küsste ihn wieder, „dich jeden Morgen...", sie küsste ihn wieder, „den wir zusammen sind...", sie küsste ihn erneut, „als Zeichen...", Kuss, „dass das Frühstück zu Ende ist...", erneuter Kuss, „siebenmal küssen ...", und küsste ihn zum siebtenmal.

„Aber, damit du nicht und damit ich nicht unter die Erwartungssicherheit und damit auch in den Erwartungszwang geraten, dass das jeden Morgen so ist, vielleicht...", sie küsste ihn, „...auch ein achtes Mal! Oder nur zweimal, was heißt ...", sie busselte Antonis ab, „...ich nehme die anderen alle wieder zurück."

7

Geduldig blickte Christa auf den Bildschirm. Sie hörte zu, was ihr der Instrukteur für den Scanner und dem Computer-Programm erläuterte. Ermüdet strich sie sich eine Haarlocke aus der Stirn: „Es wird mir im Augenblick etwas zuviel. Können wir eine halbe Stunde Pause einlegen?"

„Ja, sicher, ich wollte auch schon fragen, wann wir eine Mittagspause machen. Ich bin dann also in etwa einer halben Stunde wieder hier.", sagte er, hatte sich schon sein Jackett gegriffen und war aus dem Büro verschwunden.

Christa blickte auf den Bildschirm. Der neue Scanner. Es war schon verwunderlich. In allen vergangenen Monaten mit Antonis hatten sie beide für sich viel voneinander angenommen. Antonis etwas von ihrer planvollen Weise, das Leben anzugehen, sie selbst hatte gelernt, mehr zuzulassen als planvoll vorauszusehen war, bewusster zu werden, Planung als notwendige Struktur zu verstehen, nicht aber als alleiniges Prinzip anzusehen, dem sich der Mensch unterzuordnen hatte. Ihre Entwürfe veränderten sich im Laufe der Monate, versuchten, nicht nur professionell-architektonische Prinzipien, ingenieurtechnische Regeln zu beachten, sondern sich immer bewusster zu werden, dass Menschen in diesen Konstrukten arbeiten, leben würden müssen.

Sie wusste, dass sie auf dem richtigen Weg war, doch das der Weg zu einer größeren Menschlichkeit ein Scanner für den Computer war, daran hätte sie vor Monaten noch nicht gedacht.

Sie würde damit Fotografien in die Planungen integrieren können, die Entwürfe in die natürliche Umgebung oder in die vorhandenen Baufronten einplanen, sich mit leicht veränderbaren Variationen an die bestmögliche Harmonie und Abstimmung annähern können. Wenn der Entwurf bisher erst einmal umgesetzt worden war, sich dann herausstellte, dass der Bau dort, wo er gebaut worden war, eigentlich nicht hinpasste, dann war es schon zu spät, nicht mehr zu verändern.

Die Klingel der Bürotür ließ sie aus ihren Gedanken aufschrecken. Die halbe Stunde war bereits vergangen.

Hastig wischte sie sich über die Stirn, ihre Gedanken ordnend, und öffnete die Bürotür, um den Instrukteur hineinkommen zu lassen.

„Haben Sie vielleicht eine Fotografie mit dem Portrait eines Menschen? Irgendeine, egal ob es die Oma oder ein Verwandter ist, wir können dann ein bisschen Pop-Art in der Farbveränderung üben. Ich kann Ihnen die Behandlung von Feinstrukturen am besten an der grafischen Darstellung der menschlichen Haut verdeutlichen."

Christa kramte wunschgemäß in den Schubladen, aber wo, sollte sie im Büro ein Portraitfoto haben?

In der oberen Kramschublade vielleicht? Dort, wo alles hineinkam, was keinen festen Platz in ihrem Büro hatte, was sie nicht auf dem Tisch her-

umliegen lassen wollte? Dort hinein hatte sie vor ein paar Tagen die Abzüge deponiert, die sie mit Antonis an der Ostsee fotografiert hatte. Sie hatten Häuser aus der Zeit der Jahrhundertwende fotografiert, jetzt fiel es ihr wieder ein, sie hatte auch ein paar Schnappschüsse von Antonis fotografiert. Sie hatten noch gelacht, „Stell' dich nicht vor die weiße Wand, dann bist du ja gar nicht zu erkennen!“, und Antonis hatte zurückgelacht: „Ah, ba! Das hier ist alles Schmuddelweiß! Ich bin das sauberste Weiß deines Lebens!“

Sie nahm die Abzüge aus der Papierhülle, fächerte sie auf, um die Bilder von Antonis zu finden, und reichte sie zu dem Instrukteur hinüber: „Hier, das wären die einzigen Fotos, die ich hier habe. Aber sie sind wahrscheinlich ungeeignet, nehme ich an?“

Überrascht blickte der Scanner-Fachmann auf die Abzüge. Mit einem leise gemurmelten: „Vielleicht, woll‘n mal sehen“, hatte er bereits die Abdeckplatte des Scanners angehoben, das Bild auf die Glasplatte gelegt, die Abdeckplatte wieder geschlossen und zwei Tasten des PCs gedrückt: „Der Scanner tastet jetzt mit seiner Sensorleiste das Bild ab und zerlegt es in einzelne Bildpunkte, die auf dem Bildschirm dargestellt werden können. Der Scanbereich wird insgesamt auf dem Bildschirm dargestellt und somit auch das Bild in seiner relativen Größe innerhalb des Scanbereiches.“

Auf dem Bildschirm wurde ein Rahmen sichtbar, in dem in der oberen linken Ecke das Foto von Antonis zu sehen war.

„Sie können jetzt das Bild auf die Gesamtfläche des Monitors vergrößern, oder Ausschnitte definieren, die Sie zur weiteren Bearbeitung noch stärker heraus vergrößern können.“

Er drückte wieder nur wenige Tasten, wie von Geisterhand vergrößert, füllte das Bild von Antonis den ganzen Bildschirm aus.

Freundlich blickte Antonis sie an. Die Sonne warf harte Schlagschatten über das schmale Gesicht. Ja, es war ein wunderschöner Sonnentag gewesen, das weiße Gesicht ihres Geliebten lächelte vor dem kräftigen Grün der Bäume, dem dunklen Blau des Himmels.

„Sie können jetzt Bereiche festlegen, in denen Sie zum Beispiel die Farben verändern wollen.“ Mit dem elektronischen Zeiger fuhr der Techniker an

den äußeren Gesichtskonturen von Antonis entlang. Sein Gesicht wurde durch eine feine, gepunktete Linie eingerahmt.

„Hier oben rechts, können Sie jetzt eine Farbentabelle aktivieren. Wählen Sie eine Farbe aus...“, er klickte einen hellbraunen Farbbalken an, „...und der markierte Bereich wird in die entsprechende Farbe umgewandelt.“

Schwupp, er hatte noch nicht ausgesprochen, war ein gut gebräunter Antonis auf dem Monitor zu sehen. Christa hielt vor Überraschung den Atem an.

So also sah Antonis eigentlich aus. Auch wenn sie sein schmales weißes Gesicht lieben gelernt hatte, in Naturfarben ist er auch ein gut aussehender Mann, dachte sie stolz für sich.

„Sie können jetzt mit der Bildvariation die Kontraste abschwächen.“ Der Techniker erzeugte einen Kasten am oberen Rand des Bildschirmes, veränderte einen vorgegebenen Wert. Eine Folie schien über das Bild gezogen werden. Wie ein Weichzeichner wurden die harten Konturen der Sonnenzeichnung auf dem Gesicht von Antonis abgemildert.

„Sie können allerdings auch die Konturen verstärken, und...“, der Techniker schien etwas zu suchen, sah den Sternen-Stab neben der Konsole des Monitors liegen, nahm ihn hoch, zeigte damit auf das Gesicht von Antonis, „wenn Sie Bildbereiche haben, die sehr schwach in der Durchzeichnung sind und Sie vorwiegend in diesen hellen Bereichen...“, er deutete mit dem Stab auf die Stirn, die Wangen von Antonis, „...eine bessere Zeichnung haben wollen, dann können Sie auch den relativen Kontrast in diesen hellen Bereichen stärker herausholen.“

Wieder erschien ein Feld am Bildschirmrand. Mit dem elektronischen Zeiger veränderte der Techniker den Verlauf einer vorgegebenen Kurve.

„Wenn Sie jetzt die Eingabetaste drücken, wird das Bild in der vorgegebenen Weise verändert. Sie können damit Bilder in ihrem Kontrast und ihrer Helligkeit aneinander angleichen, so dass nicht zu bemerken ist, dass...“

Christa hörte nicht mehr auf die Worte des Technikers, der sich ihr zugewandt hatte.

8 Irritiert blickte sie auf das braungebrannte Gesicht von Antonis. Durch den letzten Eingriff des Technikers hatte es sich drastisch verändert. Die glatte Hautoberfläche sah aus wie die Mondoberfläche. Zernarbt, zerteilt in Krater, einzelne Inseln mit glatten, andere mit zerrissenen Flächen. Ein zerstörtes Gesicht, in dem sich allein die hellen, fröhlichen Augen als Lebendiges behauptet hatten.

Der Techniker, der Christas Faszination bemerkte, hatte sich zum Bildschirm zurückgedreht, sah das Bild von Antonis: „Ach, so! Das ist natürlich zuviel des Guten! Nein, das ist sicherlich nicht der gewünschte Effekt! Es sieht ja aus, als ob die Gesichtshaut verbrannt ist. Das wäre natürlich entstellend."

Wieder erschien die veränderte Kurve auf dem Bildschirm. Er setzte sie wieder in ihren ursprünglichen Verlauf zurück. Eine feine Linie wischte schräg über das Bild von Antonis, er sah wieder so braungebrannt aus wie vorher, mit glatter Haut.

Der Techniker hatte den Stab, den er zwischen den Fingern gehalten hatte, wieder neben die Tastatur gelegt: „Schließlich wollen wir eine schöne Wirklichkeit erzeugen und nicht etwas entstellen."

Er wandte sich wieder an Christa: „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe. Soll ich das Bild so abspeichern?"

Wortlos nickte sie.

Je länger sie auf das gläserne Bild schaute, desto mehr wurde es ihr zur Gewissheit.

Der Techniker war gegangen. Christa hatte, nach einigem Zögern, das Bild von Antonis wieder aus dem Datenspeicher abgerufen, es auf dem Monitor wieder sichtbar werden lassen.

Stunden waren vergangen. Das Neonlicht der Bürolampen spiegelte sich in der Glasscheibe des Monitors.

Immer wieder hatte sie über die Kontrastverstärkung, das Herausheben der hellen Bildpartien die elektronische Darstellung des Bildes verändert, hatte versucht, zu verstehen, was sie sah.

Es sieht aus, als ob die Gesichtshaut verbrannt ist, hatte der Techniker so nebenbei gesagt.

Diese Bemerkung, so nebenbei gesagt, so beiläufig, dass sie sich nicht dazu geäußert hatte, ihr zugestimmt oder sie abgelehnt hatte, sie hatte sich in Christas Gedächtnis festgesetzt.

Niemals bisher hatte sie das weiße Gesicht von Antonis in Frage gestellt. So hatte sie ihn kennen gelernt, so hatte sie ihn lieben gelernt. Fraglos. Jeder Mensch hatte seine Marotten, Antonis hatte eben diese. Fraglos.

Niemals wäre sie auf die Idee gekommen, das, was er ihr erzählt hatte, in Frage zu stellen. Warum hätte sie es auch tun sollen. Es hatte keinen Anlass gegeben.

Jetzt gab es einen Anlass. Sie hatte ihn nicht gewollt, nicht gesucht, nicht geahnt, dass sich etwas anderes unter der weißen Schminke verbergen könnte, als eine normale Gesichtshaut, so, wie sich auch Frauen schminken.

Jetzt strebten Informationen zueinander, einzelne Bruchstücke aus Verhaltensweisen, aus Erzählungen, die bisher unverbunden in der Erinnerung verstreut geblieben waren und Christa versuchte, sich dagegen zu wehren.

Die Gedanken interessierte es nicht, was sie wollte. Sie suchten sich selbst passende Bruchstücke zusammen, setzten verstreute Puzzlestücke zusammen, versuchten, einen stimmigen Zusammenhang herzustellen.

Antonis fuhr niemals mit einem Auto. Niemals. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte sich diese Eigenart als umständlich herausgestellt. Stets achtete er darauf, dass noch öffentliche Verkehrsmittel fuhren, oder er fuhr mit dem Fahrrad. Er nahm lieber in Kauf, eine Stunde zu Fuß zu laufen, als mit einer Taxe zu fahren. Sie hatte respektiert, dass er diese unmoderne, ökologisch erklärte Eigenart hatte. Sie tendierte auch dazu, hatte aber nicht die Konsequenz, die Antonis realisierte, die sie schon allein deshalb achtete.

Antonis rauchte nicht. Das fand sie immer sehr angenehm. Er meditierte, um sich zu entspannen. Doch..., aber..., ohne ihr Zutun fügten sich die Erinnerungsstücke zu einer Frage zusammen. Antonis hatte Angst vor offenem Feuer. Nicht nur vor Streichhölzern und Feuerzeugen, er war vor dem Gasherd in ihrer Küche zurückgeschreckt. So gerne er auch kochte, tat er es nicht auf ihrem Gasherd, nur auf seinem Elektroherd. Lagerfeuer waren ihm ein Gräuel. Sie hatte auch immer darauf verzichtet, Kerzen

anzuzünden, nachdem sie sein offensichtliches Unbehagen bemerkt hatte, in der Nähe einer brennenden Kerze zu sitzen. Warum?

Es sieht aus, als ob die Gesichtshaut verbrannt ist.

9 Konnte sie mit Antonis darüber reden? Worüber? Über ihre Mutmaßungen? Über die elektronischen Fähigkeiten eines Scanners, eines Computers, in der Bildbearbeitung? Christa schreckte aus ihren Gedanken auf, als sie die Stimme von Antonis aus der Küche hörte: „Magst du noch ein Glas Wein? Oder willst du lieber schon schlafen?“

Er blickte in das Schlafzimmer hinein, in dem sich Christa müde auf dem Bett ausgestreckt hingelegt hatte. Sie richtete sich halb auf.

„Nein, lass uns noch einen Wein trinken und einen Augenblick auf dem Balkon sitzen. Ich komme gleich.“

Der Balkonplatz, in der Nische, mit dem Dach aus Efeublättern, war ihr Lieblingsplatz geworden. Normalerweise, wenn es bei ihr später geworden war, fuhr sie in ihre eigene Wohnung. Heute hatte sie den weiteren Weg zu Antonis fahren wollen.

„War es sehr anstrengend bei dir im Büro?“ Antonis sah Christa besorgt an. Das Licht der untergehenden Sonne hüllte ihr müdes Gesicht in ein warmes Licht.

„Ach weißt du, manche Tage haben es in sich. Ich habe den neuen Scanner bekommen und der Techniker hat mir schon einiges erklärt, aber manchmal denke ich, dass ich den ganzen technischen Kram nicht mehr verstehe.“

Sie nippte an ihrem Weinglas. „Die Elektronik bietet einem ungeahnte Möglichkeiten...“ Ihr Blick ruhte auf dem weißen Gesicht von Antonis. Vor ihr geistiges Auge schob sich das Bild, das sie auf dem Monitor gesehen hatte, das entstellte Gesicht und sie versuchte, diese beiden Bilder miteinander zur Deckung zu bringen.

„Warum starrst du mich so an?“

Christa schreckte auf. „Entschuldige, das wollte ich nicht, ich muss wohl doch müder sein, als ich dachte, oder verwirrter über das, was ich heute alles lernen musste."

Antonis beugte sich vor, berührte mit seinem Glas die Wölbung ihres Weinglases und ein leiser schwingender Ton erklang. „Frau Diplom-Ingenieur wird's schon klar bekommen!"

Christa starrte in die Spiegelung des weißen Gesichtes auf der gewölbten Außenfläche ihres Weinglases.

„Sicher hast du recht, Antonis, aber für heute war es einfach etwas zuviel. Sag mal, spiegelt sich mein Gesicht auch so verzerrt in deinem Weinglas?"

Antonis stellte sein Glas wieder auf den Tisch, sie amüsierten sich über die verzerrenden Spiegelungen in den gewölbten Gläsern, alberten miteinander, indem sie mit dem Gesicht näher an die Wölbung der Gläser kamen oder entfernter blieben und dabei Grimassen schnitten.

Es war eine lustige halbe Stunde, bevor sie den Balkon verließen, ihre Körper sich berührten.

10

Langsam drehte Christa den Sternen-Stab, der immer noch neben der Konsole des Computermonitors lag, zwischen den Fingerspitzen. Sie betrachtete den Stab, ohne ihn zu sehen.

Beinahe erschreckt hätte sie den Stab auf den Tisch geworfen, als ihr bewusst wurde, dass sie den Zauberstab in der Hand hielt, den Antonis ihr gegeben hatte, mit dem auch der Techniker gestern auf den Monitor gezeigt hatte, mit dem das zerstörte Kratergesicht von Antonis sichtbar geworden war. Sie hatte sich entschieden, das Bild zu löschen, sie hatte sich entschieden, einen Bilderrahmen für das Photo an der Ostsee zu kaufen, es sich ganz bewusst auf den Tisch zu stellen: Das weiße Gesicht: Das glatte Gesicht: Nicht den erschreckenden Alptraum.

Mit entschlossener Konsequenz war alles so geschehen, wie sie es gewollt hatte und lächelnd betrachtete sie das geliebte Gesicht in dem hellen Bilderrahmen, die Erinnerung an einen Tag, der nur für sie beide allein gewesen war, einen glücklichen Tag an der Ostsee.

Das Klingeln des Telefons brachte sie wieder an ihren Schreibtisch zurück. „Friedländer, Architekturbüro“, hörte sie ihre eigene Stimme.

„Nun, Frau Diplom-Ingenieurin, wieder besser zuwege oder den Kampf gegen den Computer verloren?“ Die Stimme von Antonis klang in ihrem Ohr.

„Ach, du Lieber, alles in Ordnung. Du hattest recht, dass ich es schon klar bekommen würde.“ Christa fühlte sich in ihrer Entscheidung bestätigt und fröhlich. Es war sehr selten, dass Antonis bei ihr anrief.

„Wo brennt es denn, dass du anrufst?“

„Ich wollte dich nur fragen, ob du heute Abend zeitig Schluss machen kannst, oder ob es später wird?“

„Heute Abend werde ich früh bei dir sein, sagen wir so gegen sieben. Wäre es dir recht?“

„Ja. In Ordnung.“

„Warum fragst du?“

„Ich habe eine Überraschung für dich und da wollte ich wissen, ob wir heute Abend zusammensein werden.“

„Kannst du schon etwas verraten?“

Amüsiert hörte Christa das helle Lachen von Antonis: „Dann wäre es ja keine Überraschung mehr. Aber...“, er schien nachzudenken, „...es hat etwas mit Schmelzen von Gefrorenem zu tun.“ Seiner Stimme war anzuhören, dass er sich einen Spaß mit ihr machte.

„Mmh.“ Sie versuchte, zu raten. „Also, du kochst, und es gibt eine Eisbombe zum Nachtisch!“

„Das hast du jetzt gesagt. Lass‘ dich überraschen. So gegen sieben Uhr also. Bis dann.“

„Bis dann, du Zauberer!“

Beide hatten gleichzeitig den Telefonhörer aufgelegt.

Christa freute sich. Antonis hatte lustige Einfälle und vermutlich wollte er sie erheitern, aufmuntern.

11

Mit großer Leichtigkeit war ihr der Tag vergangen. Unbeschwert, beschwingt hatte sie sich auf den Weg zu Antonis begeben.

Als er ihren Schlüssel im Schloss der Wohnungstür hörte, war er offensichtlich zur Tür geeilt. Er hatte ihr geöffnet und sie spielerisch wie der künstlich radebrechende Oberkellner in einem italienischen Restaurant empfangen. Ein weißes Tuch über dem Arm, verbeugte er sich leicht: „Buona sera, signora, willkommen in die Ristorante von die Magier Antonis!“

Er nahm ihr den leichten Schal ab, beugte sich zu ihr, küsste sie zärtlich im Nacken am Halsansatz, flüsterte ihr ins Ohr: „Signora wünschen eine kleine tiisch für due persone?“

Strahlend war er einen Schritt zurückgetreten, so dass Christa nur nicken konnte, nahm sie an der Hand und führte sie auf den Balkon.

„Antonis!“, konnte Christa nur flüstern: Vor ihrer geliebten Efeuecke war ein kleiner Tisch vorbereitet, ein dunkelrotes Tischtuch, das weiße Porzellan mit dem feinen Goldrand, ein bunter Strauß aus Sommerblumen, die sie so liebte, blitzende Weingläser, in denen sich, Christa blieb verwundert stehen, in denen sich der Lichtschein von drei Kerzen brach, hell funkelte.

„Antonis, das ist eine schöne Überraschung!“ Sie wollte sich umdrehen, ihn umarmen, als sie ins Leere griff. Antonis war in der Küche am Wirtschaften.

„Setz dich doch bitte schon, ich bin auch gleich da.“

Sie hörte das Geklapper von Schüsseln, das gleichmäßige Brodeln in einem Topf.

Es sollte ihr recht sein. Sie kuschelte sich in ihre Ecke, als Antonis bereits mit einer Flasche Sherry auf dem Arm auf dem Balkon auftauchte.

„Signora, eine kleine Aperitif?“ Wortlos nickte sie.

Antonis zeigte ihr noch zuerst formvollendet das Etikett der ihr wohlbekannten Flasche, beugte sich dann zum Einschenken zu ihr hinüber. Das sollte für Christa die Gelegenheit sein, ihn endlich zu küssen.

Antonis hatte es offensichtlich im Ansatz ihrer Bewegung bemerkt, richtete sich sofort auf, blickte sie überaus ernsthaft an: „Signora! Bitte keine Schmusigkeiten mit die personale!“

Dann blickte er nach rechts und links, beugte sich verschwörerisch zu ihr hinunter, flüsterte: „Aber wenn ich sie nach die essen noch zu amore finden möchte...“, hatte sich bereits wieder aufgerichtet, war verschwunden, ehe Christa noch einen Mucks äußern konnte.

Voller Behagen nippte sie an ihrem Sherry, ließ den Arbeitstag bewusst ausklingen. Ihre Augen glitten entspannt über die Bäume des Innenhofes.

Sie griff nach ihrem Glas auf dem Tisch. Das Funkeln der Tischkerzen in den spiegelnden Flächen des Glases hielt ihren Blick gefangen.

Das Funkeln der Kerzen? Warum hatte Antonis Kerzen auf den Tisch gestellt? Er, der Kerzen mied, er, der alles vermied, in der Nähe von offenem Feuer zu sein, er hatte sich vorhin zu ihr heruntergebeugt, ganz nahe neben den Kerzen, es schien ihn nicht gestört zu haben.

„Es ist alles vorbereitet. Der Koch ist bereits gegangen!“ Antonis stand in der Balkontür, zwinkerte ihr zu: „Nun sind wir unter uns.“

Mit zwei Schritten stand er neben ihr, beugte sich zu ihr herunter und sie konnte ihn endlich küssen.

“Madre mia, o sole mio,...”, Antonis richtete sich wieder auf: „Ich glaube, der Koch ist doch noch nicht gegangen!“

„Ach, du lieber Kindskopf! Was hast du denn gekocht?“

„Es wird nur ein kleines Menü für warme Sommerabende geben: Gurkensuppe mit Tofu und Croûtons, dann Saltimbocca alla romana, dazu Löwenzahn auf Sojasprossen, zum Dessert Mousse au chocolat. Als Tischwein einen würzigen aber leichten Trebbiano D'Abbruzzo mit wenig Säure, Jahrgang 1992.“

Antonis war damit auch schon wieder in der Küche verschwunden, tauchte einige Augenblicke später mit zwei Tellern wieder auf dem Balkon auf.

Christa genoss das Essen. Sie plauderten über den Tag. Es war ein Grundsatz zwischen ihnen, während eines guten Essens die Zutaten, die Zuberei-

tung zu würdigen, indem keine ernsthaften Gespräche geführt wurden, die von dem Essen abgelenkt hätten.

Schließlich lehnte sich Christa zurück: „Du hättest Koch werden können, Antonis. Du bist nicht nur ein Magier der Zauberei, du bist auch ein Künstler der Küche."

Antonis drehte den Stiel seines Glases zwischen den Fingern, er brachte den Wein mit einer Drehung des Glases in Unruhe. Dann blickte er auf. Christa sah einen ernsthaften Ausdruck in seinen Augen, den sie bisher an ihm noch nicht gesehen hatte.

Er räusperte sich: „Es gibt manches, was ich dir noch nicht erzählt habe. Dazu gehört auch, dass ich tatsächlich eine Lehre als Koch abgeschlossen habe und etwa zehn Jahre als Koch in Italien und Frankreich gearbeitet habe."

Christa richtete sich auf und wollte ansetzen, etwas zu antworten, als Antonis ihre Hand ergriff, sie fest zwischen seine Hände nahm.

„Bitte, Liebes, lass mich reden. Es ist nicht so einfach für mich und wenn du mich unterbrichst...", ein unglückliches Lächeln ließ Christa schweigen.

Antonis schien in Gedanken zu versinken.

„Es war eine gute Zeit für mich. Ich habe gerne gekocht und es machte mir Spaß, immer wieder etwas Neues dazu zu lernen. So war ich ständig auf der Wanderschaft, habe ein paar Monate hier und ein paar Monate dort gearbeitet. Es war nie schwierig für mich, eine neue Stelle zu finden, gute Köche sind zum Glück nicht so häufig, wie man es sich wünschen würde. Meine Gesellenjahre waren die reine Wanderschaft, meine Meisterjahre hatten begonnen und ich war am überlegen, irgendwo sesshaft zu werden, nach Hause zurückzukehren und ein eigenes Restaurant zu eröffnen, als eine jähe Wende eintrat."

Antonis verstummte. Er schien in Gedanken weit entfernt zu sein.

„Ich war mit meinem Motorrad unterwegs, es war auf dem Weg von Nizza nach Paris, es sollte meine letzte Arbeit als Angestellter sein, als..., ich bin vielleicht zu schnell gefahren, vielleicht hatte ich auch zu wenig geschlafen..., ich sah nicht den Wagen, der auf der Landstraße überholte und mir

entgegen kam..., unser beider Reaktion war zu spät. Ich habe es überlebt..., man hat mich aus den brennenden Trümmern herausgezogen..., meine Ledermontur und der flache Helm, den man damals trug, haben mich vor den Flammen geschützt. Mein Gesicht ....“

Er schloss die Augen, holte tief Luft, griff nach seinem Glas, trank einen Schluck, sah Christa an.

„Du hast mich gestern Abend etwas gefragt. Auch wenn es nicht mit Worten war. Dein Blick war vielsagend, vieles fragend. Wie du mich anschautest, als würdest du versuchen, hinter die Weiße meines Gesichtes blicken zu können. Ich wusste, dass dieser Zeitpunkt irgendwann einmal kommen würde, ich wollte ihn dich bestimmen lassen.“

„Antonis!“ Christa wollte versuchen, ihm zu erklären, dass es zwar richtig war, aber, gestern war es noch wichtig, heute war es egal.

Antonis schüttelte stumm den Kopf.

Er umfasste ihre Hand, stand auf, bedeutete ihr, mit ihm zu kommen. Christa war widerstrebend, war neugierig zugleich. ‚Etwas Gefrorenes würde schmelzen’ hatte Antonis ihr als Überraschung angekündigt.

Er führte sie in sein Schlafzimmer, schaltete das Licht am Schminktisch an und wandte sich wieder zu ihr.

„Bitte setz dich neben mich.“ Er selbst zog sich einen zweiten Stuhl heran, setzte sich mitten in das helle Licht der Glühbirnen, zog eine Dose zu sich heran, die am Rand des Schminktisches stand, nahm ein Papiertuch aus der daneben stehenden Pappschachtel.

„Ich war einige Monate in einer Spezialklinik für Verbrennungen. Es ist ein langwieriger und schwieriger Weg und erfordert mehrere Operationen, Haut zu transplantieren.“

Mit sicheren, geübten Bewegungen hatte er mit dem Papiertuch Creme aus der Dose mit Abschminke entnommen, sie auf sein weißes Gesicht aufgetragen. Dann nahm er ein zweites, trockenes Tuch, begann, sich die Creme aus dem Gesicht zu wischen.

Atemlos betrachtet Christa im Spiegel, wie unter der weißen Schicht hellbraun, rosa, weißliche Haut sichtbar wurde. Mit sicheren Bewegungen

griff Antonis ein neues Papiertuch, blickte Christa durch den Spiegel hindurch an.

„Ich hatte Angst bekommen. Angst vor Flammen und Feuer. Wenn ich nur in die Nähe eines Gasherdes kam und das leise Geräusch des ausströmenden, verbrennenden Gases hörte, bekam ich sofort Schweißausbrüche. Als Berufskoch arbeitetest du aber, bis auf wenige Ausnahmen an Gasherden. Aber was soll es, meine Laufbahn als Koch war beendet. Ich war berufsunfähig geworden."

Antonis nahm ein neues Tuch, schloss die Augen und begann, die weiße Schicht um die Augen herum zu entfernen.

„Und wenn ich dann aus der Klinik nach draußen ging und die Menschen, denen ich begegnete – sie starrten mich an, als wäre ihnen Frankensteins Ungeheuer begegnet – war ich in Gefahr, lebensunfähig zu werden."

Er nahm ein weiteres Tuch, entblößte seine Nase, seine Wangen mit langsamen, geübten Bewegungen von ihrer weißen Schutzschicht.

„Als ich in Depressionen zu versinken drohte, gastierte ein Zirkus in der Nähe der Klinik...", der Blick von Antonis glitt in weite Entfernung, „Circus Barelli nannte er sich, auch wenn der Inhaber Hans Schröder hieß...", noch in der Erinnerung musste Antonis still lächeln, „und ich freundete mich mit dem Weißclown an. Alles, was ich in der Klinik an Hilfestellungen in Schminktechnik nicht annehmen wollte, von ihm lernte ich mich zu schminken, lernte, andere Menschen zum Lachen zu bringen, lernte, wie sich Menschen freuten, wenn sie mich sahen."

Antonis griff nach einem letzten Papiertuch, um auch seinen Hals von der weißen Schicht zu befreien.

„Nach zwei Jahren Lehrzeit, die ich mit Barelli auf Wanderschaft war, bin ich dann doch sesshaft geworden." Er drehte sich zu Christa. „Und dann bin ich dir begegnet."

Christa saß bewegungslos neben Antonis. Sie hatte sich kaum auf seine Worte konzentrieren können. Gebannt war sie mit ihren Augen den Bewegungen seiner Hand gefolgt, war versucht, ihm die Papiertücher aus der Hand zu nehmen, wie eine Mutter ihrem Kind, ihm zu helfen, war versucht, aufzuschreien, zu flüstern: Hör' auf, Geliebter! Ich will dich so! So, wie du warst!, blieb stumm, kam nicht an gegen die Ruhe, mit der Antonis

ein Papiertuch nach dem anderen der Pappschachtel entnahm, die weiße Schicht entfernte.

Antonis betrachte Christa fragend: „Ich hoffe, ich erschrecke dich nicht zu sehr.“ Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Wange, lächelte die Frau seiner Liebe bittend an.

Vorsichtig bewegte Christa ihre Finger, strich über seine Gesichtshaut, über die dunklen und hellen Flecken, über die glatten, über die raueren Partien.

Sie schloss die Augen, überließ sich dem Spürsinn ihrer Fingerspitzen. Sie spürte keine Narben, keine Krater, auch eine Patchworkdecke hat verschiedene Muster und ist dennoch insgesamt eine glatte Oberfläche.

Dann sah sie Antonis wieder an. Die verschiedenen Färbungen, die Partien zueinander verursachten dennoch einen zerstörten Eindruck.

„Christa!“ Antonis flüsterte es beschwörend: „Schließ’ die Augen, bitte.“

Befreit schloss sie die Augen, hörte das schleifende Geräusch der Porzellandosen auf der Marmorplatte des Schminktisches, das Papier rascheln, spürte, wie Antonis die Arme bewegte, verharrte, sich nach vorne beugte, wieder zurücklehnte. Dann räusperte er sich: „So! Nun kannst du mich bitte anschauen!“

Unwillkürlich musste sie lächeln. Ihre Befürchtung fand keinen Anhaltspunkt. Antonis hatte sein Gesicht hellbraun geschminkt. Etwas ungeschickt, etwas ungleichmäßig.

„Vielleicht darf ich dir ein paar Tipps geben?“ Behutsam berührte sie seine Wange, verrieb vorsichtig eine Stelle oberhalb des Wangenknochens, an der das Braun deutlich dunkler erschien.

„Ich habe auch gerade bemerkt, dass ‚natürlich‘ zu schminken erheblich schwieriger ist, als das Weißgesicht“, pflichtete Antonis ihr erleichtert bei, beruhigt, dass der entsetzte Ausdruck aus Christas Augen verschwunden war.

12 Noch lange hatten sie zusammen auf dem Balkon gesessen. Antonis hatte aus seinen Wanderjahren erzählt. Christa hatte ihm voller Freude zugehört, ihn reden lassen, hatte über seine lustigen Erlebnisse mit ihm gelacht, immer von der Angst begleitet, dass die entsetzlichen Gesichter seines Gesichtes vor ihrem inneren Auge auftauchten.

Die Dunkelheit des Abends auf dem Balkon war Schutz für sie gewesen. Sie brauchte sich nur auf ihr Gehör zu konzentrieren. Der weiche Schein der Kerzen hüllte alles in ein mildes, warmes Licht, bis die Nacht ihr Tuch des Vergessens über sie beide ausbreitete.

Der helle Sonnenschein in ihrem Büro reflektierte sich in der Glasscheibe des Bilderrahmens, mit dem sie das weiße Gesicht von Antonis eingerahmt hatte.

Christa betrachtete den dunklen Monitor ihres Computers, ihr Blick verweilte wieder auf dem Foto des fröhlichen Tages an der See. Müde lehnte sie sich zurück

Das Bild des Monitors, das verbrannte Gesicht, das weiße Gesicht, das hellbraune Gesicht, sie war verwirrt.

Ohne es zu wollen, formte der Stift, den sie in der Hand hielt, auf dem Papier vor ihr, Buchstaben, Worte.

Antonis, Liebster! Auf dem Bildschirm, das Gesicht deines Gesichtes, ich habe dir nicht davon erzählt, ein Schreckensfilm im Fernsehen. Doch es war nicht irgendein Schauspieler. Du warst es. Dein Gesicht war es, verbrannt, zerstört. Es hat mir die Sprache genommen. Es hat mich verstummen lassen. Ich habe dir nicht davon erzählen können. Ich muss meine Worte wiederfinden. In mir. Bei mir selbst.
Wenn ich dein liebes Gesicht sehe, schiebt sich ein Schirm davor, ob ich es will oder nicht. Ich kann mich nicht dagegen wehren. Ein zweites Gesicht. Dein elektronisches Gesicht. Ich hatte entsetzliche Furcht, es könnte dein wahres Gesicht sein.
Dieses Bild hat sich bei mir eingebrannt. Ich muss mich davon befreien, um dich wieder sehen zu können, um bei dir sein zu können. Ich muss Abstand zu mir selbst gewinnen.
Ich brauche Zeit. Ein paar Tage. Vielleicht.
Bitte verstehe mich. Deine Christa.

Sie schob den Brief beiseite. Erleichtert blickte sie auf die Buchstaben. Wurde nachdenklich, setzte ein zweites Mal an.

Ist es meine Schuld? Warum habe ich das Bild genommen, warum nicht ein anderes? Ich hatte keines. Es war ein Zufall. Warum bist du auch immer mit diesem verdammten weißen Gesicht herumgelaufen? Hattest du kein Vertrauen zu mir?

Entschlossen legte sie den Stift beiseite, faltete den Brief sorgfältig, nahm einen Briefumschlag, steckte den Brief in die Hülle, verschloss ihn, schrieb die Adresse von Antonis darauf.

Ein Fahrradkurier brachte den Umschlag schon eine halbe Stunde später zu ihrem Geliebten. Antonis sollte nicht warten.

13

Oft blickte sie in den kommenden und vergehenden Tagen auf ihre Uhr. Die Zeit verging umso langsamer, desto häufiger sie zur Uhr blickte.

Er meldete sich nicht. Nicht telefonisch, nicht schriftlich, nicht durch irgendein Zeichen. Nichts.

Hieß es, dass er es stillschweigend akzeptierte, oder bedeutete es, dass er sich gekränkt fühlte, sich in ablehnendes Schweigen hüllte?

Christa ärgerte sich, nicht geschrieben zu haben: Ruf' mich bitte an! oder etwas ähnliches, ihm zu sagen, dass sie mit ihm reden wollte.

Ihre Unruhe verstärkte sich, füllte immer mehr Raum ihres Denkens, machte sie arbeitsunfähig, sie wollte es schließlich wissen.

Neunzehn Uhr. Eigentlich war er um diese Zeit normalerweise zu Hause. Das Freizeichen im Telefonhörer krallte sich unbarmherzig in ihren Gehörgang. Immer wieder wählte sie die Telefonnummer. Um einundzwanzig Uhr griff sie sich ihre Jacke, verließ die Wohnung, fuhr zu ihm.

In den Fenstern seiner Wohnung war kein Licht.

Voller Fragen nestelte sie an ihrem Schlüsselbund nach dem Wohnungsschlüssel seiner Wohnung, zögerte, nein, es war richtig, ja, es war notwendig, schloss auf, tastete nach dem Lichtschalter in der Diele, ein unbehag-

liches Gefühl überkam sie, entschlossen drückte sie auf den eckigen Schalter.

Unwillkürlich hatte sie befürchtet, die Wohnung könnte leer sein: Ausgeräumt, verlassen.

Erleichtert hängte sie ihre Jacke an einen Haken der Garderobe neben der Wohnungstür, ging durch die Räume. Alles war so, wie sie es kannte, bis auf etwas, was ihr auffiel, sie zu begreifen versuchte, nicht erklären konnte.

Die Wohnung war aufgeräumt wie immer. Aufgeräumt, wie Antonis es schätzte. Er war sehr ordentlich, eben aufgeräumt, aber, sie stutzte, zu sehr aufgeräumt.

Langsam wurde ihr bewusst, was sie bereits bemerkt, aber nicht verstanden hatte. Alle persönlichen Dinge von Antonis waren nicht mehr da. Ihr fiel ein, dass er die Wohnung möbliert gemietet hatte. Die wenigen persönlichen Dinge, die er aus seinem einzigen Koffer ausgepackt hatte, waren nur Details gewesen. Details, die nun fehlten. Wenn..., sie wollte nicht weiterdenken, dann müssten auch seine Schminkutensilien am Schminktisch im Schlafzimmer fehlen.

Sie fehlten. Auf der Marmorplatte lag nur ein Brief, ein offener Zettel daneben. Sie erkannte ihre eigene Handschrift auf dem Briefumschlag, drehte ihn um, er war noch verschlossen, nahm das offene Blatt vom Tisch auf und begann zu lesen.

Liebste Christa!
Nun bist du endlich gekommen, um die Verschlusssache abzuholen. Wenn wir miteinander reden können, warum schickst du mir einen verschlossenen Brief?
Ich habe drei Tage gewartet. Heute habe ich die Wohnung gekündigt, meinen Koffer gepackt und bin wieder unterwegs. Bitte gebe deinen Schlüssel beim Hausmeister ab, er ist informiert, dass du vorbeikommst.
Ich gehe nach Frankreich, setze meine Reise fort. Falls du mich suchst, so wirst du mich finden.
Dein Multadeus.

P. S.: Suche nicht in der Außenwelt, vertraue auf die Innenwelt. □

Der Ring

Bei dem Lesen antiker Mythen stieß ich auf einen Traum, einer in vielen Variationen immer wiederkehrende Fähigkeit oder ist es ein Wunsch oder vielleicht vielfache Realität? Von den alten Griechen, bis über die Nibelungensage hin zu zeitgenössischen Hollywood-Filmen?

In der Frage, ob es melancholisch werden soll oder in hellerem Licht bleibe, habe ich mich für die bessere Variante entschieden.

1

Das weiße Kreuzfahrtschiff war während der Nacht auf der Reede vor Anker gegangen.

Die Händler mit antikem Krimskrams hatten ihre Stände schon frühmorgens aufgebaut – Amerikaner! –, dass verhieß fette Beute. Nur wenige Touristen waren so ungebildet und gutgläubig wie sie und, das Wichtigste, sie zahlten mit richtigen Dollars.

Nach dem Frühstück würden die ersten an Land übergesetzt werden. Das waren die Neugierigsten, die Besten, denen etwas am leichtesten anzudrehen war: sie wollten das Besondere. Sie sollten es bekommen.

„Hier der Herr!“

Stephanos musste sich ins Zeug legen.

Auf dem Tisch lagen nur die wenigen Dinge, die er auf der Hochebene gefunden hatte, wenn er am Nachmittag die Schafe hütete. Desto besser musste er den Kunden die unglaublichsten Geschichten erzählen, um seine Gelegenheitsware teuer anzubieten.

Nur einer der Touristen des Kreuzfahrtschiffes war an seinem staubigen Tisch stehen geblieben.

Gelangweilt schob er die Scherben und Kachelreste auf die Seite, drehte sie, die Rückseite zu prüfen.

„Und das hier?“

Der manikürte Zeigefinger des dicklichen Mannes deutete dabei auf ein Wolltuch am Rande des Tisches, in dem offensichtlich etwas eingewickelt war.

Hinter dicken Brillengläsern betrachtete ein gelangweilter Blick den überraschten Stephanos.

Er musste schlucken.

In das Tuch hatte er heute Morgen den Ring gewickelt, den seine Großmutter ihm mitgegeben hatte, damit er ihn im Dorf zum Schlosser brachte. Der Ring sollte enger gemacht werden, damit die Enkelin ihn tragen konnte.

Großmutter hatte ihn bereits von ihrer Großmutter bekommen und so wanderte der Ring durch die Generationen, von der Großmutter zur Enkelin. Keiner wusste, wie alt der Ring war. Einen besonderen Wert hatte er nicht.

Stephanos legte seine Hand über das Wolltuch: „Ein Erbstück, nicht zu verkaufen."

„Was auf dem Tisch liegt, ist im Angebot. Ich möchte es sehen. Bitte!"

Nun gut, wenn dieser dickbrillige Amerikaner mit der protzigen Kamera vor seinem Bauch, es unbedingt sehen wollte... Stephanos nahm das Wolltuch hoch und hob die übereinander liegenden Schichten des Stoffes langsam auseinander.

Der Ring war deutlich alt. Die Patina hatte die Goldauflage unter einer stumpfen Schicht matt werden lassen und die flache, dunkelrote Ringplatte war mit feinen Kratzern überzogen. Dem Amerikaner schien er dennoch zu gefallen.

„Wie alt?"

„Wer wird es wissen? Sehr alt."

„Irgend etwas Besonderes damit?"

Stephanos schloss kurz die Augen, es war einen Versuch wert. Großmutter würde ihrer Enkelin einen schöneren Ring kaufen können, als diesen alten verschrammten, der höchstens zwei Dollar wert war.

„Einhundert Dollar ist das Minimum!“

Er hatte es lauter gesagt, als er gewollt hatte, sich selber Mut zuzusprechen, diesen unverschämten Preis zu fordern.

„Wie alt?“

Stephanos schluckte.

Jetzt musste er dranbleiben: „Man sagt, es sei der Ring des Hirten Gyges..., von dem Platon berichtete...“

„Platoon?“

„Platon. Ein alter Grieche!“

„Wie alt?“

„Sehr alt!“

„Und dieser Güges, oder wie immer der hieß?“

„Er soll nach einem Erdbeben in einer Felsspalte diesen Ring gefunden haben und wenn ein Mensch den Ring aufsetzt und die Platte nach innen dreht...“ Stephanos hatte, während er sprach, unter seinem Tisch gekramt, um eine Broschüre zu suchen, in der abgedruckt war, was Platon darüber geschrieben hatte. Er hatte nicht bemerkt, dass der Dickbäuchige bereits den Ring übergestreift und seinen Worten folgend, die Platte gedreht hatte.

„Ver...!“ Stephanos hatte sich wieder aufgerichtet. Wo war dieser verdammte Amerikaner? Es kam nur selten vor, dass Touristen die Händler beklauten, und so schnell konnte der doch gar nicht verschwinden: „Haltet den Dieb!“

Die Händler und die Touristen an den anderen Ständen blickten überrascht auf, als die Stimme des schreienden Stephanos so plötzlich über den Markt schallte.

Am meisten überrascht war Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois. Er stand immer noch vor dem Verkaufstisch von Stephanos, der empört um seinen Tisch herum auf die Marktgasse gesprungen war, nach rechts und links blickte, ob er diesen verdammten Dieb noch erwischen konnte – was würde Großmutter sagen!

„Hat jemand einen Mann gesehen, mit Bauch und dicker Brille, ein weißes Hemd und einen Fotoapparat vor dem Bauch, der eben noch an meinem Tisch stand?“

Alle zuckten mit den Schultern, so sahen viele aus.

Jimmy Conelly stand nur eine halbe Armeslänge von Stephanos entfernt. Sein Atem hätte ihn erreichen können, wenn er nicht überrascht die Luft angehalten hätte.

Stephanos drehte sich zu ihm um und Jimmy Conelly lächelte entschuldigend; er hatte dem jungen Griechen keinen Schreck einjagen wollen.

Mit einem Schritt seitwärts konnte er gerade noch verhindern, dass Stephanos gegen ihn rannte, als der die Marktgasse hinunterlief, nach ihm zu suchen.

War dieser Grieche plötzlich blind geworden?

Nein, dazu rannte er viel zu schnell, und auch die anderen Händler und Touristen hätten doch sehen müssen, dass er immer noch vor dem Verkaufstisch stand!

Das könnte nur heißen, er selbst... Er konnte es überprüfen...

Mit wenigen Schritten war auf der anderen Seiten der Marktgasse, neben dieser hochnäsigen Lady aus Baltimore, die dort mit ihrem Mann die antiken Scherben musterte und sich gerade gebückt hatte.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, holte tief Luft und kniff ihr fest, aber durchaus zartfühlend, in eine runde Arschbacke ihres dicken Hintern.

„John...!“ Errötend hatte die Lady aus Baltimore sich aufgerichtet und die Hand ihres Mannes umfasst. „Nicht hier!“ flüsterte sie leise.

Der Ehemann aus Baltimore blickte sich verwundert um; so kannte er seine Frau gar nicht. War es das Fluidum Griechenlands, dass seine sonst so spröde Frau errötete?

Er versuchte sich zu erinnern, wie viele Jahre es her war, dass sie ihn zum letzten Mal in dieser Tonlage, errötend, „John“ genannt hatte?

Frohgemut erwiderte er ihren Händedruck.

Jimmy Conelly grinste. Seine Vermutung stimmte also. Er war unsichtbar geworden, als er diesen verdammten Ring gedreht hatte.

Einhundert Dollar wollte dieser dumme Grieche haben?

Wie aus dem Nichts lagen zweihundert Dollar auf dem Tisch des griechischen Nachmittagshirten und Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, legte zur Beschwerung noch einen der schweren Scherben auf die Scheine, damit der staubige Wind den Hirten nicht um seinen Verdienst brachte.

Jimmy musste nachdenken.

„Da! – Nein! – Ja, da!! – Nicht doch!“ Der Händler auf der anderen Seite der Marktgasse rieb sich verwundert die Augen. Vor dem Tisch seines Freundes Stephanos meinte er den dicklichen Mann gesehen zu haben, nach dem Stephanos so lauthals geschrieen hatte.

Nur einen Sekundenbruchteil, dann war der wieder weg, wieder da und wieder fort. Der Händler rieb sich die Augen, besaß er plötzlich die Gabe des zweiten Gesichtes?

Jimmy Conelly hatte gedankenverloren den ungewohnten Ring an seinem Finger gedreht.

Das auf- und ab juchzende Geschrei des Händlers am gegenüberliegenden Stand veranlasste ihn sofort, das Drehen des Ringes zu beenden.

Er schloss die Hand zu einer Faust, damit er die Ringplatte auf der Handfläche spürte und sich nicht aus Versehen sichtbar drehte.

Manches Mal hatte er als Kind davon geträumt, sich in Luft auflösen zu können, wenn seine Mitschüler ihn als ‚Schweinchen Dick’ oder ‚Dickbrille’ gehänselt hatten oder seine schüchternen Annäherungsversuche von den Mädchen mit Blicken beantwortet worden waren, die ihm immer die Schamesröte in sein pausbäckig rundes Gesicht getrieben hatten.

Notgedrungen hatte er eine Unauffälligkeit entwickelt, dass andere Menschen ihn manches Mal überhaupt nicht mehr wahrnahmen.

Glücklich war er damit nicht.

Das Schicksal meinte es nun offensichtlich gut mit ihm. Sollte er der hochnäsigen Lady aus Baltimore noch einmal in den runden Hintern kneifen? Es würde ihm gut tun und ihr schien es doch auch zu gefallen!

Ein harter Schlag traf ihn unvermittelt am Schienbein. Ein alter Mann stand neben ihm und blickte verwundert auf den Stil seines Reisigbesens, mit dem er die Gasse fegte. Der Besen hatte dem Widerstand von Jimmy Conellys Schienbein nachgegeben, sich vom Stil gelöst und in den Staub gelegt.

Während Jimmy Conelly unvermittelt einen Satz zur Seite gehüpft war, schimpfte der alte Marktfeger mürrisch mit dem Besen: „Verdammtes Ding! Willst wohl nicht mehr arbeiten und legst dich einfach in den Staub! Nichts da. Wir haben noch zu tun!“

Er nahm den Reisigbesen auf und rammte den Stil in die Mitte des Bündels. Dann fegte er mehrmals hart über die Pflastersteine, als wolle er dem Besen zeigen, wer hier der Herr der Arbeit sei. Zufrieden fegte er schließlich weiter.

Jimmy Conelly hatte sich gerade auf einen Holzschemel gesetzt, sein schmerzendes Schienbein zu reiben, als er unvermittelt wieder aufsprang; eine Bäuerin mit auffallend breiten Hüften in einem blauen Arbeitskleid mit schwarzer Schürze, mit einem großen Blumenkorb am Arm, wollte sich gerade auf ihn setzen.

Beinahe hätte er empört: „He, Sie!“ gerufen, bevor er seinen Schoß vor dem breithüftigem Gewicht in Sicherheit brachte, als ihm noch rechtzeitig einfiel, dass Holzschemel nicht reden und die Bäuerin gar nicht hatte sehen können, dass er bereits auf dem Schemel saß.

Er würde sich einen ruhigen Winkel suchen, wo er ungestört nachdenken konnte.

2

Stephanos war schwer atmend an seinen Verkaufstisch zurückgekehrt und versuchte, sich über verschiedene Dinge klar zu werden.

Erstens, sollte man keine Lügengeschichten erzählen, wenn sie der Wahrheit entsprachen.

Zweitens, der Ring war fort und der unsichtbare Amerikaner mit ihm.

Drittens, Großmutter wusste offensichtlich um die Fähigkeit dieses alten Ringes. Sie war immer so verständig und wusste intuitiv um seine kleinen

Geheimnisse, von wegen intuitiv, was er an seiner Mutter so sehr vermisst hatte.

Viertens, wenn er sich zu Hause sehen lassen wollte, musste er diesen Ring wieder bekommen.

Fünftens, er musste es allein versuchen, denn wie sollte er jemandem davon erzählen.

Sechstens, er musste diesen Amerikaner finden. Es musste ein Amerikaner sein. Nicht nur sein Aussehen und das Auftauchen zusammen mit dem Kreuzfahrtschiff – auch die zweihundert Dollar auf seinem Tisch waren eindeutig.

Schnell packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen, knüllte das leere Wolltuch in die Hosentasche, stellte den Tisch und sein Bündel bei einem Freund unter und war schon auf dem Weg zum Hafen, zum Kai, dorthin, wo die Beiboote des Kreuzfahrers ihre Passagiere an Land entließen.

Wenn der Amerikaner von diesem Schiff gekommen war, dann musste er auch wieder hinauf.

Er würde warten.

3

Jimmy Conelly lief der Schweiß von der Stirn und die Rückenfurche hinunter. Sein weißes Hemd klebte ihm am Körper. Die engen Straßen der Altstadt waren voller Menschen und seine Absicht, locker und unbeschwert, unbeachtet und ungezwungen dahin flanieren zu können, hatte sich als schweißtreibender wie schmerzhafter Irrtum herausgestellt.

Nach den ersten blauen Flecken, die von den Stößen und Tritten her rührten, die ihn unvermutet und unbeabsichtigt getroffen hatten, musste er sich wie eine Schlange durch die Lücken zwischen den dahin flanierenden Menschen hindurchwinden, immer auf der Hut, dass ein Kind, ein Botenjunge, ein eiliger Passant oder einer der vielen Straßenköter nicht durch die gleiche Lücke hindurchwitschen wollten wie er selber.

Schwer atmend hatte er sich an einem Laternenpfahl festhalten und ausruhen wollen, als zwei Männer, die Plakate an den Lichtmasten befestigten, ihn beinahe mit der Stelltafel an den Laternenpfahl gebunden hätten.

Schließlich wurde ihm klar, dass er auf der Straße gehen musste. Ging er auf dem Bürgersteig mit dem Hauptstrom der Fußgänger, musste er immer gewahr sein, dass plötzlich irgendjemand von hinten durch die Lücke hindurch wollte, die er selber war.

Ging er gegen den Strom, dann war zwar das von hinten gestoßen zu werden kaum zu befürchten, doch das ständige Schlängeln und Gehüpfe den nichtsahnend entgegenkommenden Geradeausgehenden auszuweichen, überanstrengte seinen gerundeten Körper über die Maßen schwitzend.

Also, auf die Straße.

Aufatmend holte er tief Luft, die nahen Autoabgase missachtend, und sprang schon zwischen die parkenden Autos zurück. Das Pedal eines Fahrrades hätte beinahe seine Hose aufgerissen. Nun erledigte das die Stoßstange des parkenden Wagens, an der er unbeholfen springend hängen geblieben war.

Jimmy Conelly war den Tränen nahe und wusste nicht weiter.

Hier fand er keinen ruhigen Winkel – er musste auf das Schiff zurück; dort in der Kabine war er geschützt vor Menschen, die ihn nicht sehen konnten, vor Kindern, Botenjungen, Hunden, Plakatstellern, Fahrrädern und Autos, vor Knüffen und Geschlängel.

Nur wenige Schritte weiter sah er einen Taxistand.

Die Fahrer hatten in der schwüler werdenden Tageshitze alle Türen ihrer Taxis geöffnet, um frische Luft durch den Innenraum fächeln zu lassen.

Vorsichtig drückte sich Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, an den parkenden Autos entlang, immer nach hinten blickend, ob kein Fahrrad kam, und musterte schließlich die offenen Taxis. Das letzte schien ihm am geeignetsten.

Unter Vermeidung jeden Geräusches, sehr langsam und vorsichtig bewegte er sich auf den Rücksitz.

Der im Halbschlaf dösende Fahrer hinter dem Steuer hatte offensichtlich nichts bemerkt.

Leise, fast unhörbar flüsterte Jimmy Conelly ihm eindringlich ans Ohr: „Zum Hafen. Dorthin, wo die Passagiere des Kreuzfahrtschiffes ausgeladen werden!“

Der Taxifahrer schreckte auf, blickte noch verschlafen auf seine Uhr und stieg dann aus.

Während er um den Wagen herumging, die Autotüren zuknallte, rief er den Kollegen gähnend zu: „Also, hier ist heut’ anscheinend nichts los. Ich fahr ‘mal runter zum Hafen, vielleicht kann ich ‘n paar Amis abstauben!“

Jimmy Conelly unterdrückte ein Aufschnaufen, das ihn hätte verraten können und schloss erleichtert die Augen.

Die Fahrt dauerte nicht lange, aber immerhin reichte es, dass er etwas zur Besinnung kam, auch wenn der Taxifahrer einen Stil fuhr, der ihn an den Rand der Übelkeit brachte.

Schließlich hielt das Taxi mit quietschenden Reifen am schmalen, langen Landungssteg, an dem die Beiboote des Kreuzfahrers anlegten.

Unwillkürlich duckte sich Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois; er hatte den wartenden Stephanos sofort erkannt.

4

Stephanos war ungeduldig. Auch wenn er scheinbar gelangweilt am Geländer lehnte, grübelte er über Verschiedenes nach.

Erstens, dass der Kreuzfahrer erst am nächsten Tag wieder ablegen würde.
Zweitens, dass er am Nachmittag auf die Hochebene musste, um die Schafe zu hüten.
Drittens, dass er ununterbrochen bis zum Ablegen des letzten Beibootes warten musste.
Viertens, ob es eine Möglichkeit gab, dass er den von ihm Gesuchten nicht erkannte - es sahen tatsächlich viele so ähnlich aus.
Fünftens, ob der Dieb des Ringes - dazu hatte er sich inzwischen entschieden, denn was waren schon zweihundert Dollar gegen die Möglichkeit, unsichtbar zu sein - unbemerkt an Bord gehen konnte.
Sechstens, er konnte niemand anderes damit beauftragen, denn nur er würde eine Chance haben, den Mann zu erkennen, sichtbar oder unsichtbar.

Unruhig richtete er sich auf und blickte sich suchend um. Irgendetwas schien ihm in der Nähe zu sein, was ihn betraf. Außer dem Taxi, das quietschend zum Halten gekommen war, hatte sich jedoch nichts verändert.

Aufmerksam musterte er noch einmal die Schlange der wartenden Passagiere, die an Bord wollten und auf das Beiboot warteten. Nein, sein Mann war nicht dabei.

5

Vorsichtig peilte Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, über die Innenkante der hinteren Wagentür.

Der junge Grieche brachte seine Pläne durcheinander.

Auch wenn er das Problem hätte lösen können, wie er aus dem Taxi herauskam – im Augenblick stand der Fahrer neben der offenen vorderen Tür und blickte dem ankommenden Beiboot entgegen – er konnte nicht einfach, wie von Geisterhand, eine der hinteren Wagentüren öffnen, sich hinten in der Schlange der Wartenden einreihen und wieder sichtbar werden. Dann hätte der junge Grieche ihn sofort erkannt.

Unsichtbar bleiben ging aber auch nicht, da er in dem Gedränge der Passagiere keinen Platz hatte, weder auf dem Landungssteg noch auf dem engen Beiboot. Er hätte auch nicht gewusst, wie er an den beiden Matrosen vorbeikommen konnte, die jeden Passagier aus dem Boot hinaus- und hinein halfen und so eng standen, dass er auch keine Chance hatte, als Letzter hindurchzuschlüpfen.

Auf allen Vieren?

Seine Überlegungen wurden durch eine Lady unterbrochen, die eindeutig auf das Taxi zusteuerte.

Die Meeresbrise ließen die bunten Orchideen des Kleiderstoffes ihren schlanken Körper umwinden.

Eilfertig stand der Taxifahrer schon an der hinteren Tür, um den Wagenschlag zu öffnen.

Der Impuls von Jimmy Conelly kam zu spät.

Von den fünf Sekunden, die er Zeit gehabt hätte, durch die offene Wagentür zu verschwinden, konnte er nur die letzten beiden Sekunden nutzen,

sich möglichst eng in die entgegengesetzte Ecke der hinteren Sitzbank zu drücken.

Die Lady ließ sich in die Polster des Rücksitzes fallen und während der Fahrer um das Taxi herumeilte, blickte sie sich leicht indigniert um. Das Taxi roch penetrant nach Männerschweiß und die Polster der Rücksitze waren schon so ramponiert, dass sie in dem Sitz neben ihr noch deutlich die Arscheindrücke des letzten Fahrgastes erkennen konnte.

Zügig kurbelte sie die Fensterscheibe herunter, um wenigstens den Schweißgeruch verfliegen zu lassen.

Auf den fragenden Blick des Taxifahrers hin gab sie nur die kurze Anweisung: „Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Zwei Stunden. Dann ein gutes Restaurant am Meer."

Der Fahrer nickte, eine gute Fuhre, und das Taxi setzte sich langsam in Bewegung.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, schluckte. Die Lady neben ihm war Mrs. Dartmore, die junge Witwe eines Stahlmagnaten.

Das leichte Orchideen-Sommerkleid und so nah, wie er neben ihr saß, hatte er, auch aus seiner Ecke heraus, einen guten Einblick in ihr Dekolleté, das so nah auch den Rand der mit feiner Spitze besetzten weißen Unterwäsche sichtbar werden ließ.

Der Fahrtwind ließ nicht nur den würzigen Geschmack des Meeres in das Taxi hineinströmen, er trug auch den zarten Parfümgeruch von Mrs. Dartmore zu ihm hinüber.

Jimmy Conelly musste ein nervöses Auflachen unterdrücken, als er unvermittelt daran dachte, was passieren würde, wenn er den Ring drehen würde und plötzlich neben ihr sichtbar werden würde? – Er würde sich hüten, an dem Ding zu drehen, lehnte sich zurück, sich seiner Nase und ihrer Nähe überlassend, seiner Phantasie, er würde tatsächlich mit ihr sichtbar in diesem Taxi sitzen.

6 Kaum merkliche Bewegungen auf dem Nebensitz ließen ihn wieder die Augen öffnen. Mrs. Dartmore war es anscheinend wärmer geworden. Sie beobachtete im Rückspiegel, ob der Fahrer immer auf die Straße blickte, schob dann den Rocksaum weiter und weiter nach oben, sie trug auch einen weißen Slip, und war gerade dabei, ihre Nylonstrümpfe vom Strumpfhalter abzuknöpfen und abzustreifen.

Jimmy Conelly schluckte trocken, als sie so nah, direkt neben ihm, die Verschlüsse ihrer Strumpfbänder öffnete und den dünnen Strumpf an den langen, immer nackter werdenden Beinen, langsam hinabrollte.

Auf der Haut des Oberschenkels leuchtete unverschämt die Tätowierung einer roten Rose.

Jimmy Conelly tauchte ein Bild der Erinnerung auf, wie er als Zwölfjähriger seiner älteren Cousine zugeschaut hatte, wenn sie sich abends auszog.

Allerdings war er damals durch das Schlüsselloch geschützt und es war eine stabile Tür zwischen ihnen gewesen.

Jetzt saß er schutzlos neben dem nackten Rosenschenkel und den Strumpfhaltern.

Unschlüssig, ob er jetzt peinlich berührt die Augen schließen sollte oder neugierig weiter hinschaute, wurde er dem Widerstreit enthoben, als sie den Rocksaum wieder leichthin über die Knie schob und die Strümpfe in ihrer Handtasche verstaute.

Als Kompromiss hatte Jimmy seine Brille abgenommen, so dass ihm alles unschärfer erschien, und sie neben sich auf das Sitzpolster gelegt.

Erstaunt betrachtete Mrs. Dartmore die Brille neben sich, hob sie hoch und wollte gerade den Fahrer darauf aufmerksam machen, ob ein Fahrgast etwas vergessen hatte, als sie sich entschied, die Brille kommentarlos wieder zurückzulegen.

Undeutlich, wie er es sah, saß Jimmy sofort ein trockener Kloß im Hals. Er hatte nicht gewusst, dass alle Dinge nur so lange unsichtbar blieben, wie sie ausschließlich mit ihm Kontakt hatten! Hastig griff er nach seiner Brille, die sofort im Nichts verschwand.

Die Lady, die eben noch fragend die Brille betrachtet hatte, dachte nach. Über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine feine Falte und unauffällig betas-

tete sie die Stelle, wo eben noch die Brille gelegen hatte, blickte suchend auf den Boden des Taxis, fasste wie nebenbei zwischen die Sitz- und Rückenpolster. Die Brille blieb verschwunden.

Die feine Falte über der Nase verstärkte sich zu einem Stirnrunzeln.

Dann kniff sie die Augen zusammen und öffnete ihre Handtasche. Mit einer spielerischen Bewegung legte sie wie unabsichtlich ihre kunstseidenen Strümpfe neben sich.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, der sich noch weiter in seine Ecke zurückgezogen hatte, stülpte seine Unterlippe über die Oberlippe. Sie wollte also etwas ausprobieren. Ein Spiel?

Ohne weiter zu überlegen, griff er nach den beiden Strümpfen, die nun nicht mehr zu sehen waren.

Die Lady schien nicht überrascht zu sein.

„Zeus!“, sagte sie laut, und leise: „Zeige dich mir!“

Jimmy erstarrte. Wer, zur Hölle, war dieser Zeus?

„Nein, meine Dame, das ist der Tempel des Poseidon!“, ließ der Taxifahrer von vorne vernehmen und der Wagen hielt.

Jimmy spürte ihre tastende Hand zielgerichtet auf seiner Hose.

Mrs. Dartmore war nicht blöd und hatte während des Verschwindens ihrer Strümpfe genau gesehen, wie sich die Polstereindrücke neben ihr bewegt hatten.

„Bis gleich!“, flüsterte sie.

Damit hatte sie die Wagentür geöffnet, stieg aus und ging ein paar Schritte, um den Tempel des Poseidons besser betrachten zu können.

Der Taxifahrer erklärte.

Jimmy war sich unschlüssig.

Die offene Wagentür war eine Aufforderung, der er sich nicht verweigern konnte. Er rutschte über die Polster des Rücksitzes seitwärts und stand draußen. Erst jetzt bemerkte er, dass das Taxi weit außerhalb der Stadt

gehalten hatte. Sie standen auf einem Parkplatz neben der Straße, oberhalb des Meeres, unterhalb dieses Poseidontempels.

Das Interesse der Lady im Sommerkleid – mit weißer Spitzenunterwäsche, einer tätowierten Rose auf dem Oberschenkel und ohne Strümpfe – für diesen Poseidon war nur kurz; sie strebte zurück zum Auto.

Jimmy Conelly seufzte erleichtert auf, als das Taxi wieder auf die Straße einbog. Mein lieber Schwan! Da haste noch einmal Glück gehabt!

Mrs. Dartmore blickte sich suchend um.

Sollte er winken?

Nein, entschied Jimmy, sie würde ihn sowieso nicht sehen.

Befreit kletterte er die Felsen zum Strand hinunter, setzte sich in den Sand und zog die Schuhe aus.

Erst jetzt bemerkte er den langen Riss in seiner Hose – den vom Kotflügel, als er dem Pedal ausgewichen war. Gleichgültig zuckte er mit den Schultern. Ist doch egal wie Schiet, wenn's nur niemand sieht!

Er stopfte seine Strümpfe in die Schuhe, knotete die Schnürsenkel zusammen und wanderte langsam durch den Sand.

7

Er hatte keinen Grund hinter sich zu blicken, schließlich war das hier kein Bürgersteig.

Falls Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, hinter sich geschaut hätte, wären ihm die Fußabdrücke im Sand aufgefallen, die genau von der Stelle ausgingen, an der er den Strand betreten hatte und die er nun als Fußspur hinter sich ließ.

„Schuhgröße 43!"

„Und bestimmt ein Mann, so tief wie die Eindrücke sind."

„Ganz frisch."

„Und allein!"

„Der Kerl müsste eigentlich noch zu sehen sein!"

„Wenn's ein Tourist ist, dann hat er bestimmt eine Kamera, die wir gebrauchen können."

„Er kann erst da vorne bei den Bäumen um die Ecke sein!"

Eilig folgten sie der frischen Spur.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, hörte ihre Stimmen näher kommen, er sah ihre Blicke, die wie Jagdhunde einer Spur im Sand folgten, die bei ihm endete.

Wohin sie wohl führte?

Vor ihm war keine Fußspur.

Langsam dämmerte es Jimmy Conelly – es waren seine eigenen Fußabdrücke.

Er war allein.

Die beiden Spürhundblicke verhießen nichts Gutes, die Knüppel, die sie bei sich trugen, noch weniger.

Früher strandeten hier immer wieder Schiffe, von denen ließ es sich gut leben, heuer strandeten hier nur noch Touristen.

Egal, Beute war Beute.

Ohne irgendetwas davon zu wissen, drehte sich Jimmy Conelly um und spurtete los. War es ein Grundinstinkt des Menschen, sich bei Gefahr zu einem Baum zu flüchten?

„Ab hier ist er gelaufen!"

„Er muss ganz nahe sein. Der feine Sand rieselt noch in die Abdrücke zurück!"

Unter dem Baum blieben sie abrupt stehen, als wären sie dagegen gelaufen. Die Fußabdrücke endeten hier plötzlich.

„Der kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!"

„Hast du eine andere Erklärung?"

„Vielleicht war es Zeus?"

„Ach was! Und was soll ich heute Abend meinem Mädchen mitbringen?“

Jimmy Conelly wurde es allmählich auf seinem Ast zu bunt. Schon wieder dieser verdammte Zeus.

Er würde schon noch herausbekommen, wer das war.

Aber erst einmal konnte dem Manne geholfen werden. Er nestelte die Strümpfe der Lady aus seiner Tasche und ließ sie fallen, dem Burschen mitten ins Gesicht.

„Holla, dem Himmel sei Dank!“

„Und ich? Verdammt, ich will eine Kamera!“

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, hatte nicht die Absicht, stundenlang auf diesem Ast zu sitzen, also trennte er sich schweren Herzens von seiner Kamera.

Erleichtert sah er, wie die beiden Strandräuber die Spur zurückliefen. Er konnte nicht ahnen, dass er gerade den Mythos des Wunschbaumes in der Poseidonbucht ins Leben gerufen hatte.

Die ersten beiden Strandräuber wurden zwar irre daran, dass ihre Wünsche später nicht mehr von dem Baum erfüllt wurden, was den Volksglauben aber nur darin bestärkte, dass sie Gottvater Zeus tatsächlich einmal begegnet waren.

8

Jimmy Conelly saß auf seinem Ast, wartete und überlegte, was dieser Ring ihm Positives gebracht hatte.

Seine Bilanz, mehrere blaue Flecken, ein verschwitztes Hemd, eine zerrissene Hose, die Kamera fort, die unerreichbare Mrs. Dartmore, die an seiner Hose fingerte und ihn für diesen verdammten Zeus hielt. Nun gut, auf der Habenseite konnte er verbuchen, dass er inzwischen ein paar Kilo abgenommen hatte und der Lady aus Baltimore in den Hintern kneifen konnte, allerdings, und das war wieder negativ, sie hatte ihren Mann dafür angelächelt.

Irgendetwas machte er verkehrt.

Er musste anscheinend planvoller und umsichtiger vorgehen.

Als erstes drehte er die Ringplatte nach außen sichtbar und kletterte vom Baum.

Die zusammengeknoteten Schuhe über der Schulter, verschwitzt und mit zerrissener Hose war er für alle sichtbar kein lohnendes, ein kameraloses Strandgut.

Er fasste seine Erfahrungen zusammen: Auch wenn er unsichtbar war, man konnte ihn riechen und anfassen, er verursachte Eindruck, Mann und Frau hielten ihn für Zeus. Überhaupt dieser Zeus, er würde das klären.

Wenn er schnell vorankommen wollte auf dem Bürgersteig, musste er sichtbar sein. Wenn er unsichtbar war, dann blieben oder wurden nur die Dinge unsichtbar, die ausschließlich mit ihm Kontakt hatten.

Dann war da noch das Problem mit dem jungen Griechen, der ihm den Ring nicht hatte verkaufen wollen und der nun am Landungssteg wartete.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, wischte sich den Schweiß von der Stirn und aus dem Nacken.

Der Weg war anstrengender, als er angenommen hatte.

Zum Plan: Als erstes würde er seine Haare schwarz färben lassen, von wegen dem jungen Griechen am Landungssteg, dann brauchte er ein Bad und eine neue Hose. Hunger hatte er auch, Durst sowieso.

Es brauchte seine Zeit.

Jimmy Conelly wurde sich langsam darüber klar, dass Fußmärsche sich in einer anderen Zeitdimension als Autofahren bewegten und fünfzehn Minuten mit dem Auto drei Stunden zu Fuß bedeuteten - die Pausen zu Fuß nicht eingerechnet.

9

In der Vorstadt entschied er sich, nach dem dritten nervenden Kläffangriff von Straßenkötern, den Ring wieder auf unsichtbar umzudrehen. Der lange Fußmarsch hatte ihn seinen Plan, entsprechend der Gestimmtheit seines Stammhirnes, umdrehen lassen. Erst essen und trinken, danach Sauberkeit und Kleidung, später dann Haare färben.

In der Toilette eines kleinen Restaurants drehte er die Platte des Ring nach außen, ging in das Restaurant zurück, setzte sich an einen Tisch und be-

stellte nach einem Blick auf die unverständliche Speisekarte – in den Vorstädten waren die Speisekarten nicht zweisprachig – mit Händen und Gesten das gleiche, was am Nachbartisch gegessen und getrunken wurde.

Der Wirt brachte das Gewünschte und betrachtete ihn misstrauisch. Nicht nur, dass er diesen Gast nicht ins Restaurant hatte hereinkommen sehen, die zerrissene Hose und überhaupt der ramponierte Zustand von Jimmy Conelly, und dann dieses Bestellen mit Händen und Gesten. Der Mann war ihm verdächtig.

Vielleicht einer dieser Alt-Hippies aus Deutschland, die in Griechenland herumlungerten und kein Geld hatten.

Hätte Jimmy Conelly die Gedanken des Wirtes lesen können, der Vermutung, er sei Deutscher, hätte er entschieden widersprochen.

Die Annahme, dass er kein Geld habe, stimmte entschieden, als er beim selbstverständlichen Herausziehen seiner Brieftasche ins Leere griff. Er musste sie irgendwo unterwegs am Strand verloren haben, oder im Taxi?

Jimmy war sich seit der Zeit, als er vom Baum heruntergeklettert war, darüber im Klaren gewesen, er musste planmäßig vorgehen. Er konnte der peinlichen Situation nur entgehen, wenn er so hinausging, wie er hineingekommen war.

Zur Tarnung bestellte er noch einen Kaffee, um sich dann auf die Toiletten zu verziehen.

Der Wirt roch Lunte.

Er schickte sofort seinen Sohn um das Haus herum, damit er dort aufpasse, dass der Fremde sich nicht, ohne Bezahlung, durch eines der Fenster verdrückte. Er selbst postierte sich neben der Tür zum Lokal.

Nach fünf Minuten wollte er es wissen. So lange konnte ein normaler Mensch doch nicht brauchen!

Er riss die Tür auf, stürmte zu den Männerklos und blieb wie angewurzelt stehen. Alle drei Türen standen offen, alle Fenster waren verschlossen. Er drehte sich auf dem Fuße um, stürmte zu den Frauentoiletten, dasselbe.

Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, kam sich beschissen vor. Das war eindeutig Zechprellerei gewesen, was er eben getan hatte.

Er, der gute, anständige Jimmy, auf den seine Mutter bisher immer stolz hatte sein können und der zu Hause in der Sonntagsschule predigte. Er würde es ihr nicht erzählen können.

10

Scheppernd rollte eine zerbeulte Blechdose über den Bürgersteig, von der nur Jimmy Conelly wusste, dass es nicht der Wind war, der sie ins Rollen gebracht hatte.

Nicht nur, dass er die Zeche geprellt hatte, auch die schamhaften Minuten, als er hinter der Tür zu den Toiletten hatte warten müssen, bis sie von außen geöffnet wurde, sie waren ihm sehr widerwärtig.

Dieser verdammte Ring musste zu einer Zeit erfunden worden sein, als es noch nicht so viele Türen in den Häusern gab und man durch die offenen Tore und Portale einfach hindurchmarschieren konnte - wenn man unsichtbar war. Durch diese verdammten Türen wurde jede Bewegung sofort bemerkt.

Aber egal, was geschehen war, das konnte er auch nicht mehr ändern. Und nun, ohne Geld?

Ach was, dachte er sich, wenn ich schon ein Zechpreller bin, warum nicht auch noch ein Dieb?

Unentschlossen stand er vor dem Schaufenster eines Bekleidungsgeschäftes. Der Stil war zwar nicht der, den er gewohnt war, aber er brauchte eine saubere Hose und ein frisches Hemd.

Vor der Glastür zögerte er.

Der elektronische Bewegungsmelder, der seine Anwesenheit sehr wohl bemerkt hatte, öffnete die Tür.

Jimmy Conelly trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Die Tür schloss sich wieder.

Jimmy trat zögerlich einen Schritt näher, die Glastür schwang wieder auf.

„Verdammt, Eurydike!“

Jimmy hörte die Stimme des Ladenbesitzers bis auf die Straße.

„Ich habe dir doch schon vorher gesagt, dass diese modernen Türen ein Blödsinn sind! Kein Kunde will eintreten und diese blöde neue Tür macht immer auf und zu, als wolle sie durch ihr Hin- und Hergewedele eine Kundschaft anlocken, die gar nicht da ist!“

Jimmy konnte dem Zusammenstoß mit dem Ladenbesitzer nur knapp ausweichen. Er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, dass er sich zwar selber sehen konnte, aber für die anderen Menschen unsichtbar blieb.

Der Ladenbesitzer war unvermutet vor die Tür geeilt und starrte nun mit zornigen Blicken auf den Bewegungsmelder oberhalb der Tür, als wolle er ihn zur Ordnung ermahnen oder ihn verstehen, warum er die Tür aufgleiten ließ, wenn sich davor nichts bewegt hatte.

Jimmy war durch das zur Seite springen aus dem Konzept gebracht. Hatte er sich erst in Ruhe verschiedene Hosen anschauen wollen, griff er sich jetzt aus dem nächsten Regal zwei Hosen vom Stapel und legte noch zwei Hemden auf die Hosen.

Seine Technik war ausgezeichnet, denn das Anheben der Dinge musste sehr schnell geschehen, um die Phase des Übergangs zur Unsichtbarkeit auf einen Sekundenbruchteil zu reduzieren und unterhalb der Wahrnehmungsschwelle zu halten.

Bei den Socken zögerte er. Nein, das war nicht nötig. Unterwäsche? Er verschob die Entscheidung, als der Ladenbesitzer direkt auf ihn zusteuerte – wie er meinte.

War es das schlechte Gewissen eines Amateurdiebes oder das langsamere Reagieren des Großhirns, wenn das Wissen, dass der Ladenbesitzer gar nicht auf ihn direkt zukommen konnte, von dem Sehen und dem Empfinden, es sei aber so, überdeckt wurde? Es wurde ihm zu eng, er musste aus dem Geschäft hinaus, auf die Straße.

Tief atmend drehte er sich erst nach fünfzig Metern um. Der Ladenbesitzer war wieder zur Tür, diesmal sehr flink, als sie sich wieder grundlos öffnete, wie er meinte, doch Jimmy konnte sich nicht des Eindruckes erwehren, als würde er ihn verfolgen und auf frischer Tat stellen wollen.

Nun sah er den Mann vor seinem Laden stehen und gestikulieren. Der erhobene Arm mit geballter Faust sollte dem elektronischen Bewegungs-

melder offensichtlich nichts Gutes verheißen, wenn er seine Spirenzien nicht sofort beendete.

Der Ladenbesitzer war im Laufe der folgenden Tage davon überzeugt, man müsse mit Bewegungsmeldern nur wie mit Menschen reden, damit sie funktionierten – die Tür öffnete sich weder an diesem und keinem der weiteren Tage ohne Grund – es hatte also geholfen, wie er meinte.

11

Je weiter Jimmy Conelly in die Stadt hineinwanderte, desto mehr belebten sich die Bürgersteige. In dem geschützten Winkel eines Parks zog er Hose und Hemd aus – unwillkürlich blickte er sich um, ob auch niemand guckte – und streifte sich die neue Kleidung über.

Seine Befürchtung, die neue Hose könnte zu eng sein, erwies sich als nicht zutreffend.

Die alte zerrissene Hose ließ er in einer Mülltonne verschwinden und in einer Wegkurve mit großen Büschen drehte er kurzerhand die Ringplatte sichtbar.

Außer ein paar Vögeln, die erschreckt aufflatterten, hatte es niemand bemerkt.

Er fühlte sich sichtbar erleichtert, dass die anderen Fußgänger nun auf ihn Rücksicht nahmen, klemmte sich die zweite Hose und das Hemd unter den Arm und trollte sich fröhlich pfeifend.

Bevor er die zerrissene Hose wegwarf, hatte er die Taschen kontrolliert und noch zwei zusammengefaltete Zehn-Dollar-Scheine gefunden; für den Frisör würde es reichen.

Es war nicht einfach, dem griechischen Frisör zu erklären, dass er nur die Haare gefärbt haben wollte.

Nach einigen Unverständlichkeiten, der Frisör hielt ihm die Schere entgegen, dann Shampoo, Jimmy schüttelte immer den Kopf, dann einen Katalog, Jimmy deutete immer auf die Schwarzhaarigen, egal ob Mann oder Frau, und griff sich dann selber in die Haare, hatte der es schließlich begriffen, wusch, färbte, frisierte etwas, trocknete. Jimmy hätte sich nicht wiedererkannt, wäre er nicht selbst dabei gewesen. Er gefiel sich zusehends.

Die restlichen Dollars gab er für einen preiswerten Reiseführer aus und es reichte gerade noch für den Kaffee, den er gerade trank.

12 Stephanos hatte zur gleichen Zeit, ohne es selber schon zu wissen, seine Nachmittagsarbeit als Hirte verloren. Wie hätte er auch vom Landungssteg weggehen können? Er hatte sich entscheiden müssen. Da er mit seiner Großmutter weiter in Frieden leben wollte, musste er diesen Ring wiederhaben, den Amerikaner finden, also bleiben: Zumindest bis Mitternacht, wenn das letzte Boot zum Kreuzfahrtschiff hinüberfuhr.

Bis acht Uhr am nächsten Morgen hatte er dann Pause, dann kamen die ersten Boote vom Schiff wieder herüber.

Er würde heute Nacht mit seinen Freunden beraten.

Nur, dass ihm etwas gestohlen worden war.

Von dem Ring würde er schweigen.

13 Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, nippte an seinem Kaffee und dachte nach. Zufällig war er beim Blättern durch den Reiseführer, im Kapitel Geschichte, bei dem Wort ‚Zeus' hängen geblieben.

Er blickte in die untergehende Abendsonne und war erstaunt, beim Zeus!

Mrs. Dartmore aus dem Taxi kannte also offensichtlich diese Geschichten um den griechischen Göttervater, der sich unsichtbar machen konnte oder sich in verschiedener Gestalt, vom Sonnenregen bis zum Stier, erfolgreich den Frauen näherte. Warum nicht auch einer Mrs. Dartmore?

Als allein reisende Dame, attraktive junge Witwe, die alle beobachteten, stand sie ständig unter Kontrolle, und, dessen war er sich nun sicher, sie hatte Lust.

Er sah die Orchideen ihres leichten Sommerkleides vor seinen Augen und rieb sie sich dann, sie saß tatsächlich ein paar Tische weiter. Er musste eine ganze Weile gelesen und nicht aufgeblickt haben, sie zahlte gerade.

Hastig klappte Jimmy Conelly das Buch zusammen, legte die restlichen zwei Dollar auf den Tisch und stand ebenfalls auf.

Er wunderte sich, warum er gerade dachte: Dann soll sie ihrem Zeus begegnen und hatte schon die Ringplatte unsichtbar gedreht. In der Eile vergaß er das Hemd und die zweite Hose, die er auf den Stuhl neben sich gelegt hatte.

Sie ging langsam, flanierte, blickte sich nach rechts und links um, als würde sie etwas suchen. Dann wurden ihre Schritte merklich schneller und Jimmy hatte wieder Mühe, den Fußgängern auszuweichen.

Plötzlich blieb sie stehen, blickte auf den Eingang des Grand-Hotels und ging geradewegs darauf zu.

Der wartende Portier öffnete ihr freundlich die Eingangstür, Jimmy stand draußen.

Wieder eine dieser verdammten Türen!

Und dann noch zusätzlich mit einem Portier als Wachmann.

Also, doch kein Zeus!

Doch da fiel Jimmy etwas ein: Unsichtbare können doch auch..., und schon unterdrückte er einen Schmerzenslaut, rieb sich die aufgeschrundene Wangenhaut, es stimmte also nicht, dass Unsichtbare auch durch Mauern gehen können!

Doch, wie auf ein Zeichen der Götter, fixierte der Portier gerade die geöffnete Tür, damit die Pagen das Dutzend Koffer eines älteren Ehepaares in das Hotel hineintragen konnten.

Da sie mehrmals gehen mussten, hatte er genügend Zwischenraum und stand bereits in der Hotelhalle.

Jimmy Conelly wusste nicht, was ihn antrieb. War es der große Abstand, mit der Mrs. Dartmore einem Pagen folgte, der geräumige Aufzug, in dem auch zehn Menschen Platz gehabt hätten, die Tatsache, dass der Page die Zimmertür aufschloss und aufstehen ließ, damit Mrs. Dartmore hineingehen und sich das Zimmer anschauen konnte?

Sie nickte, der Page war wieder fort, Jimmy war mit ihr im Zimmer und erst als sich die Tür schloss, wurde ihm gegenwärtig, dass es eine Falle war. Solange sie im Zimmer blieb, musste er auch bleiben.

Vielleicht konnte er nachts, wenn sie schlief, unbemerkt die Zimmertür öffnen und sich davonstehlen.

Er entschied sich, abzuwarten.

Seinen Impuls, sich in einen Sessel zu setzen, konnte er gerade noch verhindern – es hätte wieder Eindrücke gegeben. Also setzte er sich auf den Teppich und lehnte sich gegen die Wand.

Mrs. Dartmore telefonierte: „Janine, hier Blue!“

„Nein, ich bin in der Stadt und werde auch hier im Hotel übernachten.“

„Nein, bisher nicht. Es ist zum Verzweifeln, als ob es keine guten Männer mehr gibt.“

„Doch, ein seltsames Erlebnis. Gleich, als ich an Land kam, im Taxi. Ich bin mir absolut sicher, dass da einer neben mir saß.“

„Nein, ich konnte ihn nicht sehen, aber... „

„Nein, ich habe keine Halluzinationen! Schließlich habe ich ihn angefasst!“

Jimmy betrachtete Mrs. Dartmore, oder Blue, wie sie mit Vornamen hieß: Sie saß in einem der Sessel, rauchte eine Zigarette und fuhr sich mit den freien zwei Fingern der Hand nervös durch das lange, dunkle Haar.

Jetzt stellte sie ihre übereinandergeschlagenen Beine nebeneinander auf den Boden und beugte sich nach vorne, den Kopf in die Hand gestützt.

Jimmy saß ihr genau gegenüber, mit den Augen auf ihrer Kniehöhe und versuchte unwillkürlich mit den Augen möglichst weit in den Schatten des Kleides zwischen den offenen Schenkeln einzudringen. Dann schloss er die Augen und lehnte den Kopf gegen die Wand.

„Nein, ich sag’ es dir doch. Nachdem ich geflüstert hatte: ‚Zeus, zeige dich mir!’, da war er fort.“

„Ja, aber auch nein, diese alten Götter scheinen ziemlich verschwitzt zu sein und, du wirst es nicht glauben, das Seltsame war, er trägt eine Brille!“

„Warum lachst du so?“

Jimmy hatte innerlich die Ohren geschlossen.

Er wünschte, durch die Wand gehen zu können, zu verschwinden, als diesem Gespräch der Freundinnen lauschen zu müssen. Auch wenn er es versuchte, er konnte seine Ohren nicht gegen das Mithören verschließen.

„Natürlich! Der konnte das. Und den Göttern wird ein ewiges Leben nachgesagt. Und große Potenz! Ich ruhe mich jetzt etwas aus und dann schaue ich noch in ein paar Bars, vielleicht findet sich ja doch noch etwas."

„Ja. Ich bin der verrückten Meinung. Ich rieche ihn schon wieder, als ob er wieder in meiner Nähe ist."

„Irgendwie habe ich die Vermutung, dass Frauen, die zu lange ohne Mann sind, leicht verschroben werden! Bis dann!"

Blue hatte nervös aufgelacht, drückte die Zigarette aus und warf sich rückwärts auf das Bett.

Jimmy beobachtete, wie sich ihre Brust und ihr Bauch unter dem schnellen Atem hoben und senkten, als sie sich plötzlich aufrichtete, schon neben dem Bett stand, das Sommerkleid herabfallen ließ, ihre Unterwäsche herunterstreifte und sich wieder, nun nackt, auf das Bett legte.

Jimmy sah ihr angespannt zu.

Er musste mehrmals schlucken. Einen so wohlgeformten Körper hatte er bisher nur auf Photographien in Zeitschriften betrachten können. Ihre Haut war gebräunt, bis auf die weißen Streifen um die Brüste und die Hüften bis zu dem Dreieck ihres dunkelhaarigen Vlieses. Sie war also nicht rasiert, wie er es im Playboy manchmal gesehen hatte.

Wieder musste er schlucken. Dabei spürte er, wie sein Blutkreislauf absackte.

Doch die Befreiung von ihren Kleidern hatte Blue nur noch nervöser werden lassen. Sie legte sich auf den Bauch, drehte sich unruhig wieder auf den Rücken, setzte sich aufrecht. „Zeus!"

Jimmy Conelly zuckte zusammen.

„Zeus, verdammt noch mal, ich weiß, dass du hier bist!"

Ihre Stimme schwankte zwischen gebieterisch und lockend: „Wenn du dich nicht schon zeigen willst, dann berühre mich wenigstens, damit ich weiß, dass ich nicht irre werde!"

Damit ließ sie sich wieder in die Kissen zurückfallen und spreizte verheißungsvoll ihre Beine.

Eine geile Frau aus Fleisch und Blut!

Jimmy beendete das trockene Schlucken und richtete sich auf.

Mit wenigen Schritten war er neben ihr, kniete neben dem Bett und strich ihr vorsichtig über die Haut und die Rote-Rosen-Tätowierung.

Mit halb geschlossenen Augen umkreiste er die Rundung ihre Brüste. In seinen Fingerspitzen spürte er ihre Wärme.

Die feinen Haare ihrer Haut richteten sich auf, je weiter seine Hand über den Bauch abwärts streichelte. Das zärtlich, fordernde Spielen seiner Finger in den gekräuselten dunklen Haaren ließ einen Gänsehautschauer über ihren Körpern vibrieren.

„Komm, Zeus! Nimm mich!“, flüsterte Blue hingebungsvoll und rutschte etwas tiefer.

Jimmy zerrte schon an seinem Gürtel, als ihm einfiel, dass seine Kleidung sichtbar werden würde, wenn sie den Boden berührte.

Würde Blue es bemerken?

Hätte Zeus als Göttervater moderne, helle Hosen von der Strange getragen?

Sein Gedanke an Zeus klang zusammen mit einem weiteren: „Zeus, du Zeus!“, von Blue. Ein Zusammenklang, der Jimmy Conelly zur Besinnung kommen ließ. Sie meinte gar nicht ihn, sie wollte Zeus.

Auch wenn Zeus nur ein Symbol für irgendetwas war, sie wollte einfach einen harten Schwanz in sich spüren.

Egal welchen.

Nicht nur, dass er unsichtbar bleiben musste, um Zeus zu bleiben, Jimmy Conelly aus Detroit, Illinois, wollte sie sicherlich nicht sehen. Den hatte sie schon an Bord des Schiffes nicht beachtet.

Melancholisch strich er ihr noch einmal zärtlich über den Venushügel, küsste ihre Vaginallippen, ihren Bauchnabel und stopfte sein Hemd in die

Hose. Dann war er durch die Tür hinaus und schlenderte den Hotelflur hinunter.

Blue hatte nur den Luftzug der Tür gespürt.

Dann wusste sie, sie war wieder allein.

14

Schon auf dem leeren Hotelflur hatte Jimmy die Ringplatte auf sichtbar gedreht. Er verließ das Hotel und wanderte durch das Abendlicht. In der Nähe des Hafens fand er eine Bank, setzte sich und blickte über das Meer.

Was hatte ihm dieser Ring gebracht?

Nicht nur die blauen Flecke, die zerrissene Kleidung und die Schramme auf der Wange. Er war zum Flüchtling geworden, zum Dieb, Zechpreller, Voyeur und beinahe zum anonymen Bedecker.

Nein, er wollte den Menschen in die Augen schauen und auch sie sollten ihn sehen, sie sollten mit ihm reden können. Er wollte um seiner selbst begehrt werden. Nicht als Phantom, als Gott – als Mensch, als er selbst.

Während er nachdachte, drehte er gedankenlos den Ring an seinem Finger.

Ein Betrunkener glaubte an Halluzinationen und nahm sich vor, nicht mehr den billigen Fusel zu trinken.

Schließlich schlief Jimmy unbeachtet ein.

15

Stephanos hatte mit seinen Freunden keine Lösung gefunden. Schließlich hatte er ihnen doch das Geheimnis verraten müssen, damit sie sein Problem verstanden.

Alle hatten gelacht und ihm freundlich auf die Schulter geschlagen. Ob er denn wieder an Bord dieses Schiffes zurückkehren würde, wenn einem die Welt offenstehen würde und man nie mehr für irgendetwas zu bezahlen brauchte! Und alles ohne Verantwortung, ohne Folgen!

Sie hatten ihn allein gelassen.

Er hatte schlecht geschlafen. In den Träumen sah er immer das Gesicht seiner Großmutter, die ihn traurig anschaute und kein Wort sagte.

Nun stand er wieder an diesem Landungssteg. Was sollte er anderes tun als warten?

Die Zeit verging. Müde und gleichgültig betrachtete er die Passagiere, die an Land kamen, an Bord gingen.

Dort, die Lady, in dem Orchideenkleid, die hatte er gestern bereits gesehen. Sie war in ein Taxi gestiegen, jetzt kam sie mit einem Taxi zurück.

Von der Seite kam ein Mann, den er noch nicht gesehen hatte: Weiße sportliche Hose, weißes Hemd, schwarzes Haar, Brille.

Die Schlange der wartenden Passagiere stand direkt neben ihm.

Die Angelandeten kamen, die Wartenden rückten schrittweise vorwärts.

Plötzlich fühlte Stephanos, wie etwas in seine Hand gedrückt wurde. Irritiert wollte er es fallen lassen, doch im letzten Augenblick erkannte er den Ring.

Woher kam der Ring? Hilfesuchend musterte er die Passagiere, die an ihm vorbeigeschlendert waren: Der Blonde, der vor ihm stand, der Schwarzhaarige mit der Brille vor ihm, der Rothaarige dahinter? War es nicht egal? Es war Großmutters Ring. Stephanos erkannte die kleinen Schrammen genau wieder. Er dankte den Göttern.

16

Blue hatte nicht geschlafen. Sie hatte auch nicht die Bars besucht. Und nun wieder, sie konnte ihn riechen. Sie ließ den Blonden an sich vorbei und dann stand dieser Schwarzhaarige neben ihr. Er war es.

Die sportliche, helle, lässig zerknitterte Kleidung, nicht schlank, nicht dick, daran ließe sich noch arbeiten. Dann diese schwarzen Haare und diese verwegene Schramme auf der Wange und, sie seufzte, diese intellektuelle Brille mit den freundlichen Augen dahinter, als würde er sich verstecken, und entschlossen streckte sie ihm ihre Hand entgegen: „Blue Dartmore!“

„Jim Conelly!“

„Sie sind auch Passagier auf dem Schiff?“

„Ja. Seit Genua.“

„Haben Sie schon gefrühstückt?“

„Nein.“

„Dann lassen Sie es uns zusammen tun!“

Ohne weiteres hatte sich Blue untergehakt. Ja, sie wollte mit ihm frühstücken und nicht nur das.

Sie war sich sicher, er war der Mann ihrer Träume.

Und sie würde ihn auch nicht mehr ‚Zeus’ nennen.

Jim Conelly drückte fest gegen den Arm von Blue und spürte wieder die Haut und die Brust, die er bereits intimer gesehen und lustvoll berührt hatte. Er lächelte, als er daran dachte, bald wieder die Rose zu berühren.

Es war gut so.

Bereits als er morgens aufgewacht war, hatte er über alles nachgedacht und sich entschieden. Er würde seinen Eltern schreiben, sie sollten ihn bitte, gefälligst, in Ruhe lassen, und, fügte er hinzu, er würde auch nicht mehr am Sonntag in der Kirche predigen – er hatte jetzt und in Zukunft Besseres zu tun. □

Cindy, oh Cindy!

Wenn man mit dem Auto zur Arbeit fährt, kommt man nicht auf so krause Gedanken, wie an den Tagen, wenn man die U-Bahn benutzt und jeden Morgen, jeden Abend an den Kiosken vorbeikommt, an denen in langen Reihen die Zeitschriften und Magazine aushängen: ein Busen neben dem anderen, dazwischen Bilder gespreizter Schenkel, die auch den treuesten Mann abschweifen lassen können. Also, lassen wir ihn einmal schweifen und sehen, was passiert.

1 Christopher döste noch etwas vor sich hin. Es war Montagmorgen. Er war früher aufgewacht als sonst. Mit geschlossenen Augen dachte er, der Anfang der Arbeitswoche könne noch warten. Ein Blick auf den Wecker, er hatte noch eine Stunde Zeit zum Aufstehen.

Gab es irgendeinen Grund, früher aufzuwachen? Er wusste es nicht. Alles war normal, geregelt. Das Wochenende mit Helga war gewesen, wie üblich. Sonntag tagsüber auf dem Balkon gesessen, abends noch Fernsehen. Ein normaler, träger Sonntag. Nach fünfzehn Jahren Ehe hatte sich eine Routine zwischen ihnen entwickelt, die ihn zufrieden machte, keine unnötigen Aufregungen, aber, das fragte er sich gerade, irgendetwas schien ihm zu fehlen.

Helga war eine gute Frau. Sicherlich. Aber wie hatte Udo Lindenberg einmal gesungen: „Ich möcht' noch mal den Amazonas runter fahren mit 'ner Indianerbraut, ich möcht' noch einmal mit den Kumpeln...", Christopher öffnete die Augen. Seine Helga hatte sich unter der Bettdecke gedreht, ihn aus seinen Gedanken gerissen.

Er betrachte ihren blonden Lockenkopf. Dann stutze er. Lockenkopf? Blond? Christopher kniff die Augen zusammen, schlagartig erhöhte sich sein Puls, sein Atem ging schneller und im Anflug einer Panik versuchte er sich zu erinnern, war gestern Abend noch irgendetwas? War er noch unterwegs gewesen? Nein! Hatte er Zigaretten geholt, jemanden getroffen? Nein! Während des Fernsehens waren ihre Nachbarn auf ein Bier rüber gekommen, waren dann wieder gegangen, oder sollten sie geblieben sein?

Maria, Nachbarin, brünett, aufregend, hatte ihn schon manchmal, so meinte er, so angesehen, er dachte, es könnte ja mal sein, aber, er würde, er könnte, er öffnete wieder langsam die Augen, blickte gegen die Decke des Schlafzimmers: Eindeutig die Tapeten, die Lampe, die er seit Jahren jeden Morgen erblickte. Er war also zu Hause.

Und wenn sie geblieben waren, dann lag nur die Maria neben ihm. Wo waren dann der Nachbar und Helga? In der Nachbarswohnung? Nein, das konnte nicht sein.

Langsam drehte er den Kopf. Da lag keine Frau mit blondem Lockenkopf neben ihm. Die Haare waren unmissverständlich brünett, glatt, also doch die Nachbarin? Aber wie sollte?

Helga hatte gesagt, dass sie ihre Naturkrause glätten lassen wollte. Sonntags Nacht hatte kein Frisör geöffnet, wie sollte sie? Sie war vor ihm eingeschlafen. Also doch Maria? Aber wo war dann seine Helga?

Empfindungen seiner rechten Hand auf Helgas Hüfte. Helgas Hüfte? Seine Hand schickte gerade eine andere Information ins Gehirn. Das war nicht Helgas Hüfte, das war...? Oh Mann, er war Helga seit fünfzehn Jahren treu gewesen! Nun das.

Die Frau neben ihm drehte sich wieder im Schlaf, wandte sich zu ihm, das Gesicht! Der Schönheitsfleck oberhalb des linken Mundwinkels! Das ist doch... Er suchte verzweifelt in seinem Hirn nach dem Namen. Also, das war eindeutig, Maria von nebenan war es nicht. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Aber, sein Kreislauf kam wieder auf Touren, wenn sie nicht, das hätte er ja noch verstanden, wer war es dann? Weiter kam er nicht. Schlagartig wurde ihm bewusst, wer da neben ihm lag: Cindy Crawford.

Seine Hände hatten sich ohne sein Tun schon selbständig gemacht, tasteten unter der Bettdecke. Oh, Mann! Oh, Frau! Was für eine Figur! Genießerisch schloss er die Augen, sich ganz den Erkundungen seiner Hände zu überlassen.

Unwillkürlich kicherte er entspannt, was für ein realistischer Traum. Das erklärte ihm auch seinen Morgenständer, den er wohlig spürte. Er ließ seinen Empfindungen und seinen Bewegungen den Raum, den sie wollten.

Helga wurde langsam wach. Mit Wohlbehagen spürte sie Christophers Hände über ihre Haut gleiten, an ihren Lieblingsstellen zärtlich verweilen.

Oh, Christopher, wie schön, mach weiter, dachte sie, ging auf seine Bewegungen ein.

Sie war auf ihn geglitten, sah ihm in die Augen. Ihr gemeinsamer Rhythmus war genussvolles Ergebnis jahrelanger vertrauter Intimität. Christopher blickte verträumt. Ein zweiter Frühling, dachte Helga, ihr Stoffel stöhnte leise: „Oh, Cindy!“

Helga erstarrte. Sie glaubte, nicht richtig gehört zu haben, wurde schlagartig hellwach. Ihre Bewegungen endeten abrupt.

Stoffel lag in den Kissen, blickte sie verträumt an: „Oh, Cindy, what's wrong? Why do you stop?“

Blitzartig war sie von Christopher runter, hüllte sich in die Bettdecke. „Sag ’mal, was glaubst du eigentlich, mit wem du vögelst?“

Christopher hatte Orientierungsschwierigkeiten. „Oh, Cindy, why you are so... ordinär... what happens?“

„Was passiert ist?“ Sie schüttelte ihren Mann an den Schultern. „Stoffel! Wach auf, verdammt noch mal!“

Befehlsgemäß öffnete er die Augen, blickte sie an: „Aber, Cindy, du sprichst ja deutsch!“

„Was soll ich denn sonst sprechen? Chinesisch?“

„Nein, nicht doch, aber, Cindy, ich dachte, du kannst nur englisch.“

„Christopher! Hör auf, mich andauernd ‚Cindy’ zu nennen.“

„Wie möchtest du denn sonst genannt werden? Ist Cindy nur dein Künstlername?“

„Wie bitte? Ich heiße immer noch Helga!“ Ihre Stimme hatte einen warnenden Unterton.

„Helga?“ Christopher riss die Augen auf, fing laut an zu lachen: „Helga? Is’ ja irre, dann heißt du ja wie meine Frau!“

Helga, die gerade ansetzen wollte, ihm zu erklären, dass sie tatsächlich seine Frau sei, wurde es unheimlich.

Ihr Stoffel gluckste vor sich hin. Zwischen dem Luftholen jappste er: „Helga? Is' ja irre!" Dabei schien er wieder einzuschlafen.

2

In aufsteigender Panik überlegte Helga, was sie tun könnte. Stoffel war offensichtlich verrückt geworden. Noch schien er harmlos zu sein, aber wenn er wirklich durchdrehte, dann brauchte sie Hilfe!

Maria, Nachbarin und Freundin, hilf mir! Hastig warf sie sich ein buntes Tuch über den nackten Körper, war zur Wohnungstür hinaus und klingelte an der gegenüberliegenden Tür.

Das Türblatt hatte sich noch nicht weit geöffnet, als sie schon los sprudelte: „Maria, du musst mir hel..." Ihre Stimme erstarb.

Die Tür war nun ganz geöffnet, Helga blickte verstummt auf die Frau, die ihr gegenüberstand, blickte hastig auf das Türschild, fing an zu stottern. „Entschuldigen Sie bitte, ich wollte eigentlich Maria Burmeister sprechen. Ich wusste nicht, dass sie Besuch hat. Könnten Sie vielleicht, bitte,...."

Die Frau im Türrahmen, sowieso leicht irritiert über die frühe Störung, unterbrach Helga. Was wollte diese fremde Frau in dieser seltsamen bunten Decke?

„Ich weiß nicht, wer *Sie* sind, aber *ich*, ich bin Maria Burmeister."

„Sie sind *wer*?"

„Maria Burmeister!"

„Aber", Helga suchte nach Worten, „Sie sehen nicht so aus!"

Maria wurde es nun zu bunt. Wenn sie etwas nicht vertragen konnte, dann war es, wenn jemand über ihr Aussehen sprach. Und dann noch vor dem Aufstehen!

Spitz kam die Gegenfrage. „Bitte, wie sehe ich denn aus?"

„Wie, wie..." Helga suchte verzweifelt nach dem Namen. Sie hatte diese Frau schon gesehen. Nein, nicht tatsächlich, aber auf Bildern, auf vielen Bildern, auf den Titelseiten von Illustrierten, auf den Modeseiten, im Fernsehen: „Wie... Claudia Schiffer!"

Ihre Nachbarin lachte amüsiert: „Na, schön wär's ja. Aber so sehe ich leider nicht aus!“ Sie stutzte, blickte Helga an. „Warten Sie mal, ich hab' Sie doch auch schon 'mal irgendwo gesehen. Sie kommen mir bekannt vor.“ Nachdenklich betrachtete sie ihre Nachbarin. „Jetzt weiß ich's! Cindy Crawford!“

„Nein!“ Helga verstand die Welt nicht.

Maria entspannte sich. „Nun gut, wenn Sie in Schwierigkeiten sind, unerkannt bleiben wollen, lassen wir es ohne Namen.“ Sie blickte auf die verlorene Gestalt in dem bunten Wickeltuch vor sich. „Kommen Sie herein. Wir brauchen nicht zwischen Tür und Angel zu stehen. Ich wollte sowieso gleich Kaffee kochen.“

Helga war froh, die Wohnung betreten zu können. Sie war verwirrt. Erst ihr Stoffel und nun auch diese Frau, die sie mit ‚Cindy‘ ansprach? War denn die ganze Welt verrückt geworden? Nun, sie hatte sich immer gewünscht, wie Cindy Crawford auszusehen, die Traumfrau von Stoffel war es ja auch, aber wie kann...? Eine andere Frage drängte sich dazwischen: Wie kommt eigentlich Claudia Schiffer in diese Nachbarwohnung? Wo war Maria? Wie nebenbei hörte sie das: „Gehen wir doch in die Küche“.

Die Aufregung hatte ihr auf die Blase geschlagen. „Entschuldigung, ich muss noch erst aufs Klo.“

„Hier hinten, die zweite Tür!“

Mit einem: „Ja, danke, ich weiß Bescheid“, war Helga bereits verschwunden.

Maria stand in der Küche, hatte die Kaffeemaschine in Gang gesetzt, stellte gerade zwei Tassen auf den Tisch, verwundert, dass sich Cindy Crawford in ihrer Wohnung auskannte, als sie die Frau im Türrahmen erblickte, kreidebleich, leicht schwankend, sich festhaltend.

„Ist Ihnen nicht gut?“

„Komm!“ Der Atem schien Helga kaum auszureichen, die Worte hervorzustoßen. „Komm bitte mit, Maria!“ Sie schrie das ‚Maria' und war schon wieder im Badezimmer verschwunden.

Verwundert folgte Maria Cindy Crawford ins Bad und sah sie dort in den Spiegel starren.

Als Helga Claudia Schiffer kommen hörte, drehte sie sich zu ihr, ging ihr entgegen, legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Maria“, flüsterte sie, „du musst jetzt ganz tapfer sein“, und schob sie behutsam vor den großen Spiegel.

Beide Frauen starrten in den Spiegel. Kein Wort. Atemlos versuchten sie zu verstehen, was sie beide sahen.

Ohne den Blick zu wenden, öffnete Maria den Wasserhahn, bückte sich schnell aus dem Spiegelbild heraus und begann, wild ihr Gesicht zu waschen.

Für sich gelassen, hatte Helga sich aus der Erstarrung gelöst, war erschöpft auf die Klobrille gesunken. Wie geistesabwesend sah sie die sich rubbelnde Nachbarin. Allmählich dämmerte es ihr. Es dämmerte ihr, was passiert war.

„Maria!“ Sie legte ihre Hand auf den Rücken der Nachbarin, der Freundin. „Maria! Lass' es gut sein. Du kannst es nicht abwaschen!“

Sie wurde nicht gehört. Nach kurzem Zögern drehte Helga den Wasserhahn zu.

In die Stille hinein flüsterte sie beschwörend: „Maria, ich bin es, deine Freundin Helga! Deine Nachbarin! Und du, du bist Maria!“ Sie lachte: „Auch wenn es nicht so aussieht!“

Maria hatte wieder das Wasser aufgedreht, wusch sich mit langsamen Bewegungen die restliche Seife aus dem Gesicht, so, als brauchte sie Zeit zum Nachdenken. Schließlich griff sie ein Handtuch, sich das Gesicht abzutrocknen, verhielt in der Bewegung.

Aus dem Handtuch heraus hörte Helga ihre Stimme: „Du meinst, ich wollte immer gerne so aussehen, wie Claudia Schiffer, und nun“, sie kicherte, ließ das Handtuch sinken, blickte ihre Freundin Helga an, „du wolltest auch immer so aussehen“, sie stutzte, kicherte: „wie du nun aussiehst.“

Beide mussten lachen. Helga fing an, wie befreit zu erzählen:

„Weißt du, heute morgen, da hatten Stoffel und ich eine schöne Morgenliebe begonnen, da nennt er mich doch...“ Unter Erzählen, Fragen, Lachen

waren sie zur Küche gegangen, endlich in Ruhe den Morgenkaffee zu trinken.

3 Verwundert hatten sich die beiden Freundinnen immer wieder angesehen, ihre gewohnte Vertrautheit wieder zu finden. Ihr Äußeres hatte sich zwar geändert, doch sie spürten, dass sie im Inneren sie selbst geblieben waren. Sie sprachen kaum, hingen ihren Gedanken nach, als Helga plötzlich ihre Freundin kritisch ansah: „Also, Maria, wenn ich nicht wüsste, dass du dich heute morgen noch nicht geschminkt hast, sogar das Gesicht kräftig abgewaschen hast..."

„Sicher, aber was wundert dich?"

Helga betrachtete ihre Freundin sorgfältig. „Also, Claudia Schiffer soll zwei Stunden für die Schminke brauchen, damit sie so aussieht, wie Claudia Schiffer eben aussieht." Ein prüfender Blick. „Du siehst jetzt schon so aus. Gut, ein paar kleine Striche vielleicht. Aber das ist in zwei Minuten gemacht!"

„Das wird der Haushaltskasse gut tun!"

„Was wird der Haushaltskasse gut tun?" Helga verstand nicht.

„Ich habe bisher monatlich etwa dreihundert Mark für Kosmetik ausgegeben! Mein Francois guckt doch immer so auf die Titelbilder. Der Konkurrenz wollte ich schon standhalten. Tra-ram! Das kann ich mir jetzt sparen!"

Helga stutzte: „Sag mal, hat dich dein Mann eigentlich heute morgen schon gesehen?"

„Nein. Du hast mich mit deinem Klingeln geweckt. Er schläft noch."

„Was meinst du", Helga blinzelte ihre Freundin verschwörerisch an, „willst du ihn nicht überraschen?"

„Du meinst, mit seiner Traumfrau?" Maria blickte in die Morgensonne. „Du meinst, das könnte ihn vielleicht motivieren?" Sie blickt auf die Küchenuhr, zählt kurz und mit einem: „Zeit wäre ja noch", ist sie aus der Küche verschwunden.

Helga nippt am Kaffee. Nach kurzem Nachsinnen steht sie entschlossen auf, strafft das bunte Tuch, streicht prüfend über ihre noch ungewohnten Formen.

„Der Stoffel soll seine ‚Cindy' ruhig haben. Soll er die Illusion erleben, solange ich schließlich ich selber bin."

Auch ihr Blick geht zur Uhr. Sie schmunzelt vor sich hin: „Vielleicht können wir da weitermachen, wo es vorhin so abrupt aufgehört hat."

Leise zieht sie die Tür ins Schloss, Maria und Francois nicht zu stören, stellt erleichtert fest, dass ihre Wohnungstür immer noch angelehnt offen ist. Klingeln wäre jetzt unpassend.

Leise betritt sie das Schlafzimmer. Stoffel war tatsächlich wieder eingeschlafen. Sie lässt das bunte Tuch von den Schultern gleiten, öffnet die große Schranktür, betrachtet mit Wohlgefallen ihren neuen Körper im Spiegel.

„Also, ich kann Stoffel ja schon verstehen. Ich gefalle mir so auch besser." Und mit einem leisen: „Nutzen wir die Gunst der Stunde", ist sie unter der Bettdecke verschwunden.

Ihr Streicheln bringt Christopher schnell auf die Schwelle des Wachseins und gerne träumt er seinen unterbrochenen Tagtraum weiter.

Helga ist glücklich. Ihr leises: „Mach's noch einmal, Stoffel!", lässt ihn längst vergangen geglaubte Fähigkeiten wieder neu entdecken.

Ermattet liegen sie schließlich nebeneinander gekuschelt. Helga erfrischt, munter, sie weiß, nun kommt die Stunde der Wahrheit für ihren müden, lieben Stoffel.

„Stoffel?"

Ein verschlafenes, zärtliches „Ja" ist die Reaktion.

„Stoffel? Bist du schon wach?"

„Nein."

„Christopher!" Helga wählt einen ernsthaften Ton: „Ich muss dir etwas gestehen!"

„Ja?" Seine Stimme klingt plötzlich glockenwach.

Sie ist entschlossen geradeaus: „Ich bin Helga."

„Ja, weiß ich, hast du schon einmal gesagt. Ich glaub's dir ja."

„Nein, Stoffel, du verstehst mich nicht. Ich bin *deine* Helga."

Christopher sitzt körperdrehend kerzengerade im Bett. „Willst du mir damit etwas Bestimmtes sagen?"

„Ach, Stoffel-Bär, heute Nacht muss etwas passiert sein. Äußerlich sehe ich so aus wie Cindy Crawford, aber innerlich.., weißt du, irgendwie haben wir uns das doch beide immer gewünscht."

Kritische Blicke mustern sie von der Seite.

„Und weißt du, das ist nicht nur mir, das heißt uns, passiert, weißt du, auch die Maria hat sich verwandelt," Helga muss in der Erinnerung verhalten kichern: „Sie sieht jetzt aus, wie..."

„Claudia Schiffer" ist seine trockene Unterbrechung.

„Woher weißt du?"

Christopher hat den Finger an die Nase gelegt. „Wenn die Logik die gleiche ist wie bei dir, dann hat sich Maria, die immer wie Claudia Schiffer aussehen wollte, auch in sie verwandelt." Nach einer grinsenden Pause setzt er nach: „Ich habe ja von Anfang an gesagt, dass dieses Haus eine besondere Lage hat. Muss wohl ein besonderer Astralwinkel sein."

Er blickt seine Frau nachdenklich an. „Bist du glücklich?"

Helga muss lachen. „Das kann ich dir noch nicht sagen. Aber...", sie betrachtet ihren Körper, „gefallen tut es mir schon."

Ein heftiges Klingeln an der Wohnungstür zerstört ihre Intimität.

Stoffel ist gleich aus dem Bett. „Lass gut sein, ich schau schon nach, wer da Sturm klingelt."

Er hat kaum die Tür etwas geöffnet, da wird von außen dagegen gedrückt. Sein Nachbar Francois steht schwer atmend im Rahmen, seufzt erleichtert auf. Er ist nackt. Außer Atem.

„Was'n Glück, dass du noch da bist, Stoffel! Du musst mir helfen!"

„Brennt's?", ist Christophers uninteressierte Frage.

„Brennen? Dann wäre ja noch alles in Ordnung. Viel schlimmer! Mord und Totschlag! Ist Helga auch noch da?“

Ein breites Grinsen steht Christopher wie gezaubert im Gesicht. Er ahnt, worum es geht. Schließlich kennt er Maria, kennt Francois. „Doch, die ist noch da.“ In die Wohnung hinein: „Helga, kommst du mal bitte.“

Helga erscheint. Francois verschlägt es die Sprache. „Aber das ist doch nicht etwa...“. Das Erstaunen lässt ihn seine Nacktheit vergessen.

„Doch, ist.“ Er zieht seinen Nachbarn in die Tür hinein, wendet sich an seine Frau. „Ich glaub’, du solltest mal nach Maria schauen“. Mit einem leichten Kopfnicken weist er wortlos auf die gegenüberliegende offene Wohnungstür.

Helga betrachtet interessiert den nackten Nachbarn – sie hatte nicht gewusst, dass er so kräftig gebaut war – horcht auf die laute Stimme Marias, die deutlich bis ins Treppenhaus zu hören ist: „Du mieser Typ! Du Querfeldeinficker! Ich hab es ja gewusst, dass du mich betrügst! Du und Treue! Wenn ich dich erwische...“.

Helga zieht die Augenbrauen hoch. „Stoffel, gib Franzl mal einen Bademantel.“ Mit einem: „Ich glaube, da ist wirklich was zu klären“, ist sie in der Nachbarwohnung verschwunden.

Francois steht noch wie zur Salzsäule erstarrt. „Wer..., wer war das?“

Ein freundschaftlicher Knuff ist die Antwort. „Das ist Helga. Um es genauer zu sagen, die neue Helga.“ Stoffel grinst: „Die Schlafgeborene!“ Er zieht seinen Nachbarn ganz in die Wohnung. „Los, komm, ich werd’ versuchen, dir die Geschichte zu erzählen.“

Helga braucht nicht lange zu suchen, woher die Stimme ihrer Freundin kommt. Offensichtlich hat ihr Mann sie im Schlafzimmer eingeschlossen. Sie wunderte sich, dass die so ruhige und kultivierte Maria derartige Wörter kannte, war versucht, neugierig noch etwas zuzuhören, doch dann klopfte sie leise gegen die Tür. Ein Hämmern antwortet ihr.

„Lass’ mich hier raus und ich reiß dir die Eier...“.

„Maria! Ich bin es, Helga.“ Stille. „Wenn du dich etwas beruhigt hast, schließe ich auf.“

Sie horcht nach innen. Keine Reaktion.

„Und Francois ist drüben bei Christopher."

Stille. Dann: „Gut, mach auf. Ich bin ja schon ruhig."

Zornesrot, mit hektischen Flecken im Gesicht, steht Maria halbnackt im Zimmer: Im Augenblick sieht sie nicht so aus, wie sie eigentlich aussieht – zumindest hat Helga bisher noch nie solche Bilder von Claudia Schiffer gesehen.

„Helga, ich hab's gewusst. Er betrügt mich!"

„Komm, Maria," Helga versucht beruhigend auf ihre Freundin einzureden: „Erzähl doch erst einmal, was passiert ist."

Erschöpft lässt sich Maria auf das große Bett fallen, streicht ihre blonden Haare aus der Stirn.

„Es hat eigentlich schön angefangen. Ich habe ihn zärtlich geweckt, er ging sofort darauf ein. Doch als er zu mir kam, liebevoll ‚Claudia' flüsterte, da ist mir plötzlich klar geworden, dass er gar nicht mich meinte." Sie musste Luft holen. „Er hat mit der verdammten Claudia Schiffer gevögelt, nicht mit mir."

Helga musste amüsiert lächeln. „Aber wir wollten doch unseren Männern ihre Traumfrau gönnen. Wir sind doch bei uns selbst geblieben. Wolltest du es nicht so?"

Zornig warf Maria die blonden Haare in den Nacken. „Nein, so nicht."

„Was hast du denn erwartet".

„Er hätte mich erkennen müssen! Und das hat er nicht getan!"

„Und was hätte er deiner Meinung nach tun sollen, als er...", Helga schaute ihre Freundin fragend an, „als er dich nicht erkannte?"

Hilflos zuckt sie mit den Schultern. „Irgendetwas sagen sollen, wie..., wie...: ‚Liebe Frau Schiffer, Sie haben sich wohl im Bett geirrt'."

„Und?"

„Es war so schön,... er hatte einen harten Steifen wie selten,... und, er war so zärtlich und einfühlsam, so eindringlich..."

„Und?“

„Er hat es nicht mit mir getan!“ Die ganze Wut brach wieder aus Maria heraus.

Sorgenvoll betrachtete Helga ihre Freundin. „Ich glaub’, das dauert etwas länger, bis wir das geklärt haben.“ Sie blickte sich um. „Gib’ mir mal die Sachen, die Francois heute anziehen wollte. Ich bring sie ihm rüber. Wir beide fahren dann zusammen zur Arbeit. Francois fährt heute mit Christopher.“

4

Francois hatte sich wieder beruhigt. Auch sein „Weißt du, Stoffel, da ahnt man nichts Böses, endlich hat man seine Traumfrau vor der Flinte, aus ist der Traum!“, war schließlich verstummt.

Er und Christopher waren, nach Absprache mit Helga, schnell aus dem Haus gegangen, fuhren langsam Richtung Büro.

Sie waren still geworden, offensichtlich am Zählen.

„Bei mir achtundneunzig, bei dir? Bei hundert hör’ ich auf.“

„Bei mir sind’s schon einhundertzwei. Gut, lass’ uns aufhören.“

Nach ihrer ersten Verwunderung im Treppenhaus, als sie der Nachbarin, die ein Stockwerk tiefer wohnte, begegnet waren, hatten sie sich auf der Straße abgesprochen, zu zählen.

Christopher, so war ihre Aufteilung, zählt die Cindy Crawfords, Francois die Claudia Schifferschen.

„Mann, Stoffel, das sind so viele, da hat Zählen keinen Sinn.“

Christopher kratzt sich an der Schläfe. „Hast ja recht. Vielleicht sollten wir versuchen abzuschätzen, welche Quote sie erreichen.“

Zwei Kilometer weiter unterbrach Christopher schließlich ihre stille Feldforschung. „Nun, was meinst du?“

Francois blinzelte, als würde er alles Gesehene und Gezählte noch einmal an seinem inneren Augen vorbeirattern lassen, räusperte sich und flüsterte mit leicht bedrückter Stimme: „Du wirst es nicht glauben, aber ich komme auf etwa ein Drittel.“

„Natürlich glaube ich dir! Meine Schätzung entspricht der gleichen Quote. Auch etwa ein Drittel sind zu Cindy Crawford geworden.“ Er blickte zu seinem Nachbarn hinüber. „Zusammen mit deinem Drittel Claudias sind das immerhin zwei Drittel der Frauen, die sich umgewandelt haben.“

Schweigsam fuhren sie weiter. Sie, die noch vor einer halben Stunde meinten, sie hätten das Besondere erlebt, hätten das einzigartige Glück zu Hause, zumindest für Christopher hatte es so ausgesehen, waren nun sichtlich verwirrt.

In der Tiefgarage verabschiedeten sie sich.

„Weißt du...?“ „Nein, ich weiß auch nicht.“

Sie wussten nicht weiter.

„Lass’ uns in der Mittagspause zusammen essen gehen?“

„Ja, gerne, um eins beim kleinen Chinesen?“

„In Ordnung. Bis um eins.“

5

Christopher arbeitete zwei Straßen weiter für eine Versicherung. Obwohl er ahnte, was ihn erwartete, als er das Großraumbüro betrat, war er doch irritiert, so viele Top-Modelle als Kolleginnen zu sehen.

Sein Blick glitt durch den Raum. Teilweise hatten sich kleine Gruppen gebildet. Er grüßte die männlichen Kollegen wie jeden Morgen, bei den weiblichen hielt er sich zurück.

War die niedliche Müllerin tatsächlich ihr eigenes Äußeres oder war es eine Kollegin, die sich immer gewünscht hatte, so niedlich wie die Müllerin auszusehen, sich nun auch gewandelt hatte, und die niedliche Müllerin, die eigentlich immer so aussehen wollte, wie... Er hielt sich lieber bedeckt. Ein falscher Name, es wäre kaum wieder gutzumachen. Als Fluchtpunkt und Schutzraum steuerte er zielstrebig seinen Schreibtisch an.

Ihm gegenüber, wie immer grüßte er halb automatisch, ohne genau hinzusehen: „Guten Morgen, Melanie.“

Der Unterton des Antwortgrußes: „Guten Morgen, Chris“, ließ ihn aufblicken. So hatte er im Kollegenkreis noch niemanden das ‚Christopher’

sagen hören. Er blickte seine Kollegin an: „Aha, auch eine Claudia Schiffer“, dachte er.

„Guten Morgen, Christopher“, wiederholte sie auf seinen Blick hin. Leise setzte sie nach, vor Aufregung rote Wangen: „Ich wusste, dass du mich erkennen würdest.“

Ach herrje! Sollte er ihr sagen, dass er nicht erwartet hätte, dass jemand anderes als sie, Melanie, an dem gegenüberliegenden Schreibtisch Platz nehmen würde? Vielleicht wäre das eine Chance, ihren beharrlichen Müsli-Attacken und ihren mittagspäuslichen wohlmeinenden Gesundheitsratschlägen endlich ein Ende zu setzen? Sie strahlte so herzlich, er verzichtete darauf, sie zu brüskieren.

„Weißt du, Chris, nicht einmal mein Mann hat mich heute Morgen erkannt.“ Sie kicherte, beugte sich halb aufgerichtet zu ihm hinüber: „Er hatte sogar richtig Angst vor mir.“

Christopher zwang sich, nicht zu glotzen, als sie ihm ihren Ausschnitt so freigiebig darbot, sein Blick die Veränderung des Stoffes ihrer Bluse erfasste, der sich unter dem Druck ihrer prallen Brüste, in der Vorwärtsbeugung, sichtlich spannte. Melanie, die ehemals Kleinbusige, die Zartknospige, Zierliche! Und dann dieser leichte Schmollmund. Er konnte ihren Mann gut verstehen, der sich offensichtlich nicht mehr sicher war, ob er ihrem möglichen Anspruch noch gewachsen war.

Christopher schluckte, blickte ihr in die Augen. „Melanie, tust du mir bitte einen großen Gefallen?“

Ein warmes, sympathisches Lächeln und ein: „Sicher, Chris!“, war die betörende Antwort.

„Setz dich wieder auf deinen Stuhl.“

Melanie Schiffer schmollte.

Der große Raum war eine Modenschau. Lauter Top-Modelle in verschiedensten Bekleidungen. Das Irritierende, das es immer die beiden gleichen waren, konnte man ausblenden, wenn man sich auf jeweils eine nach der anderen konzentrierte, wie in einem Zeitraffer die verschiedenen Gesichter von Cindy Crawford und Claudia Schiffer sah. Die Cindy-Variationen waren geringer vorhanden, die Claudias variierten deutlich

stärker von naiv-deutsch-bayerisch über frisch-blond-sexy bis zu Schmollmund-lasziv-verrucht, aber immer die gleichen dünnen Arme, die gleichen großen Brüste.

Überhaupt, die gleiche Figur. Da alle umgewandelten Kolleginnen ursprünglich eine andere hatten, passten die wenigsten Kleider. Am ehesten ging es noch bei den früher fülligeren Kolleginnen. Bei denen, die früher magerer oder graziler gewesen waren und die sich in ihre gewohnten Kleider gezwängt hatten, wurden verlockende bis beängstigende Spannungen sichtbar.

An Arbeit war heute nicht mehr zu denken. Unter allen möglichen Begründungen, fadenscheinigen Vorwänden, waren die Kolleginnen und Kollegen auf Identitätssuche.

Christopher hatte sich entschieden, die Cindys und Claudias auf später zu verschieben. Er versuchte ein anderes Problem zu lösen und pirschte sich an die niedliche Müllerin heran.

„Guten Morgen,..." den Namen sparte er wohlweislich aus, das wollte er ja klären.

„Guten Morgen, Christopher!", antwortete sie ihm fröhlich. Als sie seinen prüfenden Blick bemerkte, fuhr sie unbeschwert fort: „Ich bin es selbst. Nicht eine dieser Modellkühe!"

Christopher war es froh. Er streckte ihr die Hand entgegen, die sie annahm, strahlte sie an: „Gottlob, Erika, du bist die gleiche geblieben!"

„Was hast du denn gedacht?"

„Also", Christopher wurde verlegen. „Du siehst so niedlich aus, dass es doch hätte möglich sein können, dass eine andere, die gerne so aussehen würde wie du, sich in dein Äußeres verwandelt hätte, und du, weil du so aussehen wolltest," er wies mit dem Daumen in den Raum hinein, „so aussehen würdest, wie eine von den beiden da."

„Danke für das Kompliment. Und...," sie blickte Christopher freundlich interessiert an, „ich wusste ja noch gar nicht, dass du mich niedlich findest."

Christopher fuhr sich durch das Haar und hatte das dringende Bedürfnis, seine Krawatte zu lockern

6 Glücklicherweise klang die Stimme des Abteilungsleiters lautstark durch den großen Raum und löste die Situation: „Meine Damen und Herren, darf ich Sie alle bitten, hier in den vorderen Bereich zu mir zu kommen!“

Alle machten sich auf den Weg, gespannt, was kommen würde.

Ihr Chef hatte sich einen Stuhl herangezogen, war darauf gestiegen, um von allen gesehen werden zu können, selbst alle zu sehen. Langsam glitt sein Blick speziell über die Damen. Er schien allen interessierter als gewöhnlich zu sein. Gespannte Stille trat ein.

„Meine Damen und Herren,“ dabei machte er eine galante Verbeugung, „eigentlich ja eher, meine Damen, aber...“ er räusperte sich: „Es betrifft auch die anwesenden Herren.“ Sein Blick glitt wieder über die Anwesenden, dann nestelte er, ohne es selber zu bemerken, an seinem Reißverschluss, fasste sich dann: „Aus noch unerklärlicher Ursache ist heute morgen ein Phänomen aufgetreten, dem auch wir uns in der Firma stellen müssen. Etwa zwei Drittel unserer Kolleginnen hat eine von zwei äußeren Erscheinungsformen angenommen, so dass sie für die Kollegen nicht mehr zu unterscheiden sind.“

Aus dem einsetzenden Geraune waren Kommentare zu unterscheiden: „Ist das nicht toll, lauter Sexbomben!“, „Das ist eine Störung des Arbeitsfriedens!“, „Haha, das raubt dir wohl den Büroschlaf!“, bis der Abteilungsleiter sich wieder Ruhe verschaffte.

„Im Interesse eines geordneten Geschäftsbetriebes hat die Geschäftsleitung soeben beschlossen, dass alle Kolleginnen und Kollegen ab sofort ein Namensschild während der Arbeit zu tragen haben. Ich betone, alle, um eine Diskriminierung der betroffenen Kolleginnen zu vermeiden. Da die Namensschilder erst besorgt werden müssen, möchte ich Sie hiermit auffordern, bis zur Lieferung der offiziellen Schilder, jetzt ein provisorisches Namensschild anzufertigen und an der Oberbekleidung zu befestigen!“ Damit stieg er wieder von seinem Stuhl herunter und war umgehend Richtung Aufzug im Treppenhaus verschwunden.

Die Opposition von: „Ich weiß doch, wer ich bin, und Ihr wisst es doch auch alle!“, wurde sofort mit dem Hinweis unterbunden, es sei eine Anordnung der Geschäftsleitung.

Bis zur Mittagspause waren alle damit beschäftigt, Namensschilder anzufertigen. Der ersten Versuche wollten nicht immer gleich gefallen. So brauchte es sehr viel Zeit, bis die Schilder endlich geschrieben, verglichen, geändert, bewundert und akzeptiert waren.

Das Befestigen an der Oberbekleidung brauchte eine seltsam lange Zeit, da die Kollegen, die ihren Kolleginnen hilfreich zur Hand gingen, intensiv damit beschäftigt waren, die verschiedensten Stellen dafür auszuprobieren, bis man sich geeinigt hatte, dass es nun gut sei.

7

Endlich war die offizielle Mittagspause erreicht. Christopher machte sich auf den Weg zum kleinen Chinesen. Francois erwartete ihn bereits. Er hatte einen der kleinen Tische auf dem Bürgersteig vor dem Restaurant ausgewählt und sah ihm neugierig entgegen: „Erzähl' mal, wie war's bei euch?"

Christopher berichtete von den Namensschildern, dass die Quoten im Großraumbüro so waren, wie sie es auf ihrem Hinweg im Allgemeinen eingeschätzt hatten.

„Ein Drittel Cindys, ein Drittel Claudias. Als Einzelne noch eine Naomi Campbell und eine halbe Linda Evangelista."

„Wie, eine ‚halbe' Linda Evangelista? Eine halbe Portion?"

„Wie? Nein, nur ihr Gesicht, ihre Haare haben sich gewandelt, der Körper ist der geblieben, den sie immer schon hatte."

„Ihr Glücklichen, wir haben nur fünf Kolleginnen in der Verwaltung. Alle fünf sind nach dem Modell Claudia geformt." Er stöhnte: „Was meinst du, was das für'n blödes Gefühl ist, von Fünflingen umgeben zu sein. Das mit den Namensschildern ist ja 'ne gute Idee. Werde ich nachher auch gleich vorschlagen."

Er beugte sich zu Christopher hinüber. „Weißt du, ich hab doch da so ein kleines Techtelmechtel mit der Carmen auf der Arbeit. Sie hat sich mir auch gleich zu Erkennen gegeben. Ich war mir sicher, dass ich sie unter den Fünflingen auch immer wieder erkennen würde. Auf dem Flur habe ich ihr liebevoll um die Hüften gefasst, daraufhin heftig eine gescheuert bekommen. Es war doch die falsche Blondine!" Obwohl er sich im Den-

ken daran noch die Wange rieb, schien es ihn fröhlich zu stimmen. „Weißt Du, Stoffel, das eröffnet mir völlig neue Horizontalen. Ich kann immer mit einer anderen Frau, stets Modell Claudia, unterwegs sein. Keiner bemerkt, dass es nicht meine Frau ist! Den Tratsch brauch' ich nicht mehr zu fürchten!"

Christopher schüttelte missbilligend den Kopf. „Immer noch der alte Schwerenöter? Und ich kann dir nur raten, halte Maria nicht für so blöd, dass sie dir nicht auf die Schliche kommt."

Das Schreien von Zeitungsverkäufern unterbrach sie: „Sonderausgabe der Morgenpost! Die ersten Informationen zu einer noch nicht geklärten Erscheinung!" Von der anderen Straßenseite schallte es herüber: „Sonderausgabe! Bild sprach als erste mit der echten Claudia Schiffer!"

Christopher war gleich unterwegs, besorgte beide Zeitungen. Unterwegs bekam er noch ein Flugblatt in die Hand gedrückt, auf dem in großen Lettern stand: „Der Anti-Christ hat angegriffen! Er bombardiert uns mit Sex-Bomben. Männer und Frauen, wehrt Euch!"

Als Francois das las, war sein einziger Kommentar: „Scheiß' auf wehren. Hinlangen werde ich. In der Fülle liegt die Pracht." Er lachte seinen Freund an: „Hast du nicht schon einmal davon geträumt, von einer Sex-Bombe platt gemacht zu werden?"

Christopher hörte kaum hin. Er kannte seinen Freund und Nachbarn: ‚Bellende Hunde beißen nicht' war seine Ansicht, worin er sich allerdings irrte. Er, für sich selber, pflegte das Prinzip ‚Quantität ersetzt nicht Qualität'.

Er hatte sich in die Sonderausgabe der Morgenpost vertieft. Erste Spekulationen sprachen von ungewöhnlichen Sonnenturbulenzen, andere von neuen französischen und chinesischen Atomtests, das Ozonloch wurde von anderen dafür verantwortlich gemacht. Alle hatten etwas zu sagen, aber keiner eine Erklärung. Interessanter war schon, dass die kosmetische Industrie frohlockte, sie könne nun endlich feststellen, wie weit die westlichen Leitbilder reichen würden; in Indien und Japan seien zwar auch diese Umwandlungen aufgetreten, aber nach anderen Modellen. Aus den USA lagen noch keine Meldungen vor, die schliefen noch, hatten es noch vor sich. Wer würde dort das Rennen machen? Eines war klar, es hatte etwas mit der Nacht zu tun. Dieser Nacht, die in Europa bereits vergangen war.

Eines wurde allerdings deutlich: Diese Umwandlungen waren in Deutschland in besonders häufiger Anzahl festzustellen, fast ausschließlich nur in zwei Variationen aufgetreten. Alle anderen Nationen zeigten bisher bei geringerer Quote größere Vielfalt.

Kommentare munkelten erwartungsvoll von einer staatlichen Geheimoperation zur Anhebung der Geburtenhäufigkeit.

Die Schönheits-Chirurgen hatten auch schon protestiert, das sei unlauterer Wettbewerb!

Das Frauenministerium hatte bereits eine Untersuchungskommission berufen, die klären soll, ob die Chancengleichheit der Frauen damit beeinträchtigt werde.

Christopher blickte auf, sah, dass Francois auch schon ausgelesen hatte. „Was sagt denn die Claudia Schiffer selbst?"

„Die ist froh, dass sie nun nicht mehr alleine immer Claudia Schiffer zu sein hat, nun auch mal unerkannt einkaufen gehen kann. Und, Mensch Stoffel, dass ist mir ja noch gar nicht so deutlich geworden, sie sagt, sie bliebe das einzige Original." Er blickte irritiert: „Das stimmt doch tatsächlich. Alle anderen sind doch Kopien!"

Christopher schmunzelte: „Manchmal sind die Kopien vielleicht besser als das Original."

8

Maria hatte nicht nur ausführlich mit Helga gesprochen, sondern auch mit Francois einen Waffenstillstand getroffen. Mehr war es nicht, denn ihre Wut war nicht unbegründet. Das wusste sie, das wusste Francois sowieso. Es war nur zu deutlich geworden, dass sie nicht harmonierten. Im Laufe der Jahre war es nicht besser, eher schlimmer geworden.

Zwei Wochen waren inzwischen vergangen und die ersten Veränderungen begannen, deutlichere Konturen im Alltag anzunehmen.

Die kosmetische Industrie stand kurz vor dem Zusammenbruch, sie hatte zwei Drittel ihrer Kundschaft verloren, während die Damenoberbekleidung einen speziellen Verkaufsrekord in zwei Kleidergrößen erlebte. Ein Schwarzmarkt für Designerkleidung war entstanden, die Second-Hand-Läden erhielten Zulauf wie nie zuvor, alle suchten nach nur der einen oder

nur der anderen der zwei Kleidergrößen. Die Änderungsschneidereien arbeiteten Tag und Nacht in drei Schichten. Da die Anzahl der zu ändernden Kleidungsstücke auf eines pro Kundin pro Woche limitiert werden musste, entstanden überall private Nähkurse.

Die Namensschilder taten ihre gewünschten Dienste. Jeder wusste nun wieder, wer die andere war. Man hatte sich schnell daran gewöhnt, auch wenn die Städte aussahen, als wären überall Kongresse.

Das Problem der nicht mehr übereinstimmenden Bilder in den Ausweisen war unbürokratisch gelöst worden, indem auf die Ausweise ein Amtssiegel mit ‚CC' bzw. ‚CS' eingeprägt wurde. Damit war vorerst alles geregelt.

9

Es war wieder Freitag und während die Wochenend-Illustrierten in der ersten Woche noch nicht reagiert hatten, jetzt waren sie voll am Trend. Historische Rückblicke auf Twiggy und Audrey Hephurn füllten die Seiten. Die Aufmacher lauten: „Ich bin, wie ich bin", „Liebe mit einer Sex-Bombe? Das kann doch jeder!", „Der neue Trend zum Alltäglichen!". Das Schönheitsideal in Europa und in den USA begann sich zu wandeln. Wer strebte schon an, so auszusehen, wie alle anderen? Das Besondere war wie immer gefragt. Normal hatte plötzlich Hochkonjunktur.

Es war wieder Freitag, Maria ging in den neu gegründeten Bowling-Club ‚CS'. Frau wollte unter sich sein, unter ihresgleichen. Ohne Konkurrenz. Der traditionelle Feminismus mit seiner immer noch vorhanden gewesenen Schönheits-Konkurrenz unter den Frauen war hausbacken geworden; es entstand der neue Feminismus der CClerinnen und der CSlerinnen: „Gleiche unter Gleichen". Jede Frau konnte sich zwanglos einreihen, sofern sie sich äußerlich nicht von den anderen unterschied.

Es war wieder Freitag. Maria, die ihre Irritation überwunden hatte, dieses Gefühl, ständig in einen Spiegel zu blicken, wenn sie mit ihresgleichen zusammen war, freute sich. Inzwischen gab es auch Namensschilder für verschiedene gesellschaftliche Anlässe, natürlich würden alle heute Abend ihr Namensschild mit dem Bowlingsymbol an der Kleidung tragen.

Maria betrat die Bowlingbahn. Es war nicht viel los. Nur an einer Bahn standen einige CSlerinnen beisammen. Eine von Ihnen schien offensicht-

lich das Wort zu führen. Schon beim Näherkommen hörte Maria ihre Worte: „Schwestern, seien wir doch nicht blöd. Nutzen wir doch unsere Freiheit, die uns unsere äußere Gleichheit gibt! Nur unser Namensschild gibt uns unsere Identität. Alles andere wird als Stimmungsschwankungen interpretiert. Wie erklären das die klugen Psychologen: Die Veränderung der äußeren Form wird auch die innere Form verändern. Werdet Gleichgesinnte! Macht mit beim Männertausch!“

„Wie soll das denn praktisch funktionieren?“

„Wir treffen uns als Paare, mit unseren Männern. Wenn eine von uns mit dem Mann einer anderen nach Hause gehen will, tauscht sie nach Absprache für eine Nacht, für ein paar Tage oder für mehr ihr Namensschild mit der Gleichgesinnten und geht mit deren Mann zu ihm nach Hause.“

Maria glaubte, ihren Francois sprechen zu hören.

Sie wandte sich an die Wortführerin. „Warum machst du das eigentlich“, nach einem Blick auf das Namensschild ihrer Schwester im Körper, „Ursula?“

„Ach weißt du, Maria, mein Mann ist ein Langweiler. Immer treu und immer nur mit mir will er zusammen sein. Nicht mal ’ne Sause machen, um die Häuser ziehen. Sitzt lieber im Keller, baut an seiner Eisenbahn, will immer im Haushalt helfen..., ach, weißt du, der kann einem schon auf die Nerven gehen mit seiner Stubenhockerei, seinem Händchenhalten.“

10 Maria hielt sich zurück, dachte: „Das wäre ein Mann, wie ich ihn möchte.“ Sie wartete, bis der Kreis sich auflöste, und ging auf Ursula zu, nahm sie beiseite: „Sag‘ mal, bist du noch mit deinem ‚Stubenhocker‘ zusammen?“

Ursula lachte. „Ja, heute muss ich mal wieder in den sauren Apfel, mit Namen Christian, beißen. Meinen letzten Flirt habe ich gestern an eine Freundin zurückgeben müssen. Ich habe ihn mir nur für zwei Tage ausleihen können, dann wurde es der Freundin mit meinen Christian zu langweilig. Schade.“

Sie blickte Maria prüfend an: „Warum fragst du?“

Maria nahm allen Mut zusammen: „Ich möchte dir meinen Mann, den Francois, anbieten. Er ist, glaube ich, genau der Typ von Mann, den du für dich suchst. Und deiner, der Christian, ist, glaube ich, der Typ Mann, den ich mir für mich wünsche.“ Ohne es zu wollen, war sie doch verlegen geworden.

„Schwesterherz! Erzähl’ mal Näheres. Komm, wir setzen uns da drüben an den Tisch.“

In einer knappen Stunde war alles Wesentliche erzählt und besprochen. Marias Eindruck war richtig gewesen. Je mehr sie von ihrem Francois erzählte, umso begeisterter war Ursula, je mehr sie von dem Christian hörte, desto mehr wurde sie gewiss, er war der Mann, den sie immer gesucht, bisher nicht gefunden hatte. Auch die Fotos, die sie sich zeigten, bestätigten ihren Eindruck.

Sie amüsierten sich, dass sie beide in ihrer früheren äußeren Erscheinung jeweils mehr den Erwartungen ihrer gegenseitigen Männer entsprochen hätten.

„Weißt du, Ursula, ich wollte ja immer nur wie Claudia Schiffer werden, weil der Franzl so sehr auf Blondinen flog. Aber irgendwann einmal war ich es leid, mein Haar immer zu blondieren. Und du, du bist ja von Hause aus eine Blondine!“

Auch in ihrem Arbeitsplatzwechsel gab es zum Glück keine besonderen Probleme. Beide arbeiteten als kaufmännische Angestellte und würden sich schnell einarbeiten. Für die wichtigsten Details wollten sie miteinander telefonieren. Wirtschaftlich waren sie beide gleichermaßen ohne besonderes Vermögen, so dass keine wirtschaftlichen Veränderungen in ihrem Lebensstandard zu beachten waren.

Die praktischen Fragen, wie Schlüsseltausch, Wohnungsbeschreibung, Unterschriftenprobe, Ausweistausch brauchten die kürzeste Zeit. Alles weitere, wie Scheckkarten und ähnliches, was sie an diesem Abend nicht dabei hatten, würden sie in den nächsten Tagen austauschen.

Feierlich standen sie sich schließlich gegenüber.

Maria nestelte als erste an ihrem Namensschild. Beide Frauen hefteten sich gleichzeitig ihr nun früheres Namensschild gegenseitig an.

Sie schauten sich an und schlossen einen Vertrag miteinander.

„Vier Wochen Probezeit!“

„Wenn eine von uns nicht bei ihrem neuen Mann bleiben will, dann müssen wir beide wieder zu unserem Alten zurück.“

„Versprochen?“

„Versprochen!“

Lachend umarmten sie sich.

„Willkommen in deinem neuen Leben!“

„Auf das es glücklicher werde, als das bisherige!“

„Und pass auf, dass du auf deinen neuen Namen hörst!“

11 Maria wurde eine glückliche Frau. Christian war genau der Mann, den sie immer gesucht, nun endlich gefunden hatte. Wenn sie gewusst hätte, bei wem sie sich hätte bedanken können, sie hätte es sicherlich von ganzem Herzen getan.

12 Auch alle die anderen, die lieben sich noch heute.

Oder?□

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Der kriminelle Mann

Silvester

Personen und Handlung sind frei erfunden. Nur das Originalbild, das gibt es tatsächlich in Dresden. Und die Kopie...?

Aber nur das Original hatte ihn um etwas gebeten.

1 Der Besucher hatte es leise zu sich selbst gesagt: „Seltsam." Er richtete sich aus der gebeugten Haltung wieder auf, und zwischen seinen Augenbrauen zeichneten sich deutlich zwei scharfe senkrechte Falten ab. Nachdenklich stand er so da, ging dann ein paar Schritte zurück, um das große Bild insgesamt betrachten zu können.

Leise flüsterte er: „Es kann doch gar nicht sein. Alles stimmt, die Farbgebung, die Nuancierungen, die Pinselführung und auch die Bildatmosphäre. Und wenn es Unterschiede geben würde, so wären sie doch erklärlich."

Er wusste, dass die Gemälde dieser Zeit in Werkstätten gemalt worden waren. Und wenn sie auch mit Rubens, Raffael, Botticelli, oder wie immer die berühmten Maler dieser Jahrhunderte hießen, unterzeichnet waren, so hatten doch auch ihre Schüler mit an diesen Bildern gearbeitet und ihre eigene Art des Malens verewigt.

Es war damals so, wie es heute bei den berühmten Architekten, Unternehmern oder Generälen und Politikern üblich ist, ein einziger Name steht schließlich für alles – für die große Linie, den Stil. Wir kennen schließlich auch nicht mehr den Mönch, der im Mittelalter das Pergament tatsächlich beschrieben hat, nur das Siegel des Königs, in dessen Sinne es formuliert worden war.

Seine Gedanken waren abgewichen von dem, was ihm eigentlich aufgefallen war, und er rief sich selbst zur Ordnung, um sich auf das Gemälde zu konzentrieren. Schließlich war er kein Kunsthistoriker. Wie sollte er, der kein Fachmann war, es besser wissen, als die Gelehrten des Museums?

Er rückte seine Brille zurecht und blätterte mit dem rechten Zeigefinger suchend in dem dicken Museumskatalog, hielt an, las den Satz, nach dem er gesucht hatte, so, als wolle er seine Erinnerung überprüfen: „Rückseitig

bezeichnet: peint par louis Silvestere à Dresde 1734“. Er blickte wieder auf, trat erneut an das Gemälde heran und konzentrierte sich auf die linke untere Ecke. Dort, in der dunklen Schattenpartie, stand eindeutig, in schwarzer kleiner Schrift, bei oberflächlicher Betrachtung oder bei Konzentration auf die helleren Partien des Bildes, dessen Figuren das Thema des Bildes waren, vollkommen unauffällig, dort in der dunklen Ecke las er ganz eindeutig: „Louis Silvestre (K.v.B.)“.

Es konnte nicht sein! Und doch konnte er auf dem Gemälde lesen, was dort nicht stehen durfte.

Es hingen im gleichen Raum noch andere Silvestre’s und auch nach eingehender, penibler Prüfung der dunkleren Partien war bei keinem der anderen Gemälde ein Schriftzug oder eine Signierung zu erkennen. Nur dieses eine Bild unterschied sich darin von den anderen und stimmte nicht mit dem Katalogtext überein.

Hilfesuchend blickte der Besucher sich in den stillen, großen Räumen um. Sein Erstaunen drängte nach Mitteilung dieser Verwunderung.

Der Museumswärter, ein jüngerer Mann, auf dessen vollem blonden Haar die nach hinten geschobene Dienstmütze wie unerwünscht aussah, schreckte aus seiner dösenden Wachsamkeit auf, als der Besucher geradewegs auf ihn zuging.

„Entschuldigen Sie bitte, aber wissen Sie, ob es mit diesem...“, der Besucher wies auf das Bild, vor dem er so lange prüfend gestanden hatte, „ob es mit diesem Gemälde etwas Besonderes auf sich hat?“

„Also, ich wüsste nicht.“ Eine leichte Verlegenheit wurde in seinem Gesichtsausdruck deutlich. „Aber das hat nichts zu bedeuten. Ich bin erst seit Neueröffnung der Galerie hier und wir wechseln alle drei Tage die Räume, in denen wir unseren Dienst tun“. Nun blickte er wie ein Verschwörer. „Wissen Sie, von wegen der Wachsamkeit!“ Er richtete sich kerzengerade auf, um das Gesagte zu unterstreichen.

Als ob aus kerzengerader Haltung auf Wachsamkeit zu schließen wäre.

„Früher“, sprach er weiter, „als die Wächter sozusagen ihre eigenen Räume hatten, da waren das noch richtige Spezialisten, die konnten ihnen jedes Farbpartikelchen beschreiben. Erinnern Sie sich, als die Mona Lisa nach Amerika transportiert wurde? Da wäre die Versicherungssumme

fällig geworden, wenn nur ein Partikelchen der Ölfarbe gefehlt hätte, nachdem sie wieder zu Hause war. Mit einem Computer haben sie das Bild überprüft. Die alten Wächter hätten das mit bloßem Auge gekonnt!“

In seiner Stimme klang ein doppelter Ton aus nicht erfüllbarem Stolz und Selbstmitleid.

„Aber, bei dem ständigen Wechsel, wie soll man sich heutzutage da noch auskennen?“

Der Besucher verstand diese Tonlage des Selbstmitleides nicht. Er selbst war einen weiten Weg gereist, um diese Bilder anzusehen, und hatte die Museumswächter immer beneidet, die tagtäglich mit diesen unsterblichen Schöpfungen menschlichen Genies umgeben waren.

Nun schien es ihm, als ob diese ständige, unmittelbare Nähe eine seltsame Distanz und Uninteressiertheit zur Folge hätte.

Der junge Wächter unterbrach seinen Gedankengang: „Wenn Sie eine spezielle Frage haben, kann Ihnen vielleicht jemand vom Besucherdienst weiterhelfen.“

2

Die Leiterin des Besucherdienstes erinnerte ihn, mit ihrem blonden Haar und ihrem Kostüm aus dunkelblauem Satin, an den goldblauen Glanz eines Bildes von Raffael, das er kurz vorher im Museum gesehen hatte.

„Barocke Figur“, dachte er bei sich. Obwohl er wusste, dass diese Beschreibung normalerweise abwertend gemeint war, empfand er eher eine Bewunderung für die in sich stimmige Erscheinung ihrer Weiblichkeit.

Mit einer leichten Befangenheit stand der Museumsbesucher vor ihrem Schreibtisch, berichtete von seiner Beobachtung und holte schließlich tief Luft: „Könnte es sein, dass es sich um eine Fälschung handelt?“

Zu seinem Erstaunen schien diese Frage sie nicht sonderlich aufzuregen. Ihr freundliches Lächeln, mit der sie seinem Bericht zugehört hatte, veränderte sich kaum merklich. Nur ihren Augen war eine stille Traurigkeit abzulesen.

„Ach, wissen Sie“, begann sie, hielt dann inne, „nun setzen Sie doch bitte erst einmal“ und wies auf den Stuhl neben ihrem Schreibtisch. „Also, die generelle Frage, ob das Bild eine Fälschung ist, führt sehr tief in die Thematik der Wertschätzung und...“, nun lächelte sie den Besucher hintergründig an, „Wertschätzung nicht nur im kultureller, sondern auch in schlicht finanzieller Hinsicht. Ist das Bild ein Original? Da keiner von uns daneben gestanden hat, als der Künstler das Bild malte und keiner von uns das Bild durch die Jahrhunderte stets persönlich begleitet hat, um Beweis anbieten zu können, dass dieses Bild das Original ist, das er gesehen hat, als es sozusagen geboren wurde, können wir uns nur auf unsere Experten verlassen. Ihre Expertisen, nicht unser eigenes Wissen, lassen das Bild zu eben dem Original werden, als das wir es dann ansehen.“

„Sie meinen also, es ist eine reine Frage der Übereinkunft von Experten und nicht des inneren Wesens eines Kunstwerks? Aber“, er zögerte leicht, als sei ihm etwas in den Sinn gekommen. „Sie haben ja recht, wir kennen doch alle die Meldungen, dass ein einfaches preiswertes Bild vom Flohmarkt dann als Original eines berühmten Meisters eingestuft wird und dem glücklichen Besitzer ein kleines Vermögen einbringt.“

„Das ist der eine Aspekt. Ich hoffe, ich habe Ihnen keine Illusion genommen.“ Ihr Lächeln ließ den Eindruck entstehen, als wolle sie ihm gleich mitfühlend die Hand streicheln.

Sein Gesicht war allerdings tatsächlich bestürzt gefaltet und er hatte sich zurückgelehnt, als brauche er den Halt der Stuhllehne.

„Nun“, sie lächelte ihm aufmunternd zu, „die anderen und wesentlicheren Aspekte sind aber, neben der professionellen Kenntnis des künstlerischen Handwerks, unsere Phantasie und der Nimbus eines Kunstwerks, diese unerklärliche Aura der Berühmtheit des Künstlers oder des Kunstwerks. Während Kunstkenner sich von diesem Nimbus häufig befreien können und eigene Wertschätzungen entwickeln, ganz nach ihrem eigenen Geschmack, sind die normalen Besucher manchmal enttäuscht, wenn sie vor einem berühmten Gemälde stehen, dessen Nimbus erleben wollen und eigentlich nur ein gutes Gemälde sehen. Dann höre ich manchmal während der Führungen ein leises Murmeln, aus dem sich die Frage herausschält: ‚Ob das Bild wohl wirklich echt ist?’. Wir müssten unsere Gemälde eigentlich in weihevollerem Licht und in einer geheimnisvollen Atmosphäre

präsentieren, damit diese Einstimmung möglich ist und die erhoffte Aura des Nimbus sich bei dem Besucher einstellt."

Ihr Gast konnte dem Gesagten nur beipflichten. „Früher sprach man vom ‚Musentempel'. Heute sind die Museen eigentlich nur gepflegte Ausstellungshallen."

Nachdenklich drückte er seinen Zeigefinger gegen die Schläfe. „Vielleicht ist auch die Qualität der Reproduktionen im Druck heute zu gut geworden, und ich sage ganz bewusst ‚zu gut', denn so ist die Qualität des Originals für den normalen Betrachter keine Steigerung mehr gegenüber der Reproduktion. Ich habe schon Kommentare gehört, die sagten: ‚In der Kunstzeitschrift sah das Bild aber besser aus!'."

Sie nahm seinen Faden auf. „Ich habe kürzlich gelesen, dass amerikanische Kinder die natürliche Ananas als zu sauer ablehnen. Ihr Kommentar soll dann sein, das sei keine Ananas, denn Ananas wäre viel süßer. Aus der Gewöhnung an die gesüßte Konserve wird das Original abgelehnt."

Der Besucher war voller Eifer auf seinem Stuhl näher zur vorderen Kante der Sitzfläche vorgerutscht.

„Genau, Sie sagen es. Vielleicht sollte man sich, um die Einzigartigkeit der Originale zu bewahren, darauf einigen, dass Reproduktionen nicht mehr auf glänzendem Kunstdruckpapier reproduziert werden. Durch die Glätte des Papiers bekommen die Druckfarben eine helle Reflektion des Lichtes unterlegt, die den Bildern einen Glanz verleiht, den sie im Original gar nicht haben können."

Ihr Lachen bremste seinen Eifer: „Ich werde Sie meinem Direktor als Sachverständigen vorschlagen! Aber ich fürchte, wir werden da nicht sehr erfolgreich sein. Sowohl, was die Verschlechterung der Druckqualität anbelangt, als auch die Akzeptanz von Ihnen als Sachverständiger."

Sie kniff die Augen leicht zusammen und betrachtete ihren Besucher.

„Vielleicht aber doch, denn Ihnen ist ja etwas aufgefallen, was unsere Fachleute nicht bemerkt haben. Mehr kann ich Ihnen dazu im Augenblick nicht sagen."

Sie überlegte einen Augenblick, dann verabschiedete sie ihren Besucher mit einem freundlichen Lächeln: „Wenn Sie mir Ihre Adresse aufschreiben

wollen, werde ich Ihnen das Ergebnis unserer Überprüfung der falschen Beschriftung auf jeden Fall mitteilen."

3 Professor Heinrich, der Direktor des Museums, von seinem Naturell her schon leise und bedächtig, zeigte eine äußerlich kaum erkennbare Reaktion. Nur die leichte ansteigende Röte seines Gesichtes ließ seine innere Erregung erkennen, als die Leiterin des Besucherdienstes ihm davon berichtete, was der Besucher bemerkt haben wollte.

Wie sie es von ihm kannte, sprach er nach kurzer Zeit der Überlegung sehr ruhig: „Lassen Sie uns das Gemälde selber ansehen."

Zusammen gingen sie durch das prachtvolle Foyer des Museums und stiegen die Marmorstufen zu den Ausstellungsräumen hinauf. Nur die Museumsangestellten konnten vermuten, dass etwas Ungewöhnliches vorging. Der Direktor verließ in diesen Wochen ohne einen besonderen Anlass niemals seinen Schreibtisch. Er arbeitete an einer großen wissenschaftlichen Veröffentlichung und hatte seine normalerweise häufige Anwesenheit in den Ausstellungsräumen auf ein Minimum reduziert. Seine Begleitung durch die Leiterin des Besucherdienstes deutete auf eine Beschwerde von Seiten der Besucher hin.

Den Schriftzug auf dem Gemälde betrachtend, wurde die helle Gesichtshaut des Direktors noch etwas blasser.

Er vergrub sich wieder in Schweigen.

Dann atmete er tief auf, es klang ähnlich einem schweren Seufzer. „Ich fürchte, wir müssen die Kriminalpolizei einschalten. Bitte wahren Sie Stillschweigen."

4 Kommissar Lichtenberg deutete auf seinen glimmenden Stumpen. Fragend blickte er den Direktor des Museums an. „Sie können hier ruhig rauchen, Herr Kommissar. In den Verwaltungsräumen gibt es keine empfindlichen Rauchmelder wie in den Ausstellungsräumen. Auch wenn wir es nicht gerne sehen, erlauben wir es unseren Besuchern hier im Büro." Ein nachsichtiges kleines Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln. „Ausnahmsweise!"

„In den Ausstellungsräumen würde ich ihre empfindlichen Rauchmelder auch nicht testen wollen. Im Regen möchte ich nicht gerne stehen, wenn die Sprinkleranlage sich dann aktiviert."

„Tut mir leid, Herr Lichtenberg, hier würden Sie nicht unter Wasser gesetzt werden, bei uns werden Sie lautlos vergiftet."

Dem Kommissar wurde etwas ungemütlich. „Wie darf ich das verstehen?"

Nun konnte sich der Direktor nicht ein Lächeln verkneifen.

„Sie befinden sich in einem Museum mit Ölbildern, die auf Leinwand gemalt sind." Er ließ eine Pause verstreichen.

„Wenn im Brandfall eine Sprinkleranlage zur Feuerlöschung verwendet werden würde, wäre der Wasserschaden an allen Bildern wohl größer als der mögliche Brandschaden an wenigen Bildern."

„Das soll woanders ja auch so passieren. Kennen Sie nicht die Volksweisheit: Je mehr Feuerwehrmänner einen Brand löschen, desto größer der Schaden?"

„Wollen Sie meine wissenschaftliche Ausbildung überprüfen? Die Kausalkette muss doch heißen: Je größer der Brand, desto mehr Feuerwehrmänner. Und je größer der Brand, desto größer der Schaden. Ihre Volksweisheit ist ein sogenannter ökologischer Fehlschluss."

„Gut aufgepasst, Herr Professor. Es macht immer Spaß, wenn sich Fachleute, mit Verlaub, nicht als ‚Fachidioten' herausstellen. Aber wie wird denn bei Ihnen ein Feuer gelöscht, wenn nicht mit Wasser?"

„Wir leiten Kohlendioxyd in die Museumsräume, die wegen der Klimaanlage sowieso hermetisch abgedichtet sind, und entziehen der Luft den Sauerstoff, so das wir das Feuer gleichsam ersticken, ohne die Bilder zu beschädigen."

Der Kommissar hielt es nun doch für angebracht, seinen Stumpen auszudrücken. „Deswegen also das ‚lautlos'. Sie merken nichts, sie riechen nichts und dann hat es sie schon erwischt. Ein völlig neuer Aspekt, warum Rauchen gesundheitsschädlich ist. Da ist es wohl besser, kein Risiko einzugehen." Er betrachtete seinen kalten Stumpen.

„Oder darf ich davon ausgehen, dass das Risiko geringer ist, solange Sie sich in meiner Begleitung befinden."

„Wenn es nicht gegen die Besucherordnung verstoßen würde, wäre ein Kanarienvogel ein besserer Garant ihrer Sicherheit als meine Anwesenheit."

„Bitte?"

„Vielleicht erinnern Sie sich, dass die Bergleute früher immer Kanarienvögel mit in den Schacht nahmen. Nicht aus Tierliebe oder als Sänger des Sonnenlichts, wie manche Menschen verklärend meinen, das wahrlich nicht. Die Kanarienvögel sind erheblich empfindlicher gegen Gas als Menschen und wenn der Vogel von seiner Sitzstange fiel...". Er sprach nicht weiter.

„Alle Achtung!" Lichtenberg konnte seinen Respekt vor diesem Direktor nicht verhehlen: „Und ich habe immer gedacht, Museumsleute seien trockene Kunsthistoriker."

„Wenn Sie sich eingehender mit Kunstgeschichte befassen könnten, würden Sie sehr schnell feststellen, dass die Kunst manchmal mehr einer Kriminalgeschichte gleicht als einer Kunstgeschichte im üblichen Sinn."

Lichtenberg beugte sich interessiert nach vorne.

„Damit sind wir ja beim Thema. Was ist denn bei Ihnen vorgefallen, dass Sie die Kripo rufen?"

Professor Heinrich betrachtete den Kommissar.

„Um es kurz und ohne Umschweife zu sagen: Dem Museum fehlt ein Original."

„Gestohlen?"

„So kann man das eigentlich nicht sagen?"

„Ein Bild aus dem Depot oder aus der Ausstellung?"

„Aus der ständigen Ausstellung."

„Wenn Ihnen das Bild fehlt, ist da also ein leerer Platz, wo vorher das Bild hing?"

„Nein, das nicht. Die Bilder sind alle einzeln gesichert und wenn Sie den Rahmen nur leicht bewegen, wird in der Hauswache ein Alarm aktiv. Anstelle des Originals hängt dort eine Kopie."

„Eine Fälschung?"

„Nein, es ist eine Kopie und als solche auch gekennzeichnet."

Er berichtete von der Entdeckung des Besuchers und der Peinlichkeit, dass sie den offensichtlichen Austausch des Bildes nicht selber bemerkt hatten.

„Eine Kopie ist in der Kunst etwas völlig Legitimes und Übliches. Sammler und Liebhaber, die ein möglichst genaues Abbild des Gemäldes erhalten wollen, lassen sich das Bild kopieren. Es ist sozusagen ein legitimes Duplikat. Eine Fälschung würde bedeuten, dass etwas Unechtes, genauer gesagt etwas Nachgemachtes, als Original oder anders gesagt, als echt ausgegeben wird."

Lichtenberg zwickte nachdenklich sein rechtes Ohr.

„Worin lassen sich dann Original und perfekte Kopie unterscheiden? Die Maler lassen doch sicherlich keine Echtheitsmerkmale in die Leinwand einweben."

„Nein, das nicht. Da hat es die Bundesbank bei ihren Geldscheinen einfacher, zwischen Original und Fälschung zu unterscheiden. Aber wir haben auch eine ganze Palette von Möglichkeiten, wenn man so sagen kann. Denn, um Ihre Frage aufzunehmen, die Leinwand ist tatsächlich ein wichtiges Echtheitsmerkmal. Viele Fälscher machen den Fehler, keine Leinwand aus dem Jahrhundert des zu fälschenden Bildes zu verwenden. Zum einen ist das sehr schwierig zu realisieren, da aus weiter zurückliegenden Jahrhunderten normalerweise nur die berühmten Originale in den Museen und Privatsammlungen bis in unsere Tage überlebt haben. Zum anderen ist dann ja auf dieser Leinwand bereits ein Bild vorhanden. Eine einfache Übermalung lässt sich problemlos feststellen, da das darunter befindliche Bild sichtbar zu machen ist, wir ‚röntgen' es sozusagen. Und die Kunst, mit den malgeschichtlich zeitgemäß richtigen Chemikalien das Bild zu entfernen, ohne dabei nachweisbare Spuren zu hinterlassen, beherrschen nur die allerwenigsten Fälscher. Und diese Künstler, im wahrsten Sinne des Wortes, haben Preise, da könnte man sich dann manchmal doch gleich das Original kaufen."

Lichtenberg war sichtlich beeindruckt.

In seiner leisen Sprechweise setzte der Museumsdirektor die Erklärungen fort.

„Die wirklich sehr teuren Gemälde sind im übrigen alle bekannt. Es gibt inzwischen einige lückenlose Werkverzeichnisse, so dass die Wahrscheinlichkeit des Auftauchens eines, beispielsweise, bisher unbekannten Raffaels oder eines Van Goghs gegen Null geht."

„Und haben Sie eine Idee, wer dieses legitime Duplikat, wie Sie es nennen, und dass bisher alle als Original angesehen haben, kopiert hat? Es muss doch ein wahrer Meister sein."

„Das ist zum Glück leicht herauszufinden, da der Kopist das Bild als sein Werk gekennzeichnet hat. Seine Signatur steht korrekt neben dem Namen des Malers."

„Dann haben gute Kopisten sozusagen einen Namen?"

„Ja sicherlich. Und seine Signatur kenne ich, da es ein Kopist ist, der in dieser Stadt lebt und arbeitet."

„Haben Sie sich schon mit ihm in Verbindung gesetzt?"

„Nein bisher nicht. Ich möchte, und darum bitte ich auch Sie, Herr Kommissar, jedes bekannt werden dieser Tatsache und jede Öffentlichkeit vermeiden. Es gäbe einen Skandal, der dem Ruf des Museums erheblich schaden und unsinnigen Verdächtigungen Tür und Tor öffnen würde.

Ein großer Teil unserer Gemälde war von den sowjetischen Truppen als sogenannte ‚Siegestrophäen' oder ‚Beutekunst' nach dem Krieg abtransportiert worden und wir haben die meisten dieser Bilder erst nach zehn Jahren zurück erhalten. Wenn jetzt eines dieser Bilder als Kopie bekannt wird, was meinen Sie, was hier dann los ist."

„Ich verstehe, keine Pressemitteilung, keine weiteren ‚Mitwisser' als unbedingt notwendig."

„Deshalb habe ich auch keinen Kontakt zu dem bekannten Kopisten aufgenommen, dafür ist meine Stellung zu exponiert. Und, darf ich ergänzen, in solchen Ermittlungen habe ich auch keine Erfahrung."

„Ist ihnen noch irgendetwas aufgefallen?"

„Das eigentlich nicht, denn aus unserer Erfahrung ist es eigentlich normal, dass es sich nicht um eines unserer berühmten Gemälde handelt, wie Sie es vielleicht erwarten würden."

„Nun, das finde ich aber doch bemerkenswert."

„Ich verstehe schon, was Sie meinen, aber die Logik ist eine andere. Von den berühmten Bildern gibt es verschiedenste Drucke, bis zum Poster beinahe in Originalgröße. Gerade die nicht so bekannten Bilder, die ja auch ihre Liebhaber haben, werden eben nicht in den Kunstkatalogen abgebildet, oder höchstens in einer kleinen schwarz-weiß Reproduktion, und so ist dann eine Kopie notwendig. Es ist zwar sehr selten geworden, dass Bilder kopiert werden, da Fotografien und Großabzüge ja ähnliches leisten und billiger sind als die Arbeit eines Kopisten, aber es kommt noch bisweilen vor. Und nebenbei, manche der Liebhaber, die eine Kopie anfertigen lassen, wollen schon den Eindruck erzeugen, sie hätten ein Original. Das aber jemand, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, das Original der *Sixtinischen Madonna* zu Hause hängen hat, wird er einem halbwegs Gebildeten nicht glaubhaft machen können."

„Ganz im Gegensatz zu den Geldfälschern", lachte nun Lichtenberg, „die nehmen nur die bekanntesten und weitverbreitetsten Scheine!"

„Dabei handelt es sich allerdings nicht um Originale, deren Eigenart ja gerade in ihrer Einzigartigkeit begründet liegt."

„Da haben Sie recht. Nachgemacht wird heute unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten nur das, was hinlänglich verbreitet ist, aber, weil zu teuer, eben nicht als Original gekauft wird und deshalb in seiner preiswerteren, nachgemachten Variante noch genügend Abnehmer findet."

„Und wenn ich recht orientiert bin, handelt es sich dabei, zumindest bei den nachgemachten Geldscheinen, im Wortsinne ja nicht mehr um Fälschungen, sondern tatsächlich um Kopien, wenn auch nur Fotokopien. Hatten Sie bereits Gelegenheit, sich unsere Kopie anzusehen?"

„Also", Lichtenberg krauste etwas verlegen seine Stirn, „ich habe nur selten Gelegenheit, ins Museum zu gehen."

„Glücklicherweise, wenn ich das auf Ihre Arbeitszeit beziehen darf?"

„Sie dürfen."

„Nun, dann lassen Sie uns gemeinsam etwas für Ihre dienstliche Weiterbildung tun."

Professor Heinrich erhob sich, und nachdem Lichtenberg seine Packung Stumpen in der Manteltasche verstaut hatte, gingen die beiden Männer durch den direkten Verwaltungszugang in die Ausstellungsräume.

Lichtenberg, der tatsächlich noch nicht in diesem Museum gewesen war, obwohl oder gerade weil er in dieser Stadt lebte, nahm sich nach wenigen Räumen vor, noch einmal mit seiner Frau, privat, hierher zu kommen, denn der Direktor ging mit zügigen Schritten durch die Räume und Lichtenberg wollte ihn nicht um Verweilen und Erläuterungen bitten.

Als sie vor dem fraglichen Bild stehen blieben, wunderte sich der Museumswärter, warum gerade dieses Bild so wichtig sei, dass ihn heute bereits ein Besucher so merkwürdig gefragt hatte und der Direktor bereits zum zweiten Mal an diesem Tag vor dem Bild stand. Er hielt sich aber in gebührendem Abstand, so dass er leider nicht hören konnte, worüber die beiden Männer sprachen.

Der Professor erklärte es Lichtenberg: „*Christus bei Maria und Martha*, gemalt 1734 von Louis Silvestre."

„Na ja, das aber doch eben nicht", konnte sich Lichtenberg nicht enthalten zu brummen.

„Freilich! Dieses Gemälde ist eine Kopie, die von Heinrich Balthus gemalt worden ist." Er wies auf die linke, untere Ecke. „Sehen Sie, hier hat er eindeutig seine Signatur gesetzt."

Kommissar Lichtenberg musste sich schon näher nach vorne beugen, um die Stelle genau zu betrachten.

„Sehr leicht lässt sich das aber tatsächlich nicht lesen. Ist ja auch kein Wunder, sonst wäre es sicherlich früher bemerkt worden."

Er richtete sich leicht stöhnend wieder auf.

„Wenn ich daran denke, dass das Bild, also das Original, bereits 260 Jahre alt ist, tun mir die Knochen noch mehr weh", ächzte er.

„Hat es mit diesem Bild etwas Besonderes auf sich?" Zum zweiten Mal wurde diese Frage nun am gleichen Tag gestellt.

„Das wissen wir nicht. Das Motiv ist mehrfach von verschiedenen Malern dieser Zeit gemalt worden. Es stellt den Besuch von Jesus bei Martha dar, die ihn gastlich aufgenommen hatte. ‚Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria, die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen', so heißt es in der Bibel. Als Martha nun ihre Schwester auffordert, ihr in der Küche zu helfen, lehnt Jesus das ab. Auf dem Bild sehen Sie Martha, dunkler gemalt, zwischen Christus und Maria gestellt, die beide heller gemalt sind. Der weisende Gestus Christi hält Martha zurück und verhindert so, dass sie sich zwischen ihn und seine Schülerin Maria, die vor ihm kniet, drängt."

„Um mit Bertold Brecht zu sprechen: Und man sieht nur, die im Licht steh'n, die im Schatten sieht man nicht."

„So hat es der Maler zu seiner Zeit bestimmt nicht gemeint. Es sollte sicherlich zur Hervorhebung Marias, als seiner Schülerin und Vorläuferin der Nonnen, dienen; deshalb sitzt sie ja auch im Licht. Doch aus heutiger Sicht, und wenn Sie den ‚proletarischen' Bezug anführen, kann man es sicherlich in Ihrem Sinne deuten, dass eigentlich die im Schatten stehende Martha, die Arbeitende, Hauptperson ist, in dem Sinne, dass sie, von der Amtskirche aus gesehen, im Dunkeln bleibt."

„Ich meinte ja nur..."

„Bitte entschuldigen Sie sich nicht, Herr Kommissar. Die Wirkungsgeschichte von Gemälden im Laufe der Jahrhunderte ist ein spannendes Kapitel der Kunstgeschichte. Und es spricht nichts dagegen, eine neue Seite aufzublättern."

„Kann in dieser Interpretation möglicherweise das Motiv liegen?"

„Das Motiv für den Austausch des Originals gegen eine Kopie?"

Der Direktor dachte nach. Dann schüttelte der den Kopf. „Wäre mir als Motiv für einen Kunstraub, und um den handelt es sich hier ja, bisher nicht bekannt. Aber kennen wir eigentlich die wahrhaftigen Motive von einzelnen Menschen? Möglich? Möglich ist es durchaus."

„Vielleicht kann uns ja der Kopist weiterhelfen. Wenn Sie mir seine Adresse geben könnten, sind wir nach meinem Besuch bei ihm vielleicht schlauer."

„Gerne, Herr Kommissar. Doch ich möchte Sie eindringlich noch einmal bitten, wenn irgendwie möglich, nur den Personen, bei denen es unvermeidbar ist, Kenntnis von unserem Problem zukommen zu lassen."

„Also, ich weiß nicht, ob ich meinen Chef von seinen geliebten Pressemitteilungen abhalten kann, aber versuchen will ich das gerne."

5

Es war ein so genanntes gutbürgerliches Haus der Jahrhundertwende, in deren Fassaden der individuelle Stil der damaligen Bauherren und oft Hausherren zu Stein geworden war. Große überdachte Terrasse im Erdgeschoss, zum Garten hin, und eine großzügige Veranda im ersten Stockwerk.

Schon von weitem war zu erkennen, dass sich in der obersten Etage des Hauses ein Atelier befand. Die großen schrägen Glasfenster im ausgebauten Dach waren auch von der Straße aus gut zu erkennen und unterschieden schon allein dadurch dieses Haus von den danebenstehenden Gebäuden.

„Wenn man so etwas nicht geerbt hat, kann man bei meinem Gehalt von so einem Haus nur träumen", dachte Lichtenberg bei sich, als er die beiden Klingelknöpfe betrachtete.

Beide sahen so aus, als wären sie, über die Jahrzehnte hinweg, die sie offensichtlich schon an diesem Platz befestigt waren, mit dem Untergrund eine innige Verbindung eingegangen.

‚Schorlemer', stand auf dem unteren Schild, ‚Balthus' auf dem oberen. Er drückte kurz auf den Knopf, der neben dem oberen Schild angebracht war. Das Klingeln im Haus hörte er bis auf die Straße.

Niemand öffnete. Er drückte noch einmal, diesmal länger, auf den Klingelknopf. Vergebens.

„Nun, wenn ich schon hier bin...", und drückte auf den unteren Klingelknopf. Nichts passierte.

„Einen letzten Versuch...". Lichtenberg wartete.

Als er sich gerade entschlossen hatte, zu gehen, wurde die Haustür geöffnet und ein alter Mann näherte sich dem Gartentor.

„Entschuldigen Sie, ich habe geschlafen, und Ihr Klingeln, glaube ich, nicht gleich gehört."

„Nun, ich habe mich zu entschuldigen, dass ich Sie in Ihrer Mittagsruhe gestört habe."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mein Name ist Lichtenberg. Ich wollte eigentlich zu Herrn Balthus, doch da niemand öffnete, habe ich mir erlaubt bei Ihnen zu klingeln. Herr Schorlemer?"

„Beides, mein Herr, beides. Schorlemer und Balthus. Schorlemer ist mein Bürgername, Balthus der für die Kunst. Kommen Sie doch bitte herein."

Er öffnete das Gartentor und Lichtenberg ging hinter ihm den kurzen Weg bis zur Haustür, tat es dem Hausherrn gleich, indem er sich sorgfältig die Straßenschuhe auf dem Eingangsgitter abputzte und betrat das Haus.

In der Eingangshalle blieb der Kommissar atemlos stehen. Das hatte er nicht erwartet.

Etwa zwanzig, so schätze er, alte Fahrräder hingen in dem großen Treppenhaus von der Decke herab. Der alte Mann bemerkte seine Verwunderung und sein Zögern im Weitergehen.

„Wie gefällt Ihnen meine Installation?"

„Ich bin etwas überrascht, wenn ich das so sagen darf."

„Hätten Sie bei einem so ‚alten Knacker' wie mir wohl nicht erwartet?" Er grinste breit über das ganze Gesicht und freute sich über die offensichtliche Verwunderung.

„Nun, junger Mann, nun machen Sie mal den Mund wieder zu. Die Zeit dreht sich wie ein Rad. Nur bleibt sie immerwährend neu, während wir und unsere Technik veralten und verrosten. Kommen Sie, wir gehen ins Atelier, denn Sie wollten ja zu Balthus."

Lichtenberg, seltsam berührt, mit seinen Mitte Vierzig ‚junger Mann' genannt zu werden, stellte sich auf die Sicht des wohl Siebzigjährigen ein, und dann war das wohl berechtigt. „Es ist immer eine Frage der Wirkungsgeschichte und der Perspektive des Betrachters", hätte der Museumsdirektor jetzt gesagt.

Das ganze Haus machte, ebenso wie der alte Mann, einen sehr gepflegten Eindruck. Keine der hölzernen Treppenstufen knarrte und das Atmen der beiden Männer beim Treppensteigen war das lauteste Geräusch im stillen Treppenhaus.

Die Nachmittagssonne schien durch die großen Glasfenster, als sie das Atelier betraten, und Lichtenberg schloss nach dem gedämpften Licht des Treppenhauses leicht geblendet die Augen.

„Häufig bin ich ja nicht mehr hier oben. Wenn man älter wird, dann wollen die Hände nicht mehr so richtig die feinen Pinsel führen. Aber", er lachte, „glücklicherweise erlaubt einem die Kunst heute auch etwas gröbere Arbeiten."

Das Atelier war beinahe leer.

„Was verschafft mir also die Ehre?"

„Ich wollte gerne ein altes Gemälde kopieren lassen und Sie wurden mir als der beste Kopist der Stadt genannt."

„Oh ja, die alten Zeiten. Das war mein Broterwerb, alte Meister zu kopieren. In einer Stadt mit so vielen Museen und berühmten Gemälden gab es glücklicherweise immer genügend Aufträge."

„Ihre Signatur ‚K. v. B.' ist ja gut bekannt."

„Das ist richtig. Ich habe meine Kopien immer signiert. Damit man sie nicht für das Original hält. In aller Bescheidenheit, manchmal wäre ich lieber in einem anderen Jahrhundert geboren worden. Dort wäre ich kein Kopist gewesen, sondern hätte die Originale gemalt. Doch nun, auch die Zeit des Kopieren ist vorbei."

„Sie arbeiten nicht mehr?"

„Ich sagte doch, die Hände wollen nicht mehr. Und ich habe einen guten Ruf zu verlieren. Also lasse ich lieber die Hände davon."

Lichtenberg wusste nicht recht weiter. Er hatte den Gesprächsfaden verloren und überlegte, welchen Weg er einschlagen sollte, ohne sein eigentliches Anliegen aufdecken zu müssen.

Der alte Maler half ihm ungewollt aus der Klemme.

„Welches Bild hätten Sie denn gerne kopiert gehabt?“

„*Christus bei Maria und Martha* von Louis Silvestre.“

Der alte Mann schaute ihn nachdenklich an.

„Hat es einen besonderen Grund, dass Sie dieses Bild wollen?“

„Nein, das nicht, es gefällt mir sehr und da es keine Reproduktionen davon gibt, dachte ich mir... Aber warum fragen Sie?“

„Es ist das letzte Bild, das ich kopiert habe. Vor vier Jahren. Seitdem arbeite ich nicht mehr an Kopien der Alten Meister.“

Lichtenberg frohlockte. Er schien auf dem richtigen Weg zu sein und versuchte seiner Stimme einen möglichst unverfänglichen Ton zu geben.

„Und Sie können mir da jetzt nicht weiterhelfen?“

„Glaube ich nicht, junger Mann.“

Balthus schwieg und Lichtenberg wollte ihn wahrlich nicht dabei stören.

„Aber warten Sie, vielleicht gibt es doch eine Möglichkeit, wie Sie eine Kopie bekommen können. Mein damaliger Auftraggeber war auch bereits ein älterer Mann und vielleicht können Sie ihm die Kopie abkaufen, die ich damals für ihn gemalt habe, oder er vererbt sie Ihnen.“

„Sie wissen noch, für wen Sie die Kopie angefertigt haben?“

„Ja, doch.“ Der alte Maler stand auf und ging zu einem Arbeitspult, auf dem ein großer Foliant lag. Er suchte eine bestimmte Seite, las darin und wandte sich wieder zum Kommissar.

Beiläufig murmelnd: „Eigentlich hätte ich gar nicht nachsehen brauchen, wollte mich nur wegen der Adresse vergewissern“, setzte er sich wieder an den kleinen Tisch.

„Er war für Herrn Sommerfeld. Damals Museumswärter in der betreffenden Museumsabteilung. Vor gut vier Jahren, einige Monate, bevor er pensioniert wurde, hat er mich damit beauftragt.“

Balthus schien in Erinnerung versunken. „Ja, der Silvester Sommerfeld, er hatte ein besonderes Verhältnis zu seinen Bildern. Während meiner Arbeit im Museum stand er im Anschluss an seinen Dienst häufig hinter mir und

passte auf, dass ich ja alles korrekt ausführte. Es wurde so eine meiner besten Arbeiten. Und wenn sie das Original und die Kopie nebeneinander sahen, Sie hätten nicht unterscheiden können, welches Bild das Original und welches die Kopie war."

„Wenn der Mann wüsste, wie recht er hat", dachte Lichtenberg bei sich.

„Leider habe ich selbst es nicht bis zur ‚Museumsreife' gebracht. Wissen Sie, auch wenn manche Leute der Meinung sind, Museen seien die Leichenhallen der Kunst, für mich als Maler wäre es die höchste Anerkennung, so öffentlich gegenwärtig zu sein."

Seine Stimme hatte einen wehmütigen Klang.

„Vielleicht nach meinem Tode? Diese Hoffnung kann jeder Künstler haben und mit ins Grab nehmen, denn es ist ja der Trost für die im Leben nicht Erfolgreichen, dass sie es nach ihrem Tode sein werden. Genügend Beispiele dafür gibt es ja."

Eine kleine Sehnsucht wurde deutlich.

„Wissen Sie, Herr Kommissar, in das berühmteste russische Kunstmuseum, die Tretjakow-Galerie, da kommt erst hinein, wer gestorben ist. Als Lebendiger hat man da keine Chance."

Lichtenberg bekam leichte Gewissensbisse, dass er dem Museumsdirektor versprochen hatte, nichts zu erzählen. Wie gerne hätte er dem alten Maler die Freude gemacht, ihm zu erzählen, dass er diese höchste Ehre bereits erreicht hatte. Er würde ihn sicherlich freuen.

Doch gleichzeitig war ihm bewusst, dass gerade diese Freude und der Stolz zu einer weiten Verbreitung der Information führen würde. Das war zu vermeiden.

„Junger Mann", Balthus hob den Zeigefinger, um sich der Aufmerksamkeit des Kommissars sicher zu sein, „Sie werden es noch erleben!"

Lichtenberg nahm sich vor, dem alten Maler später einmal, wenn das Original wieder herbeigeschafft und etwas Gras über die Sache gewachsen war, zu erzählen, wie gut er tatsächlich war.

Jetzt räusperte er sich nur.

„Ich will Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, Herr Balthus. Wenn Sie mir die Adresse des Herrn Sommerfeld aufschreiben könnten?“

Der alte Mann murmelte zwar so etwas wie, „Dass die jungen Leute nie Zeit haben“, ging aber zu seinem Arbeitspult und schrieb die gewünschte Adresse auf.

„Grüßen Sie ihn von mir, den Sommerfeld. Der hat es auch nicht einfach im Leben gehabt.“

Damit begleitete er Lichtenberg durch das Treppenhaus hinaus zum Gartentor.

„Lassen Sie von sich hören, Herr Lichtenberg. Ich weiß nämlich gerne, wo sich meine Arbeiten befinden!“

„Sicher, Herr Balthus, das werde ich tun,“ versicherte der Kommissar und er wusste, dass er es ernst meinte

6

Die aufgeschriebene Adresse stellte sich als einfaches Siedlerhaus heraus. Mitten in einer Häuserreihe, wie sie in den zwanziger Jahren als Modellsiedlungen gebaut worden waren.

„S. Sommerfeld“ stand auf dem Türschild, und auf sein Klingeln wurde ihm nach kurzer Zeit geöffnet. Ein großer, breitschulteriger Mann stand im Türrahmen und blickte den Kommissar interessiert fragend an.

„Entschuldigen Sie die Störung. Ich möchte gerne Herrn Sommerfeld sprechen.“

„Steht vor Ihnen. Worum geht es, bitte?“

Lichtenberg hatte sich nicht überlegt, wie er vorgehen wollte. Der Fall war zu ungewöhnlich, als dass er irgendeine spezielle Erfahrung gehabt hätte, welche Verhaltensweise am sinnvollsten sei. Als er nun vor diesem freundlichen Mann stand, wusste er, was er tun musste. Geradeaus.

Er griff in die Brusttasche seines Jacketts und zog seinen Polizeiausweis hervor. „Kriminalpolizei.“

Der Mann im Türrahmen stand wie erstarrt. Langsam wich ihm die Farbe aus dem Gesicht und er blickte Lichtenberg ausdruckslos an.

Dem Kommissar wurde die Situation zu unklar. Er blickte dem Mann gerade ins Gesicht und sagte nur ein Wort: „Silvester".

Sommerfeld schlug darauf die Augen nieder und reagierte tonlos. Er wies mit der Hand ins Hausinnere: „Kommen Sie doch bitte herein."

Im Wohnzimmer bot er dem Kommissar einen Sessel an.

„Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie draußen warten ließ. Ich ahnte zwar, dass mir nur eine bestimmte Zeit bleiben würde, doch ich hatte gehofft, dass es nicht ganz so schnell gehen würde, bis Sie, oder einer Ihrer Kollegen, mich besuchen würden."

Damit ging er zu einer Wand mit vorgezogenen Vorhängen, hinter denen der Kommissar weitere Fenster vermutet hatte, und zog den Vorhang beiseite. „Ich muss sie ja beschützen."

„Donnerlüttchen", entfuhr es dem Kommissar.

Dort hing das Bild, das er finden sollte. So einfach hatte er es sich nicht vorgestellt.

Leise, beinahe flüsternd, antwortete Silvester Sommerfeld dem Kommissar: „Das Schicksal gewährt den Sterblichen nur eine begrenzte Zeit."

Lichtenberg hatte gar nicht zugehört, so sehr war er auf das Gemälde konzentriert. Er wandte sich an seinen Gastgeber.

„Würden Sie mir bitte helfen, das Bild von der Wand zu nehmen?"

„Ja sicher doch. Ist ja auch richtig. Sie wollen sich sicher überzeugen."

Sie hoben vorsichtig das Gemälde von der Wand und der Kommissar betrachtete die Rückseite. Dort stand es: „peint par Louis Silvestre à Dresde 1734", so wie es ihm der Museumsdirektor beschrieben hatte.

Sommerfeld unterbrach seine Gedanken: „Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?"

„Gerne. Für mich bitte schwarz."

Während der ehemalige Museumswächter in der Küche wirtschaftete, blickte der Kommissar sich in Ruhe das Zimmer an.

Mit dem geöffneten Vorhang wurde der Raum in seiner Wirkung völlig durch das große Gemälde eingenommen. Der Raum war zweckmäßig und bequem eingerichtet, doch irgendetwas machte deutlich, dass die liebevolle Hand einer Frau fehlte. Vielleicht, weil alles zu zweckmäßig war?

Er blickte durch die Fenster in den kleinen Garten und überlegte, was diesen einfachen Mann, der einen ehrlichen Eindruck machte, wohl veranlasst haben könnte, einen Kunstraub zu planen, zu organisieren und schließlich erfolgreich zu realisieren. Immerhin keine leichte Aufgabe. Und wenn dieser interessierte Besucher nicht so genau hingeschaut hätte?

„Ich habe leider kein frisches Gebäck im Haus. Wenn Sie mögen?“ Damit stellte der Hausherr ein Tablett mit Tassen, Kaffeekanne und einen Teller mit Kuchenstücken auf den Tisch.

Er setzte sich in den gegenüberliegenden Sessel.

„Werden Sie mich jetzt verhaften?“

„So schnell wird niemand vorläufig festgenommen, Herr Sommerfeld. Es gäbe keine Begründung dafür. Sie sind geständig...,“ Sommerfeld nickte, „haben einen festen Wohnsitz...,“ wieder ein Nicken, „und wenn ich es richtig annehme, besteht keine Fluchtgefahr?“

„Nein.“

„Sicher, wo sollten Sie auch mit so einem großen Gemälde hin verschwinden.“ Er blickte Sommerfeld gedankenvoll an, der langsam den Kaffee eingoss. Nur ein genaues Hinsehen ließ ein Zittern seiner Hand erkennen.

„Sie heißen mit Vornamen Silvester, Herr Sommerfeld?“

„Ja. Mein Vorname ist Silvester.“

„Hat dieser Vorname irgendetwas mit dem Bild zu tun, das da an der Wand steht?“

„So könnte man sagen.“

Silvester Sommerfeld suchte nach Worten.

„Wissen Sie, ich bin nicht gewohnt, viel zu reden, und es ist eine lange Geschichte, die, wie soll ich sagen, die Geschichte meines Lebens. Wenn Sie sich die anhören wollen?“

„Wenn Sie mir den Gefallen tun wollen?“

Silvester Sommerfeld erzählte den ganzen Nachmittag, es wurde Abend darüber. Lichtenberg stellte nur wenige Zwischenfragen, rauchte seine dunklen Stumpen und trank Kaffee. Erst als die Straßenlaternen angingen, wurde ihnen gewahr, dass sie im Dunkeln saßen und Sommerfeld schaltete das Licht der Stehlampe ein.

Silvester schien froh zu sein, dem Kommissar von sich erzählen zu können.

„Was wird nun werden?“, fragte er schließlich.

„Das kann ich Ihnen auch noch nicht sagen. Ich werde morgen mit dem Museumsdirektor darüber sprechen und wir werden weiter sehen.“

Er blickte Silvester an, der ihm im Laufe der vergangenen Stunden immer sympathischer geworden war. Auch wenn es ein klarer Verstoß gegen die Vorschriften war, er hatte zu Silvester Sommerfeld Vertrauen gefasst und die Geschichte seines Lebens hatte ihn so berührt, dass er für sich entschied, das Bild nicht sicherstellen zu lassen.

Er deutete auf das Gemälde, das immer noch an der Wand stand. „Nun, dann wollen wir es mal wieder an seinen Platz zurückhängen“, forderte er den überrascht blickenden Sommerfeld auf. Der griff freudig zu und vorsichtig hingen sie die Befestigungsdrähte wieder über die Wandhaken.

„Ich komme morgen am Nachmittag wieder vorbei und werde Ihnen berichten, was sich ergeben hat. Versuchen Sie, zu schlafen. Ich werde ein gutes Wort für Sie einlegen.“

„Danke, Herr Kommissar. Und Gute Nacht.“

7

Lichtenberg hatte diesmal seine Stumpen stecken lassen, saß in dem Besuchersessel des Museumsdirektors und berichtete vom Vortag. Von seinem Besuch bei Balthus und bei Silvester Sommerfeld.

„Manchmal fragt man sich, ob Eltern ahnen, welches Lebensschicksal sie ihrem Kind mitgeben, wenn sie ihm einen Namen geben.“

„Sie meinen Silvester Sommerfeld?“

„Ja, sicher. Lassen Sie mich seine Geschichte in Kurzfassung berichten, dann werden Sie verstehen, warum es zu diesem Kunstraub gekommen ist."

„Soll ich Kaffee kommen lassen?"

„Gute Idee!" Lichtenberg setzte sich zurecht und berichtete: „Er schätzte seine Arbeit über alles, der Silvester Sommerfeld. Als Kind hatte er manchmal unter den Hänseleien gelitten, wenn laut – im Chor – hinter ihm hergerufen wurde: ‚Silvester! Silvester!'. Die Erwachsenen schauten sich dann stets neugierig um, warum ein Kinderchor mitten im Juli ‚Silvester' skandierte. Doch darüber aufgeklärt, lachten sie stets. Wie er befand, über ihn. So entwickelte er eine Abneigung, im Mittelpunkt zu stehen und ging eher an die Seite, als dass er sich vordrängte.

Konnte er etwas dafür, dass er gerade am 31. Dezember geboren worden war und seine Eltern nichts dabei fanden, ihn so zu nennen? Andere Eltern, so erklärten sie ihm immer auf seine Frage, deren Kinder am 24. Dezember geboren seien, würden ihre Kinder auch Christian, Melchior oder Balthasar nennen, das sei genauso, und wer wolle sich denn seines Geburtsdatums schämen?

Abkürzungen seines Namens mochte er nicht und so fand der Versuch gutmeinender Freunde, die um sein Leid wussten, ihn Silvio zu nennen, keinen Anklang bei ihm und es blieb bei dem unglücklichen Silvester.

Das änderte sich an dem Tag, als er mit seinem Vater Ihr Museum besuchte und er eher gelangweilt an der Hand seines Vaters mit trottete. Alles riesige Ölgemälde, und als Kind erschienen sie ihm noch größer, mit alten Männern und Frauen und Landschaften und alle mit Perücke, nicht alle, die Landschaften natürlich nicht, aber die Männer. Die Frauen trugen seltsamerweise kaum Perücken, nur kunstvolle Frisuren, wie er sie bei seiner Mutter noch nie gesehen hatte. Aber wer wollte das schon verstehen.

Und während der Museumsführer über die Bilder erzählte, war er nicht beim Zuhören. Er wollte hinaus in die Sonne, wollte nicht bei diesen großen Bildern sein müssen. Sein anfängliches Interesse, dass auf den Bildern Könige und Königinnen abgebildet seien, erlosch bald, denn das konnte ja nicht stimmen. Keiner von ihnen trug eine Krone.

„Hier!“, rief er laut, als der Museumsführer seinen Namen nannte und er aus seinem Dösen aufschreckte.

Alle Besucher hatten sich zu ihm umgedreht und lächelten. Er hätte im Boden versinken können, und dass sein Vater, der seine Verlegenheit bemerkte, stolz verkündete: „Mein Sohn heißt auch Silvester. So wie dieser berühmte Maler!“, machte es für ihn eher schlimmer, als dass es ihm half.

Die Besucher drehten sich wieder zu den Bildern und der Knuff seines Vaters „Döskopp, schlaf nicht im Stehen!“, ließ ihn vollends wach werden.

„Ja, Damen und Herren, der berühmte Silvestre hat diese Bilder gemalt und so wissen wir heute noch, wie König August II. und König August III. aussahen, denn die Fotografie wurde bekanntermaßen ja erst später erfunden. Und wie gelungen hat dieser Maler die Majestät unseres Königs und Kurfürsten August dargestellt! Alles, was wir über König August lesen können, ist nichts dagegen, wie dieser Silvestre ihn gemalt hat und wie er alles darstellen konnte, was unter der Oberfläche nur sichtbar war. Diese Bilder grenzen unsere Vorstellungskraft nicht ein, sie beflügeln sie und öffnen uns, den Nachgeborenen, das Tor zur Vergangenheit!“

Mit beifälligem Gemurmel „Für wahr“, und „Welches Glück, das uns diese Bilder erhalten geblieben sind“, stimmten die Besucher dem Museumsführer zu. Alle gingen weiter.

Nur Silvester blieb wie angewurzelt stehen. Keiner hatte gelacht, keiner hatte über den Namen Silvester gelächelt, von wegen: „Jetzt ist doch gar kein Silvester“.

Er schaute auf die Tafeln, die unter den Bildern angebracht waren, um sich zu vergewissern, dass er richtig gehört hatte. Tatsächlich, so stand es dort zu lesen: „Silvestre der Jüngere. *Noli me tangere*. 1735“.

Und auf der Tafel des nächsten Bildes der gleiche Name.

Nacheinander ging er alle Bilder ab, er schaute nicht auf die Bilder, nur auf die kleinen Tafeln, und auf allen stand sein Name.

Es schien ihm zwar seltsam, dass sein Name nicht ganz richtig geschrieben worden war, es sollte ihm jedoch recht sein, wenn das ‚r’ nicht immer am

Ende stehen wollte und deshalb mit dem ‚e', welches leid war, immer irgendwo eingeklemmt zu stehen, einfach die Plätze getauscht hatte. Es war sein Name und alle hatten ihn bewundert.

Das Unglück seines Namens hatte sich für ihn gewandelt. Er wurde gegenüber allen versuchten Hänseleien unempfindlich und so wurden die Versuche immer seltener, bis sie schließlich ganz aufhörten.

Immer, wenn er Zeit hatte, besuchte Silvester nun das Museum mit den ‚Alten Meistern', wie sie voller Hochachtung genannt werden."

Lichtenberg unterbrach seine Erzählung und trank nachdenklich seinen Kaffee.

„Nein, das war nicht ganz richtig, er besuchte nur diesen einen Raum. Die anderen vielen Räume waren nur Durchgang für ihn, Durchlass zu diesem Raum. Eine einzige Ausnahme davon bestand im Entree, aber davon sollte er erst später erfahren, dort hing das bekannteste Bild Silvestres, von dem der Museumsführer seinerzeit gesprochen hatte: *König August II. von Polen zu Pferde*.

Solange er klein genug war, brauchte er keinen Eintritt zu bezahlen. Und hatten die Museumswärter ihn anfangs sehr aufmerksam und kritisch beobachtet, verwundert über sein frühes Interesse an den ‚Alten Meistern', so wurden sie bald gewahr, dass er stets ohne einen weiteren Blick durch die Räume eilte, nirgends verweilte, weder vor den Raffaels, noch den Rubens, den Dürern, den Cranachs und wie sie alle mit noch berühmteren Namen hießen, stets ging er nur bis zu ‚seinem' Raum und saß dort still, sah sich die Bilder an und nur manchmal, als ob er etwas vergessen hätte, las er die darunter angebrachten kleinen Tafeln, die er doch schon alle auswendig konnte, und dann nach einiger Zeit wieder schnurstracks das Museum verließ.

Er war ein gern gesehener Gast, still, unauffällig, und nur, wenn er eine Woche nicht kommen konnte, fragten die Wärter sich, ob etwas mit ihm passiert sei. Doch die Woche darauf kam er wieder, lächelte sie still an und sie waren es zufrieden.

Als er älter wurde und Eintritt hätte bezahlen müssen, fand er heraus, wann die Eingangskontrollen ‚Wachablösung' hatten und wie er unbemerkt an ihnen vorbeikam.

Die Museumswärter hatten sich inzwischen angewöhnt, bei Dienstschluss immer noch einmal extra in ‚seinen' Raum zu schauen, ob er noch da saß, nachdem er einmal beinahe eingeschlossen worden wäre und nur die Putzkolonne, nach Schließung des Museums, ihn dort entdeckt hatte.

Selten beteiligte er sich an den Unternehmungen seiner Alterskameraden und obwohl er sich freundlich, selbstbewusst verhielt und ihn viele Menschen mochten, hatte er nur wenige Freunde.

Hätte man ihn gefragt und hätte er um sich selbst gewusst, dann hätte er wohl gesagt: ‚Die Bilder sind meine Freunde'. Er kannte sie genau, alle, im Laufe der Jahre, zu allen Licht- und Tageszeiten, zu allen Jahreszeiten, und sie enttäuschten ihn nie. Wenn er etwas Neues an ihnen entdeckte, so wurde die Bindung nur noch intensiver.

Mittlerweile war seine Gewohnheit bekannt geworden und wenn es auch niemand so recht verstehen konnte, akzeptierten ihn alle, die davon wussten, denn wem schadete er dadurch? Andere versonnene Knaben gingen angeln, warum sollte er nicht ins Museum gehen?

Er brauchte sich auch nicht mehr an der Eingangskontrolle vorbeizudrücken. Die Aufsichten begrüßten ihn freundlich mit seinem Namen und fragten nicht nach seiner Eintrittskarte.

So überraschte es niemanden, als er nach Abschluss der Schule den Wunsch äußerte, Museumswärter werden zu wollen und sich bewarb, als eine Stelle frei wurde.

Es verwunderte den damaligen Direktor, dass er die Bitte äußerte, genauer gesagt, die Bedingung stellte, nur in dem Bereich zu arbeiten, der ‚seinen' Raum mit einbezog. Er sprach zwar nicht von ‚seinem' Raum, doch er umgrenzte die Räume sehr genau: fünf Räume, das war das normale Revier eines Museumswärters, und nur wenige wussten, dass ‚sein' Raum dabei war. Die älteren Wärter, die um ihn wussten, stimmten zu, dass er dieses feste Revier bekam, sprachen für ihn, so dass Ihr Vor-Vorgänger als Direktor zustimmte.

Er schätzte seine Arbeit über alles, der Silvester Sommerfeld. Besonders die Morgenstunden. Betrat er das Museum grüßte er „Guten Morgen, August 2" nach rechts und nach links „Guten Morgen, August 3". Nur an ihren Sterbetagen, am 1. Februar und am 5. Oktober, blieb er jeweils kurz

stehen, blinzelte das Gemälde des betreffenden Kurfürsten und Königs an und sagte leise: „Nu, Majestät, wie geht es uns? Na ja, älter werden wir alle, das ist menschlich“. Dann stieg er die Stufen hinauf, zur Lichtkuppel, in das Himmelreich der Kunst, dann die Treppe hinauf in den zweiten Stock und betrat seine Seite, grüßte „Guten Morgen, Martha“ und überprüfte, ob alles so war, wie er es am Abend verlassen hatte.

Hier war sein geistiges Zuhause, sein Refugium und er genoss die Zeit bis zur Öffnung des Hauses für die Besucher. Bis dahin war er in seiner ihm eigenen Welt.

Nein, er hatte nichts gegen Besucher, solange sie kamen und wieder gingen. Er blieb.

Er und seine Martha. Dieses Bild hatte er lieb gewonnen, diese Frau, die so erwartungsvoll dastand und im Halbdunkel zu bleiben hatte. Alle Besucher schauten auf Jesus und Maria, für ihn war nur allein Martha wichtig.

Ihr konnte er seine Sorgen anvertrauen und geduldig hörte sie ihm zu. Es störte ihn nicht, dass sie nicht antworten konnte, stumm blieb. Zu sehr hatte er für sich erfahren, dass man nur sich selbst eine Antwort geben kann, der andere Mensch nur Medium ist, um zu sich selbst zu finden. Dieses Medium war für ihn Martha.

Kamen dann die Besucher, beobachtete er sie vorsichtig freundlich und war stolz, falls sie Silvestre lobten. Es berührte ihn, wenn fremde Menschen mit Respekt von ihm sprachen.

Die Jahre vergingen und im Laufe der Zeit waren die alten Kollegen, die um seine Jugend und seine Eigenart wussten, in Pension gegangen.

An den Todestagen der Auguste wurde ihm jedes Jahr deutlicher, um wie viel schneller er selbst alterte. Die Gemälde waren schon zweihundertfünfzig Jahre alt und hatten noch ein langes Leben vor sich. Sie hatten Kriege überstanden und waren immer wieder heimgekehrt in ihr Haus. Er wurde sich ihrer Unsterblichkeit bewusst und wenn er darüber zu Martha sprach, konnte sie ihm keine Antwort geben.

Das tat seiner Liebe zu ihr keinen Abbruch. Unsterbliche reden nun einmal nicht mit Sterblichen. Solange er nur zu ihr reden konnte, würde ihm das genügen.

Auch als die Bilder in ein anderes Museum ausgelagert wurden, da das Gebäude der ‚Alten Meister' dringend restauriert werden musste, begleitete Silvester Sommerfeld sie.

Unmerklich rückte er im Laufe der Jahre die Abstandskordel, die den Besucher auf Distanz zu den Bildern hielt, langsam immer mehr in den Raum hinein.

Es war eine Millimeterarbeit. Nicht einmal die Putzkolonnen bemerkten die langsame Veränderung. Silvester wollte immer mehr, dass die Besucher sich seiner Martha immer weniger nähern konnten.

Silvester Sommerfeld hat nie geheiratet. Es hatte zwar Frauen in seinem Leben gegeben, doch alle waren an seiner Liebe zu Martha gescheitert. Er hatte keinen Streit mit ihr, es gab keine Unstimmigkeiten. Stets hörte sie ihm geduldig zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dagegen konnte keine sterbliche Liebe ankommen. Wenn es zum ersten heftigem Streit kam, trennte er sich von der leiblichen Frau.

Als vor vier Jahren Ihr Vorgänger eines Tages zu Silvester freundlich bemerkte, dass er nun ja bald den wohlverdienten Ruhestand erreicht habe, legte sich ein Schatten auf sein Leben.

Er wusste nicht, wie er es Martha sagen sollte, dass er nun bald nicht mehr ständig bei ihr sein konnte.

Auch wenn er nach seiner Pensionierung noch häufiger kommen konnte, so häufig wie er wollte, ging es nicht. Zum Gespött der Kollegen zu werden, das war nur die eine Seite. Wichtiger, beinahe schmerzlicher, die Zukunft, das Fehlen der Stille, morgens, bevor die Besucher kamen, in der er ihr alles erzählen konnte.

Nun stand er da und wusste nicht, wie er es ihr sagen sollte.

Während er so, in Gedanken versunken, vor den Bildern hin- und herwanderte, hörte er eine leise Frauenstimme: „Silvester?".

„Ja, Martha."

Ohne Erstaunen sprach Silvester so, denn wer sollte hier anderes mit ihm sprechen, als seine Frau.

„Silvester, nimm mich mit. Ich bitte dich, nimm mich mit zu dir."

„Sicherlich, wenn es dir recht ist."

Er selber hätte nicht gewagt, an diese Möglichkeit zu denken. Zu bitter wäre es für ihn geworden, wenn aus dem Gedanken keine Realität werden würde und überhaupt, er konnte sie doch nicht einfach mitnehmen. Vielleicht wollte sie es gar nicht. Und was tat diese wunderbare Frau im Schatten? Das erstemal in all den Jahren, in denen er mit ihr sprach und ihr erzählte, und es zufrieden gewesen war, wenn sie ihm nur zuhörte, das erstemal, als er eine Antwort von außer sich selbst brauchte, da sprach sie zu ihm."

Kommissar Lichtenberg machte eine lange Pause.

„Der Rest sind die eher, wie soll ich sagen, die technischen Aspekte. Er ließ sich von Balthus, den er von seinen früheren Kopierarbeiten im Museum her kannte, eine Kopie anfertigen. Wie Balthus mir erzählte, wurde es mit Hilfe von Sommerfeld, der ihm genauestens auf die Finger schaute, eine seiner besten Arbeiten."

Der Direktor unterbrach den Bericht.

„Aber wenn er die Kopie bereits hatte anfertigen lassen, und diese Kopie so gelungen war, warum hat er sie dann gegen das Original ausgetauscht? Das kann ihn doch seine Pension kosten!"

„Das habe ich ihn auch gefragt, und wissen Sie, was er mir geantwortet hat? Der Kopie fehle der Geist, er könne nicht mit ihr sprechen, wie mit dem Original."

„Vielleicht beschreibt Sommerfeld genau das, was wir in der Kunst suchen? Ein geistiges Gegenüber zu uns selbst?"

Beide Männer schwiegen.

Nach ein paar Minuten unterbrach der Kommissar die Stille.

„Man kann auch nicht davon ausgehen, dass er vorsätzlich gehandelt hat. Es war nicht von vorneherein sine Absicht gewesen, die Kopie gegen das Original auszutauschen. Erst als die Kopie fertig war, wurde für ihn das Problem des Empfindens offensichtlich. Alle Restauratoren und auch Balthus selbst bewunderten die Kopie, sie war ihm außerordentlich gut gelungen, wie wir wissen. Nach Dienstschluss ging Silvester, wie stets während der Kopierarbeit, in den Restauratorenraum, wo das Original

hingebracht worden war und Balthus gearbeitet hatte. Alles war bereits für den Abtransport der Kopie vorbereitet. Das Original stand in der Nähe der Tür zu den Ausstellungsräumen. Der Kurator hatte bereits angewiesen, dass es am nächsten Morgen wieder in den Rahmen gesetzt und an seinen Platz zurückgebracht werden sollte, und die Kopie stand am Fahrstuhl. Die Schutzfolie für den Transport lag daneben bereit. Silvester war allein in dem Raum."

Professor Heinrich unterbrach den Kommissar: „Aber das geht doch nicht. Das ist ein glatter Verstoß gegen die einfachsten Sicherheitsbestimmungen dieses Hauses!"

Lichtenberg ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Herr Direktor, Sie haben ja recht! Allerdings entspricht die Lebenspraxis manches Mal nicht den Sicherheitsbestimmungen. Silvester war im Haus bekannt und beliebt und er war ja auch der Auftraggeber von Balthus, was alle zusätzlich respektierten. In seinen Pausen und nach Dienstschluss war er im Restauratorenraum, um Balthus bei der Arbeit zuzusehen und ihn gegebenenfalls zu korrigieren. Es war für alle normal geworden, dass er anwesend war und es wurde nicht mehr registriert, dass er kam und ging. Sie wissen doch selbst, dass die Wächter in der Museumshierarchie recht weit unten angesiedelt sind."

Professor Heinrich war ungeduldig. „Ja, ja. Aber was hat Sommerfeld dann getan?"

„Sie werden es nicht glauben, er hat das Original neben den Fahrstuhl und die Kopie neben die Tür zu den Ausstellungsräumen gestellt. Über das Original hat er dann noch die Schutzfolie drapiert."

„Hat er denn dabei kein Unrechtsbewusstsein gehabt?"

„Tja, das habe ich ihn auch gefragt. Seine Antwort war einfach. Er wollte das Schicksal entscheiden lassen. Es war sozusagen ein Angebot an Martha, ob sie ihn tatsächlich begleiten wollte. Falls es sich realisierte, war es richtig, falls nicht, hatte eben irgendjemand nicht aufgepasst und alles wäre ohne Probleme für ihn wieder rückgängig gemacht worden."

„Und?"

„Lichtenberg trank einen großen Schluck Kaffee und lächelte den Direktor im Wissen um seine Antwort nachdenklich an.

„Am nächsten Morgen wurde dann die Kopie gerahmt und das Original verpackt."

„Und dabei hat niemand etwas bemerkt? Niemand?"

„Offensichtlich, nein. Es war doch auch alles in Ordnung und nichts Auffallendes zu bemerken! Und ihre Facharbeiter sind doch auch keine Kunsthistoriker. Und auch denen ist nichts aufgefallen. Was hätte ihnen auch auffallen sollen? Am Schreibtisch sitzend, sieht die Welt oft geordneter und vernünftiger aus, als sie tatsächlich ist."

Während Lichtenberg fortfuhr, blickte der Direktor gedankenverloren aus dem Fenster.

„Im Museum achtete er dann darauf, dass das Bild mit der Rückseite immer zur Wand stand, so dass niemand die fehlende Beschriftung bemerken konnte."

Professor Heinrich war offensichtlich bestürzt.

„So einfach war das?"

„Einfach ist vielleicht nicht ganz richtig. Sommerfeld hatte ausgezeichnete Orts- und Terminkenntnisse, gehörte selber gleichsam ‚zur Familie', hatte in der Hierarchie des Hauses keinen bemerkenswerten Platz und konnte immer anwesend sein, ohne sich dadurch verdächtig zu machen. Und im Endeffekt fehlte ja nichts. Es war also eine einmalige Sondersituation, die nur einer der Museumsleute selber so vergleichsweise einfach für sich nutzen konnte. Ihrem Vorgänger kann man da nichts vorwerfen."

Lichtenberg setzte nach: „Gegen Schicksalsentscheidungen gibt es nun einmal keine Sicherheitsvorkehrungen."

„Na! Nachgeholfen hat er wohl dabei aber doch. Nun sagen Sie nicht auch noch, dass er unschuldig sei."

Darauf konnte Lichtenberg dem Direktor keine Antwort geben.

„Ich habe ihm gesagt, dass ich heute mit Ihnen sprechen würde und dann bei ihm vorbeikomme, um zu berichten, was sich ergeben hat."

„Mmh“, Heinrich dachte nach.

„Wohnt er sehr weit entfernt?“

„Mit dem Auto etwa zehn Minuten.“

„Gut! Lassen Sie uns zu ihm fahren. Es ist mir jetzt wichtiger, dass wir die Angelegenheit regeln, als hier am Schreibtisch zu sitzen. Und wenn ich selber mit Ihnen fahre, können wir die bisherige Diskretion leichter bewahren, als wenn wir noch jemand anderen hinzuziehen.“

8

Silvester Sommerfeld war nicht überrascht, als der Kommissar nicht alleine kam. Er wusste sofort, wer der Mann war, der Lichtenberg begleitete: „Auch wenn ich mir andere Umstände gewünscht hätte, Sie kennen zu lernen, Herr Professor, freue ich mich. Sie sind ja erst nach meiner Zeit Direktor geworden und so habe ich Ihr Bild nur in der Zeitung gesehen.“

„Wir kümmern uns offensichtlich zu wenig um unsere ‚Ehemaligen’. Danke für die Kritik. Ich will versuchen, das zu ändern.“

Jetzt mischte sich Lichtenberg doch ein, um die Befangenheit der beiden Männer zu lösen.

„Würden Sie uns bitte das Bild zeigen, Herr Sommerfeld?“

„Natürlich. Entschuldigen Sie bitte. Kommen Sie bitte durch in mein Wohnzimmer.“

Er zog den Vorhang beiseite und der Direktor prüfte das Bild sehr sorgfältig. „So wie ich das jetzt oberflächlich beurteilen kann, ist es tadellos in Ordnung.“

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Professor. Ich habe es immer gehütet wie einen Augapfel. Es wäre das Schlimmste für mich gewesen, wenn dem Bild irgendetwas passiert wäre.“

„Verstehe ich, Sommerfeld. Aber wie hatten Sie es sich eigentlich gedacht? Wollten Sie das Bild irgendwann einmal dem Museum zurückgeben?“

Statt zu antworten ging Silvester an den kleinen Schrank, der neben dem Fenster in der Ecke stand, zog eine Schublade auf und entnahm ihr einen Umschlag, den er dem Professor übergab.

Auf der Vorderseite stand gut lesbar: „Mein Testament".

„Bitte öffnen Sie den Umschlag und lesen Sie bitte selbst, was ich mir gedacht habe."

Professor Heinrich tat, worum Silvester ihn gebeten hatte und überflog die Zeilen. Er blickte auf und sah Silvester an.

„Sie sind ein ehrlicher Mann, Herr Sommerfeld, das ehrt Sie. Leider haben Sie aber eins vergessen. Wenn wir so verfahren würden, wie Sie es verfügt haben, würde die ganze Angelegenheit öffentlich bekannt werden. Denn dass das Bild nach Ihrem Tode dem Museum übergeben werden soll ist ja in Ordnung, doch der Testamentsvollstrecker, Ihre Verwandten und alle, die davon hören, werden Fragen stellen, wie das Bild in Ihren Besitz gekommen ist, wieso das Museum erlaubt hat, dass ein Original entfernt wird und im Museum eine Kopie hängt, die alle als das Original betrachtet haben. Nein, so geht es leider nicht."

Wieder mischte sich nun Lichtenberg ein.

„Halten wir einmal fest: Es ist kein wirtschaftlicher Schaden entstanden, da das Bild unbeschädigt ist. Herr Sommerfeld leugnet nichts und hat dafür Sorge getragen, dass das Gemälde nach seinem Tode wieder dem Museum zugeführt wird. Soweit richtig?"

Er schaute den Direktor fragend an.

„Soweit richtig. Aber worauf wollen Sie hinaus?"

„Es liegt in diesem Fall, will ich mal so sagen, kein Kunstraub vor, sondern eher so etwas zwischen groben Unfug, Betrug und arglistiger Täuschung. Da Herr Sommerfeld nicht vorbestraft ist, wird er wegen derartiger, eigentlich kleiner Delikte, wenn er überhaupt bestraft werden sollte..."

„Ich möchte nicht, dass Herr Sommerfeld bestraft wird, ich möchte einen Weg finden, wie wir das Gemälde ohne Aufsehen wieder in das Museum zurückbringen können."

Silvester, der bisher geschwiegen hatte, und dem ein Stein vom Herzen gefallen war, als deutlich wurde, dass beide Männer nicht an einer Strafverfolgung interessiert waren, meldete sich nun zu Wort.

„Vielleicht auf dem gleichen Weg, wie ich es seinerzeit herausgeschmuggelt habe?“

Der Direktor schaute Sommerfeld ohne Verständnis an, während der Kommissar hell auflachte.

„Da haben wir den Straftatbestand aus dem Mund des Täters vernommen: Schmuggelei!“ Er amüsierte sich offensichtlich.

„Aber wie sollte das denn möglich sein, ein Bild ‚zurückzuschmuggeln’?“

„Herr Professor, Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht!“

„Wie?“

„Also, Sie leihen doch manchmal Bilder an andere Museen oder für Sonderausstellungen aus?“

„Ungern und selten.“

„Nun geben Sie Ihrem Behüterinstinkt einen kleinen Schubs und fragen doch einmal bei ihren Kollegen an, ob die nicht eine Ausstellung machen wollen, zu einem Thema, für das Sie auch Bilder Silvestre’s mitgeben könnten. Damit bekämen Sie das Bild mit gutem Grund aus dem Museum heraus und wenn Sie und Herr Sommerfeld gut zusammenarbeiten, wird es ihnen doch nicht schwer fallen, die Bilder wieder auszutauschen.“

„Das brauchte ich gar nicht zu provozieren. Bei mir gehen ständig Anfragen ein, die ich normalerweise abschlägig beantworte. Unter den derzeit vorliegenden Anfragen sind auch tatsächlich zwei dabei, die sich auf Bilder des Barocks beziehen.“

Er wandte sich an Silvester.

„Sie wären dabei?“

„Ja sicher, da kann ich Sie fachmännisch einschlägig beraten.“

In dem Lachen aller drei Männer löste sich ihre Spannung und der Direktor besprach sich mit Silvester, wie sie miteinander in Kontakt blieben. Als

die beiden ins Fachsimpeln kamen, verabschiedete sich der Kommissar: „Hier werde ich jetzt ja wohl nicht mehr gebraucht."

9

Drei Monate später kam Kommissar Lichtenberg am Museum vorbei und entschied sich, den Direktor aufzusuchen, um zu fragen, ob alles bereits ‚über die Bühne gegangen sei'.

„Über die Bühne gegangen ist gottlob nichts."

Der Professor lächelte amüsiert.

„Alles geschah ganz still und heimlich. Sie hätten mich, Herrn Sommerfeld und die beiden Restauratoren, die ich einweihen musste, sehen sollen, wie wir nach detaillierter Planung die beiden Bilder auf dem Transport - LKW ausgetauscht haben. Das hätte ich auch nicht gedacht, dass ich einmal sozusagen als ‚Kunst-Rück-Räuber' aktiv sein würde."

Die Erinnerung an das gelungene Räuberstück bereitete ihm offensichtlich noch in der Erinnerung Vergnügen.

„Ist also alles korrekt gegangen?"

Der Direktor verstummte auf diese Frage.

Nach einigem Nachsinnen blickte er den Kommissar fragend an. „Ob es korrekt war? Ich weiß es nicht. Vor nun acht Wochen haben wir den Austausch organisiert, das ist korrekt, ja. Aber...", und ohne weiter zu sprechen nahm er aus seiner Schublade einen Zeitungsausschnitt, den er dem Kommissar zum Lesen reichte.

„Diese Anzeige erschien vor vier Wochen."

Lichtenberg sah eine Todesanzeige vor sich.

„Plötzlich und unerwartet verstarb unser Onkel Silvester Sommerfeld. Gott wird wissen, woran sein Herz zerbrach." □

Erstens kommt es anders, zweitens, weil man denkt.

Es gibt Männer, die wollen immer alles wissen, anstatt darauf zu vertrauen, dass sich die Dinge schon entwickeln werden.

1 Max Offerkamp musste sich sehr bemühen, nicht von seinem Schreibtisch aufzublicken. Niemand durfte bemerken, dass er dem Gespräch zwischen seinem Chef und dem Kommissar mehr als nur normal interessiert lauschte.

„Aber die Spuren sind doch eindeutig!“

„Ja, doch, Herr Meyer-Zylewski“, versuchte Kommissar Lichtenberg den Abteilungsleiter der Großbank zu beruhigen. „Sie haben auch völlig richtig gehandelt, als Sie heute Morgen von der Betriebswache, die von der Putzfrau alarmiert worden war, hierher gerufen wurden und als erstes uns angerufen haben. So konnten wir vor dem allgemeinen Arbeitsbeginn hier sein und darauf achten, dass keine Spuren verwischt wurden.“

Abteilungsleiter Meyer-Zylewski war erleichtert, dass sein eigenmächtiges Handeln heute morgen als korrekt aufgefasst und bewertet wurde.

„Dienstag, der dreizehnte März. Wenn es wenigstens Freitag gewesen wäre...“ versuchte er seiner Nervosität durch einen gescheiterten Anlauf von Lustigkeit zu begegnen. Er setzte neu an. „Meinen Sie, dass ich mein Büro bald wieder betreten kann?“

„Doch, ja!“ Lichtenberg hielt nach seinem Assistenten Ausschau. Allerdings ohne ersichtlichen Erfolg.

„Heitmann?!“ brachte dann hörbaren Erfolg, da sein Assistent sich mit einem deutlichen „Ja, Chef!“ aus dem Zimmer des Abteilungsleiters meldete und aus der Tür herauskam.

„Ist die Spurensicherung abgeschlossen?“

„Ja, Chef. Alles klar. Herr Meyer-Zylewski kann jetzt bitte überprüfen, was gestohlen wurde. Dann kommen wir vielleicht schon einen Schritt weiter."

Meyer-Zylewski hatte seine Finger aufgeregt ineinander verschränkt und drückte die Hände gegeneinander, um seine Aufregung zu verbergen.

„Also, dann woll'n wir mal", meinte Lichtenberg aufmunternd, weil der Abteilungsleiter noch zögerte..

„Entschuldigen Sie, ich hatte noch gerade darüber nachgedacht, welche der von uns betreuten Kunden irgendein Interesse daran haben könnte, etwas zu entwenden. Aber außer der Immobilienfirma Hannsmann, die in diesen Finanzierungsskandal verwickelt ist, fällt mir niemand ein, der irgendein Motiv ..." Damit war Meyer-Zylewski in seinem Zimmer verschwunden.

Max Offerkamp saß an seinem Schreibtisch und blickte den Männern, die in dem gegenüberliegenden Zimmer verschwunden waren, nachdenklich hinterher. Eine knappe Woche war es nun her, dass der Stein ins Rollen gekommen war.

Seine Gedanken wanderten zurück zum vergangenen Mittwoch.

2

Mittwoch, siebter März! Gleichmütig blickte Max Offerkamp auf den Wandkalender, der seinem Schreibtisch gegenüber, neben der Zimmertür seines Abteilungsleiters, an der Wand hing. Zehn Tage würde sein Vorgesetzter, Abteilungsleiter Meyer-Zylewski, noch im Urlaub sein. Zehn Tage relativer Ruhe, wie bereits die vergangenen vier Tage.

Die Firmen, die sie in ihrer Abteilung betreuten, hatten zum größten Teil ihre jährlichen Betriebsferien und für das normale Tagesgeschäft war er als Stallwache geblieben.

‚Stallwache' musste Offerkamp lächeln. Das beste Pferd im Stall, wie sie selber meinte, die Chef-Sekretärin Ingrid Seligmann, war schon wieder im Hause unterwegs. „Ich bin das Auge und das Ohr des Chefs" war eine ihrer eigenen, etwas anmaßenden, Beschreibungen ihrer Tätigkeit, die manche der Kollegen gehässig weiter ausmalten, was ihre Ingrid denn noch gerne wäre. Auf jeden Fall war sie immer bestens unterrichtet, was

im Hause vorging. Das ‚Stimmungsbarometer', wie sie auch genannt wurde, hatte ihm nur kurz und freundlich zugenickt, als sie vor einer halben Stunde ihren Schreibtisch verließ. Das hatte sich so eingespielt, wortlos. Ab sofort hatte er die Leitung der Abteilung, oder einfacher und genauer gesagt, er hatte das Telefon zu bedienen.

Max Offerkamp betrachtete das Telefon und musste grinsen. Nun war er, in Ingrids Worten, der ‚Chef der elektronischen Abschirmung und kommunikativen Steuerung'. Er seufzte unterdrückt. Auch wenn er die rechte Hand des Abteilungsleiters war, in seinem Monatsgehalt drückte sich das leider nicht aus.

Etwas lustlos blickte er über die Schreibtische des Großraumbüros, die aufgrund der Urlaubszeit nur zu gut einem Drittel besetzt waren und war noch unentschlossen, ob er erst Zeitung lesen und dann die laufenden Vorgänge bearbeiten oder ob er in umgekehrter Reihenfolge vorgehen sollte, als das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte.

„Hanseatische Bank, Industriekredite, Offerkamp".

„Vorstandssekretariat, Müller-Ingwersen", hörte er die freundliche Frauenstimme in seinem Ohr. „Herr Offerkamp, ich brauche die Unterlagen zum Kredit der Immobilienfirma Hannsmann. Sie finden sie im Büro von Herrn Meyer-Zylewski. Würden Sie die Unterlagen bitte heraussuchen und zu mir hinaufbringen. Herr Dr. Schlichting braucht die Informationen bis zehn Uhr. Danke." Damit war die Leitung stumm. Es war überhaupt keine Frage, dass die Mitarbeiter spurten, wenn der Vorstand die Informationen brauchte.

Offerkamp war bereits aufgestanden, bevor er den Hörer aufgelegt hatte. Privilegien, die rechte Hand des Abteilungsleiters zu sein, ist manchmal lästig, dachte er, sie hindern einen am Zeitung lesen, öffnete die Tür des Abteilungsleiters, und öffnete den großen Wandschrank mit den Aktenordnern.

„Hannsmann, Hannsmann,..". Sein Zeigefinger glitt unwillkürlich an den Rückenschildern der Ordner entlang, als ob er seinen Blicken Halt geben wollte. Er konnte seine Augen nicht von einem Rückenschild in der obersten Reihe abwenden. In breiter Schrift gedruckt, las er, immer wieder las er: „Personalbeurteilungen".

„Hannsmann, Hannsmann, ..“, damit zog er den Ordner Hannsmann mit der laufenden Jahreszahl heraus, deponierte ihn kurz auf dem Schreibtisch, schloss den Schrank wieder, griff den abgelegten Ordner und machte sich auf den Weg zum Vorstandssekretariat.

„Ganz in Gedanken, Herr Offerkamp?“, lächelte Frau Müller-Ingwersen.

„Wie bitte, guten Tag...“ schreckte Offerkamp aus seinen Gedanken auf. „Der Vorgang Hannsmann“, er holte Luft, „das laufende Jahr.“

Die Sekretärin hatte spielerisch ihr Kinn aufgestützt und tat so, als ob sie ihren Kollegen kritisch betrachtete. „Herr Offerkamp, man könnte meinen, Sie seien verliebt.“

„Ich? Aber wie ... Nicht doch!“

„Doch, doch. Sie sind hier gerade einfach so hereinmarschiert, ohne anzuklopfen und scheinen zwar körperlich anwesend zu sein ...“.

Offerkamp riss sich zusammen. „Entschuldigen Sie, ich war gerade in Gedanken ...“.

„Nichts für ungut, nun denken Sie mal weiter. Und danke für das schnelle Heraussuchen und Vorbeibringen.“ Ein freundliches Lächeln und er beeilte sich, dem verständnisvollen Lächeln der Sekretärin zu entkommen.

„Verliebt!“, dachte er auf dem Weg zu seinem Schreibtisch. „Schön wär’s ja. Ist aber nicht.“ Voller Entschlossenheit zog er die Zeitung aus seinem Aktenkoffer, um sich abzulenken und seinen Pulsschlag zu beruhigen.

Schnell durchblätterte er die Seiten, bis er zur Wirtschaftsseite kam, seine tägliche Pflichtlektüre. Gerade hatte er die Überschriften der ‚kleinen Meldungen’ überflogen und stutzte plötzlich, als er „Immobilien Hannsmann vor dem Aus?“ las, als seine Augen sich an dem Aufmacher der Wirtschaftsseite geradezu festsaugten: „Karriere und Personalbeurteilung“.

Die Schrift verschwamm vor seinen Augen. Seit mindestens einem halben Jahr war er überfällig, wie es hieß. Vor der Eröffnung der neuen Filiale hatten alle Kollegen darauf gewettet, dass er für die Leiterstelle vorgesehen war. Die auf ihn gesetzt hatten, hatten verloren. Ein Kollege aus der Abteilung für Privatkredite hatte das Rennen gemacht.

Hatte der Karriereknick, wie er es empfand, an seiner Beurteilung gelegen? Sein Verhältnis zu dem Abteilungsleiter war ungetrübt und auch im Kollegenkreis war er anerkannt und wurde als kompetent geschätzt. Warum war er aber übergangen worden? Hielt man ihn nicht für qualifiziert genug? Hatte sein Chef doch Vorbehalte ihm gegenüber, die er nur nicht äußerte?

Das Klingeln des Telefons unterbrach seine Gedanken.

„Hanseatische Bank, Industriekredite, Offerkamp."

„Herr Offerkamp, ich brauche bitte noch die anderen Jahrgänge der Firma Immobilien Hannsmann. Sind Sie so freundlich? Es ist eilig!" Eine leichte Hektik schien in der Stimme der Vorstandssekretärin zu liegen. Offerkamp blieb sitzen. Er musste erst für sich eine Entscheidung treffen.

Dann stand er auf, ging die wenigen Schritte bis zur Tür des Abteilungsleiterbüros, vergewisserte sich, dass die Sekretärin nicht in Sichtweite war, öffnete die Tür, ging hinein, schloss die Tür dann wieder gerade soweit, dass sie noch angelehnt war und öffnete den großen Aktenschrank. Er entnahm fünf Ordner Hannsmann und deponierte sie auf dem nahestehenden Schreibtisch, dann zog er den Ordner ‚Personalbeurteilungen' heraus, entnahm die abgehefteten Aktendeckel, legte sie auf die fünf Ordner Hannsmann, stellte den leeren Ordner wieder in den Schrank zurück und trug die fünf erwünschten Ordner mit den darauf liegenden verwünschten Aktendeckeln zu seinem Schreibtisch, um sie dort abzustellen. Schließlich brauchte er beide Hände, um die Ordner zu tragen und er konnte die Tür des Abteilungsleiters ja nicht mit dem Fuß zuschlagen.

Unglücklicherweise kippte, natürlich, der schräge Ordnerstapel von seinem Schreibtisch auf den Boden und in ruhiger Entschlossenheit öffnete Offerkamp seinen Aktenkoffer neben dem Schreibtisch, schob die etwas verrutschten Aktendeckel zusammen und ließ sie in seinem Aktenkoffer verschwinden. Zuklappen, Verschlüsse zu, hinstellen. Das war klar. So hatte er es sich gedacht.

Gelassen tauchte er wieder aus der Versenkung auf, deponierte die Ordner jeweils versetzt auf seinem Schreibtisch, nun brauchte ja schließlich nichts mehr herunterzufallen, und schloss die Zimmertür des Abteilungsleiters.

Still vor sich hinpfeifend trug er die Ordner zum Vorstandssekretariat, öffnete die Tür mit dem Ellenbogen und grinste die Sekretärin fröhlich an: „Klopfen ging leider nicht, höchstens mit der Nase, weil ich ja alle Hände voll zu tun habe."

„Herr Offerkamp ...", setzte die Sekretärin an, dann beugte sie sich verschwörerisch etwas vor und flüsterte ihm zu: „Wissen Sie, hier ist die Hektik ausgebrochen. Danke für's schnelle Hertragen ... und", sie zwinkerte ihm zu „Gruß an die neue Liebe! Danke." Damit hatte sie schon die Telefontastatur gedrückt, und Offerkamp hörte im Herausgehen noch, wie sie dem Vorstand Dr. Schlichting die Ankunft der Ordner meldete.

Beinahe wäre er ausgelassen die Treppen hinuntergehüpft. Sein Schatz wartete auf ihn !

Abrupt blieb er stehen, als er aus dem Treppenhaus in seine Etage zurückkam und gerade seinen Schreibtisch ansteuerte.

Die Müller-Ingwersen saß an ihrem Schreibtisch. Viel zu früh! Dann klopfte er sich innerlich auf die Schulter. Problem analysieren, nachdenken, handeln! Das war seine Maxime und alles war gut gegangen. Die Aktendeckel würde er erst zu Hause, abends, in Ruhe lesen. Er grinste. Der Abend bringt die Wahrheit an den Tag.

3

Siebzehn Uhr. Arbeitszeitende. „He, Max, gehst Du noch mit ein Bier trinken?"

Max Offerkamp schreckte auf. Der Tag hatte nicht vergehen wollen. „Nein danke, ich habe noch etwas vor und muss mich beeilen." Hastig sortierte er noch schnell die Unterlagen auf seinem Schreibtisch, schloss die vertraulichen Unterlagen in die Schublade ein und griff sich seinen Aktenkoffer.

„Macht's gut, bis morgen!" rief er noch kurz zu den beiden Kollegen, mit ihm die Junggesellenrunde der Abteilung, hinüber, die manchmal nach der Arbeit noch zusammensaßen, da sie keine Eile hatten, in ihre alleinstehende Wohnung zu kommen.

Er war heute in Eile, wartete noch nicht einmal auf den Aufzug und hastete die Treppenhausstufen hinunter in die hauseigene Tiefgarage.

Während der Fahrt zu seiner Wohnung blickte er immer wieder auf den Beifahrersitz, auf den Aktenkoffer, der dort harmlos flach lag und nur manchmal in Kurven etwas verrutschte.

Es war noch früh, die meisten Parkplätze noch frei. Erst in einer halben Stunde würde es eng werden, wenn die Parkplätze in der Innenstadt sich leerten und in den Vororten der Platz gebraucht wurde. Direkt vor dem Wohnungsblock parkte er und beeilte sich, in seine Wohnung zu kommen.

Da lag er. Wie immer hatte er seinen Aktenkoffer in den Sessel am Fenster gelegt, um seinen Mantel und das Jackett auszuziehen. „Langsam", dachte er, „langsam, Max. Es kann dir ja nicht davonlaufen."

In der Küche kochte er sich erst einen Kaffee, ließ ihn dann aber stehen, er war aufgeregt genug, und holte aus dem Wandschrank den guten Cognac, den er dort für besondere Gelegenheiten bereit hielt.

Mit dem Cognacglas in der Hand betrachtete er den Aktenkoffer, dessen harte Schale sich eckig in die weiche Polsterung des Sessels drückte. Mit der freien Hand griff er den schmalen Aktenkoffer, legte ihn auf den flachen Tisch neben dem Sessel, ließ die Verschlüsse aufschnappen und öffnete den oberen Teil. An den Seitenlaschen der Aktendeckel las er die Namen. Einen nach dem anderen. Zwanzig Mitarbeiter der Abteilung und zwanzig dünne Aktendeckel. Schicksalhaft durchblätterte er die Laschen und zog den Aktendeckel mit seiner Namenslasche heraus.

Offerkamp nippte vorsorglich am Cognacglas und drehte mit dem ausgestreckten Zeigefinger die graue obere Deckpappe vorsichtig zur Seite. Die Büchse der Pandora hatte sicherlich auch keinen festen Verschluss, sondern einen leicht anzuhebenden Deckel, kam es ihm in den Sinn. Unter dem Deckel wurde allmählich weiße Blätter sichtbar. Das obenauf liegende Blatt war schon das, was er gesucht hatte. ‚Personalbeurteilung Max Offerkamp' mit Datum vom September des vorigen Jahres. Vor gut einem halben Jahr, also vor der Entscheidung, wer Filialleiter wurde.

Er schloss die Augen, trank einen großen Schluck Cognac, holte tief Luft und, indem er das Glas auf den Tisch neben den Aktenkoffer stellte, begann er den Text zu überfliegen.

„Hervorragender Mitarbeiter... rechte Hand... korrekt... kompetent... entscheidungsfreudig... Führungskraft." Absatz.

Und jetzt, er las langsam: „Für die zu besetzende Filialleiterstelle sollte Herr Offerkamp nicht berücksichtigt werden, da diese Filiale in einer besseren Wohngegend schwerpunktmäßig Privatkredite zu betreuen haben wird. Herr Offerkamp sollte für die Nachfolge des in sieben Monaten in Pension gehenden Leiters unser großen City-Filiale vorgesehen werden. Eine Aufgabe, die seiner Qualifikationen und seiner Kompetenz weitaus angemessener ist, als die anstehende Besetzung."

Offerkamp musste die Augen schließen. Seine Gedanken schwirrten hektisch durch den Kopf. Von wegen Karriereknick. Aufbewahrt für Besseres. Das wäre etwas, eine Herausforderung, Leiter der großen City-Filiale.

Er öffnete die Augen, stand abrupt auf, stand schon in der Küche und ließ sich kaltes Wasser aus dem Hahn des Spülbeckens über den Kopf laufen, als ihm mit kühler werdendem Kopf bewusst wurde, dass unten auf dem Blatt mit grüner Tinte etwas geschrieben stand. Grüne Tinte bedeutete Dr. Schlichting, bedeutete Vorstandsmeinung, bedeutete...

Mit dem Handtuch um den nassen Kopf beugte er sich nur Augenblicke später wieder über das offen liegende Blatt, betrachtete den kleinen Schriftzug mit der grünen Tinte, Dr. Schlichting war ein sparsamer Mensch, ohne überflüssige Schnörkel, und entzifferte: „Zustimmung. Termin 1.7. Information M. O. zum 1.6.!"

Die Polster betteten Max Offerkamp weich, als er sich in den Sessel fallen ließ. Regungslos lag er mit dem Tuch um den Kopf und flüsterte nur: „Information M. O., das bin ich, zum 1.6.!"

Beim Aufspringen stieß er den Aktenkoffer vom Tisch, die Aktendeckel verteilten sich auf dem Teppichboden und mit einem „Juchhu!" stand er schon am Telefon, wählte hastig eine Telefonnummer und legte schon wieder auf, als er das erste Freizeichen hörte. Nein, er konnte jetzt nicht seine Freundin anrufen, denn wie sollte er ihr seine Fröhlichkeit erklären, ohne zu verraten, dass er die Akten hatte mitgehen lassen.

Nachdem er eine halbe Stunde ausgestreckt auf seinem Bett gelegen hatte, war sein Kreislauf wieder zur Ruhe gekommen. Er stand wieder auf, betrachtete im Wohnzimmer die verstreuten Aktendeckel und legte sie sauber auf einen Stapel zusammen. Sein Blick glitt über die Namensschilder der Kollegen auf den Seitenlaschen.

„Wäre es nicht interessant, die Beurteilungen der Kollegen, na' wenigstens die der Seligmann, der Abteilungs-‚Chef'-Sekretärin." Er starrte auf die Aktendeckel.

„Nein!" sagte er zu sich selbst, das kam ihm nicht zu, das war eine persönliche Sache der Kollegen. Er hätte auch nicht gewollt, dass jemand der Kollegen in seiner Personalakte gelesen hätte. Still legte er seine eigene Akte wieder in die alphabetische Reihenfolge zurück, legte den Stapel der Aktendeckel sorgfältig in seinen Aktenkoffer, schloss behutsam den Deckel und ließ bewusst und entschieden die beiden Verschlüsse zuschnappen.

Morgen früh kamen die Unterlagen wieder zurück in den Ordner. Das wäre kein Problem. Es hätte dann alles wieder seine ursprüngliche Ordnung und nichts war geschehen.

Sorgfältig stellte er den Aktenkoffer neben die Wohnungstür, zögerte noch, griff dann sein Jackett und verließ die Wohnung. Er wollte jetzt nicht allein zu Hause sitzen. In der Eckkneipe würde er schon jemanden finden, mit dem er sich unterhalten und sich ablenken konnte. Von dem Aktenkoffer, von seiner Freude, von den möglichen Zukunftsplänen mit beinahe dem doppelten Gehalt. Er musste unter Menschen.

4

Eine entnervend fröhliche Melodie schallte durch das Schlafzimmer: „Guten Morgen, die Langschläfer! Es ist Donnerstag, der 8. März. Hier ist der muntere Radiowecker und erinnert alle Schlafenden und Aufwachenden daran, dass es nun bereits sieben Uhr dreißig ist! Husch, husch, heraus aus dem Körbchen und hinein in die Klamotten!" Max Offerkamp kam aus der Küche, drückte den Ausstellknopf.

Er war früh wach geworden, saß bereits am Frühstückstisch in der Küche und fühlte sich rundum gut. Es würde ein guter Sommer werden. Mit neuen Aufgaben, neuen Anforderungen, besserem Gehalt und allen Möglichkeiten, die sich daraus ergaben.

Der Chef war nicht da, Arbeit gab es auch nicht übermäßig viel, also kein Grund, möglichst früh da zu sein. Er genoss noch eine weitere Tasse Kaffee lang dieses gute Gefühl, anerkannt zu werden und Verantwortung

übertragen zu bekommen. Die wenigen Wochen würden auch gut auszuhalten sein.

Acht Uhr! Er musste sich beeilen, wenn er bis halb neun im Büro sein wollte. Der Hauptberufsverkehr war schon vorbei, fünf Minuten vor halb Neun fuhr er in die Tiefgarage der Bank hinein, und wartete entspannt auf den Aufzug in die dritte Etage.

„Guten Morgen allerseits", grüßte er beim Betreten des Büros. Die Seligmann war auch schon da, das hatte er erwartet. Die würde aber in einer Stunde spätestens verschwinden, dann konnte er in aller Ruhe die Aktendeckel zurücklegen.

Überraschenderweise war die Sekretärin schon damit beschäftigt, Listen abzutippen und blickte nur kurz auf, um seinen Guten-Morgen-Gruß mit einem Kopfnicken zu erwidern.

Max Offerkamp vermutete, dass es wohl mit der Immobilienfirma Hannsmann zu tun haben würde. Er nahm sich vor, die Seligmann nachher zu befragen, denn Kredite in der Größenordnung Hannsmann waren ‚Chefsache'.

Er nahm erst einmal hinter seinem Schreibtisch Platz, entnahm die vertraulichen Unterlagen der Schublade und sortierte sich den Arbeitstag, als sein Blick auf die ihm gegenüber liegende Tür des Abteilungsleiters fiel. Die Tür war nur angelehnt. Sollten die Putzfrauen vergessen haben, die Tür... öffnete sich und sein Vorgesetzter Meyer-Zylewski stand im Türrahmen.

„Offerkamp! Prima, dass sie schon da sind. Kommen Sie doch bitte mal herein. Es gibt Probleme."

Probleme? Offerkamp starrte auf seinen Aktenkoffer. Wieso war sein Chef nicht mehr im Urlaub. Ein mulmiges Gefühl beschlich ihn.

Zögernd ging er um seinen Schreibtisch herum und betrat das Zimmer seines Vorgesetzten. Ein kurzer Blick genügte. Die Türen des Wandschranks waren geschlossen. Offerkamp war erleichtert.

„Guten Morgen! Kaum im Urlaub und schon wieder zurück?" Er versuchte, einen scherzhaften Ton vorzugeben.

„Ach, Offerkamp, übernehmen Sie bloß nie eine leitende Position. Wenn Sie in Urlaub fahren, haben Sie immer Ihre Adresse zu hinterlegen. Für

alle Fälle. Immobilien Hannsmann ist so ein Fall. Kreditbetrug großen Ausmaßes. Im Krisenstab darf ich als der zuständige Abteilungsleiter nicht fehlen und so hat man mich gestern Abend zurückgerufen. Sofort. Per Flieger! Weil nichts anderes frei war, Erster Klasse."

Er deutete auf eine Seite seines Schreibtisches. „Ihr Arbeitsplatz wird für heute und morgen hierher verlegt, damit wir direkt miteinander reden können. Wir müssen alle Unterlagen zum Kredit Hannsmann durchgehen, alle Sicherheiten, etc. überprüfen, um zu retten, was zu retten ist."

Er trank einen großen Schluck aus der Kaffeetasse vor ihm. „Holen Sie doch schon ‚mal ihren Arbeitsstuhl hierher. Nachher kommt noch ein Kollege aus der Internen Revision, um uns zu unterstützen, und", Meyer-Zylewski lächelte nervös, „um uns auf die Finger zu gucken."

Er nahm noch einen Schluck aus der Kaffeetasse. „Wissen Sie, solange alles in Ordnung ist und seinen gewohnten Gang geht, lässt man uns in Ruhe, aber wenn's brenzlig wird, dann kommt die Chefetage ins Schwitzen." Er holte Luft. „Und wenn wir uns persönlich einen Fehler erlaubt haben, dann rollen die Köpfe oder zumindest einer." Als spürte er schon irgendetwas am Hals, fuhr er sich mit dem Zeigefinger zwischen Hemdkragen und Hals, um sich anscheinend etwas Luft zu machen.

Offerkamp wurde blass, als ihm allmählich deutlich wurde, was es bedeutete, was sein Vorgesetzter eben gesagt hatte. Das Zimmer des Abteilungsleiters blieb den ganzen Tag unter Kontrolle. Interne Revision! Schon allein bei dem Wort wurden die Kollegen still. Wie sollten denn die Aktendeckel wieder zurück in den leeren Ordner? „Wenn wir uns persönlich einen Fehler erlauben...".

„Nun, Offerkamp!" Meyer-Zylewski lächelte nervös und klopfte seinem jüngeren Kollegen beruhigend auf die Schulter. „Ihren Kopf wird's schon nicht kosten!" Dachte er.

5

Um fünfzehn Uhr, in einer Kaffeepause, zu der er sich allein in die Kantine zurückgezogen hatte, versuchte Offerkamp, die Lage zu sondieren.

Erstens, er hatte ein Problem. Zweitens. Das Problem war ein leerer Aktenordner im Schrank seines Vorgesetzten und zwanzig Aktendeckel in

seinem eigenen Aktenkoffer. Drittens, er kam nicht unbeobachtet an den Wandschrank heran, um die Aktendeckel zurückzustellen.

Strategie eins: Situation herstellen, in der allein war. Variante A: heute am Abend länger arbeiten, Variante B: Morgen früh als erster da sein.

Strategie zwei: Angriff ist die beste Verteidigung. Mit der Wahrheit zu Meyer-Zylewski gehen, alles erzählen, er würde es verstehen. Widerspruch: Erstens, seine Aussage mit den persönlichen Fehlern, zweitens, er war jetzt nicht in der Verfassung, Verständnis für andere zu haben, drittens, das Risiko lag nicht allein bei seiner Entscheidung, sondern in der unkalkulierbaren Reaktion des anderen.

Also, verdeckt arbeiten, Strategie drei: Er würde die Aktendeckel einem Kollegen unbemerkt auf dessen Schreibtisch legen, so dass der Verdacht von ihm weg wäre. Widerspruch: Nur er persönlich und die Seligmann konnten, außer den Putzfrauen, das Büro des Abteilungsleiters betreten. Wenn man das plausibel anders biegen konnte, war es aber klar, dass es jemand aus der Abteilung war, der auch festgestellt werden musste. Das könnte heißen: Fingerabdrücke auf den Aktendeckeln? Verdammt, er hatte die Deckel, zumindest von außen alle angefasst. Nein, dann wäre schon Variante zwei risikoloser. Ein Fehler kann ja zumindest jeder machen, wenn er ehrlich genug ist, sich dazu zu bekennen. Andererseits, die Chance, Filialleiter der großen Filiale werden zu können, wollte er nicht gefährden. Er hatte kein Interesse, irgendwo an den Stadtrand in einer kleinen Zweigstelle den Bewährungsaufstieg zu üben. Es blieb also nur noch Strategie eins. Allein, ohne Mitwisser, und ohne, dass überhaupt jemand davon etwas erfuhr.

6 „Lassen wir es gut sein für heute. Ich denke, wir sind ein ordentliches Stück vorangekommen und Müdigkeit ist keine gute Basis für korrektes Arbeiten. Hat einer der beiden Herren etwas dagegen einzuwenden?“

Sowohl Offerkamp als auch der Mitarbeiter aus der Internen Revision verneinten. Zweiundzwanzig Uhr.

Offerkamp schnaubte. Er hatte länger bleiben wollen. Nun war er geblieben und es hatte keine Möglichkeit für ihn gegeben. Stets war einer der beiden mit ihm Raum gewesen.

Er würde seine Chance morgen früh suchen müssen.

Müde fiel er zu Hause ins Bett. Er hatte den Wecker auf sechs gestellt. Ab sieben Uhr konnte er im Büro erscheinen, ohne dass es verdächtig war, was er da wollte. Es gab so Frühaufsteher, auch wenn er selber nicht dazu gehörte.

7

Freitag, 9. März, sieben Uhr zeigte die große digitale Hofuhr an, als Offerkamp in die Tiefgarage einfuhr.

Die Lichter auf allen Etagen waren eingeschaltet. Wie er sich einmal hatte sagen lassen, kamen die Putzfrauen gegen sechs Uhr und schalteten als erstes das gesamte Licht an. Ob es als Zeichen gedacht war, dass die Arbeit nun begann oder dass sie Licht brauchten, um überhaupt zu sehen, wo im Bürobereich irgendetwas zu putzen war, hatte er vergessen zu fragen.

In der Tiefgarage standen nur vereinzelt Fahrzeuge und auch die Flure lagen noch still und leer. Nur die Arbeitsgeräusche der Putzkolonnen schallten durch die leeren Flure. Aus der zweiten Etage heulten die Luftturbinen der Großstaubsauger herauf und über ihm, im vierten Stockwerk, klapperte jemand im Treppenhaus mit einem Metalleimer.

Max Offerkamp drückte die Tür zur Abteilung Industriekredite auf. Er war als erster gekommen. Er lächelte. So, wie er es gedacht hatte.

Er stellte gerade seinen Aktenkoffer auf den Schreibtisch und wollte die Verschlüsse aufschnappen lassen, als die Stimme Meyer-Zylewskis an sein Ohr drang.

„Auch eine Tasse Kaffee, Herr Offerkamp?“

Bestürzt blickte Offerkamp auf. Er hatte zwar bemerkt, dass die Tür des Büros offengestanden hatte, es aber auf die Putzfrauen geschoben und nicht seinen Vorgesetzten darin vermutet. Der stand mit einer Tasse Kaffee in der Tür und sah ihm entgegen.

„Guten Morgen!“ hörte der sprachlose Offerkamp. „Kommen Sie schon ’mal rein; erst einmal gibt’s Kaffee zum Wachwerden.“

Dem konnte er sich nicht entziehen und angesagt war es schließlich auch. Verwirrt und sprachlos saß er an dem ihm gestern zugewiesenen Arbeitsplatz, während der Blick des Vorgesetzten wohlwollend und nachdenklich auf ihm ruhte.

„Wissen Sie, Offerkamp, in der Not zeigen sich die wahren menschlichen und, mit Verlaub, beruflichen Qualitäten.“ Er machte eine kurze Pause. „Mir fällt gerade auf, ob diese Trennung nicht unsinnig ist, ob also nicht berufliche und menschliche Qualitäten nur zwei Seiten der gleichen...“. Er verstummte wieder kurz.

„Egal, es freut mich, dass Sie ohne spezielle Aufforderung so früh kommen, denn,“ er räusperte sich kurz, „ich weiß ja, dass frühes Aufstehen nicht gerade Ihre Leidenschaft ist.“

Er trank einen Schluck aus seiner Tasse, während Offerkamp sich immer noch mit beiden Händen an seiner Kaffeetasse festhielt, als sei sie ein Rettungsring.

„Dieser Einsatz ohne spezielle Aufforderung gehört für mich auch zu den Führungsqualitäten, die jemand mitbringen muss. Von sich aus. Das kann man nicht antrainieren!“ Wieder trank er einen Schluck Kaffee und blickte nachdenklich seine ‚rechte Hand’ an.

„Eigentlich sollten Sie es ja erst später erfahren, aber ich kann Ihnen, im Vertrauen, mitteilen, dass Sie für die Nachfolge des Filialleiters der großen City-Filiale vorgesehen sind.“ Erwartungsvoll blickte er auf seinen Untergebenen.

„Ich...“ konnte Offerkamp gerade noch herausquetschen. Sollte er sagen, dass er es bereits wusste, dass er...

Meyer-Zylewski war lächelnd aufgestanden, hatte den Wandschrank geöffnet und war offensichtlich im Begriff den Ordner mit den ‚Personalbeurteilungen’ herauszuziehen. „Wollen Sie es gerne selber lesen?“

„Nein, nein, ich glaube es Ihnen ja, wenn Sie es mir persönlich sagen. Ich bin nur,“ er suchte nach Worten, „ich bin nur überrascht. Denn damit hatte ich nicht gerechnet.“

Meyer-Zylewski hatte sich wieder zu ihm gedreht. „Mensch, Offerkamp, Sie sind ja ganz blass geworden. Ist Ihnen nicht gut?“ Er blickte ihn prüfend an. „War vielleicht ein bisschen plötzlich. So am frühen Morgen.“

Aufmunternd lächelnd blickte er seinen Untergebenen an. „Aber ich möchte Sie bitten, dass die Information noch unter uns bleibt. Die Kollegen werden es noch früh genug erfahren. Außerdem brauche ich noch etwas Zeit, um zu entscheiden, wer für Sie die Nachfolge als meine ‚rechte Hand’ antreten wird.“

Meyer-Zylewski schob seine Kaffeetasse zur Seite. „Doch nun zur Arbeit, denn sonst hätte es ja keinen Sinn, dass wir so früh gekommen sind.“ Damit zog er einen Aktenordner zu sich heran, blätterte ihn prüfend auf und vertiefte sich im Lesen.

Offerkamp tat es ihm gleich, hatte aber Mühe, sich zu konzentrieren.

Also, jagte es ihm durch den Kopf, Strategie zwei, die Wahrheit sagen, ist damit unmöglich geworden. Strategie eins, griff nicht, denn wann, verdammt noch ’mal, sollte er den früher kommen oder länger bleiben, wenn zu dieser Zeit des Hannsmanns-Problems Meyer-Zylewski immer noch oder schon wieder anwesend war? Hätte sich dieser verdammte Immobilienmakler nicht auch einen anderen Zeitpunkt aussuchen können, zu dem sein Kreditbetrug platzte?

Er kam in seinen Überlegungen im Augenblick nicht weiter, aber der Zorn auf Hannsmann ließ ihn sehr engagiert werden, Details in den Unterlagen herauszufinden, die die Bank brauchte, um den Schaden zu begrenzen und einen Zugriff auf das vorhandene Vermögen des untergetauchten Maklers zu erhalten.

Meyer-Zylewski fühlte sich sehr bestätigt in der positiven Beurteilung von Offerkamp. Zusätzlich zu allen bereits bekannten Qualitäten hatte der Mann ja auch noch Spürsinn für versteckte Details!

8

Am Abend war Max Offerkamp einfach erschöpft. Die Anstrengung, den Tag zu überstehen, die Möglichkeit, dass Meyer-Zylewski aus irgendeinem blöden Grund wieder nach dem Ordner mit den ‚Personalbeurteilungen’ greifen wollte und der Zorn auf Hannsmann, der ihn vorangetrieben hatte, pingeligst das sogenannte Kleingedruckte zu lesen

und dadurch tatsächlich wichtige Rechtsansprüche zugunsten der Bank herauszufinden, hatte ihn ermüdet.

Max Offerkamp fühlte sich nicht nur müde, er fühlte sich einem Abgrund nahe.

Alle drei Strategien, die er sich ausgedacht hatte, waren wie Sackgassen. Auf dem Nachhauseweg war er versucht gewesen, als er an Müllcontainern vorbeikam, die zwanzig Aktendeckel in seinem Aktenkoffer auf dem Beifahrersitz einfach im Müll verschwinden zu lassen. Doch dann dachte er daran, was alles schon von Stadtstreichern aus dem Müll gefischt worden war, und verwarf die Überlegung als zu unsicher, zu unkontrollierbar, zu riskant.

Verbrennen! Wo? Er hatte Zentralheizung in der Wohnung und einen offenen Kamin hatte die Wohnung auch nicht. Hinausfahren, das Benzin aus dem Reservekanister des Autos darüber gießen und anzünden! Da fiel ihm ein, dass er als Nichtraucher weder Feuerzeug noch Streichhölzer dabei hatte. Ließ sich an jeder Tankstelle auch abends kaufen!

Nein! Entschied er, verschwinden lassen ging nicht. Er wollte keine Fragen entstehen lassen und ein leerer Aktenordner, gerade mit diesen Unterlagen, war eine Frage, eine große Frage. Außerdem stand ja die Entscheidung des Vorstands, in grüner Tinte, bereits unter dem Vorschlag. Er konnte die Aktendeckel nicht verschwinden lassen, sie mussten wieder in den Ordner hinein. Koste es, was es wolle.

Er entschied, das Wochenende für strategische Überlegungen zu verwenden, goss sich zu Hause zwei große Cognacs ein und träumte in der Nacht von großen Aktenordnern, zwischen denen er herumirrte und die ihn zu erschlagen drohten.

Eine riesige Wand mit Aktenordnern neigte sich, kam ins Kippen, Max warf sich flach auf den Boden, versuchte in den Schutz des Sockels zu rollen und wachte schmerzhaft auf.

Er lag vor seinem Bett und da es relativ hoch war, bedeutete das auch einen relativ tiefen Fall auf den Boden. Schmerzhaft.

Max drehte sich auf dem Teppichboden zur Seite und setzte sich halb aufrecht gegen die Bettkante. Er rieb sich die schmerzende Stelle an der Stirn.

„Verdammt!“ murmelte er. Das war nun auch vorbei. Hatte früher jemand über ihn gesagt, ‚er sei nicht auf den Kopf gefallen’, das war nun vorbei.

Seine Arme und der Rücken schmerzten ihm. Er musste völlig verkrampft geschlafen haben. Vage erinnerte er sich an Aktenordner und große Regale, als er die Nackenmuskulatur strecken wollte, den Kopf hob und sein Blick über den Boden hinweg, durch die Tür hinaus, durch das Wohnzimmer hindurch bis in den Flur hinein, seinen Aktenkoffer wahrnahm, den er beim Hereinkommen gleich hinter der Wohnungstür abgestellt hatte. Unwillkürlich schloss er gequält die Augen. Nicht jetzt das schon. Erst einmal einen klareren Kopf bekommen!

Routinemäßig setzte er Kaffee auf, stellte Frühstücksgeschirr, Brot, Butter, Marmelade und Wurst auf ein Tablett und trug alles ins Wohnzimmer. Er würde heute auf dem Sofa liegend frühstücken, hatte er sich entschlossen. Frohgemut goss er den Kaffee ein und streckte sich wohlig auf dem Sofa aus.

Der Kaffee war schon lange kalt geworden, als er am frühen Nachmittag wieder wach wurde. Er hatte traumlos geschlafen, war von nichts erschlagen worden und nirgendwo heruntergefallen, er fühlte sich erfrischt und richtig wach, bereit sich seinem Problem zu stellen.

Er brauchte einen Plan. Nur welchen? Während er frischen Kaffee aufbrühte, dachte er darüber nach, welche Grundbedingungen er zu beachten hatte.

Also, erstens, er musste in das Gebäude und dann in das Abteilungsleiterzimmer hineinkommen, ohne dass er dabei erwischt werden konnte. Die Zeit von sieben Uhr morgens bis zehn Uhr abends kam unter den derzeitigen Umständen nicht in Betracht. Zweitens, die Zeit drängte. Ihm sackte noch in Gedanken beinahe das Herz in die Hose als er sich erinnerte, wie Meyer-Zylewski am Freitag morgen nach dem leeren Ordner gegriffen hatte. Drittens, er wollte keine Mitwisser. Wenn er einen Kollegen einweihte, wollte der sicherlich auch seine eigene Beurteilung lesen und ob der sich dann selber verraten würde, sich womöglich über etwas was darin stand beschweren würde, und dann der Etagentratsch. Nein, wenn, nur er allein.

Er dachte nach und ging in Gedanken verschiedene Varianten durch.

Wie wäre es, wenn er sich abends im Klo einschloss, wartete, bis alle gegangen waren und dann die Nacht für sich hatte. Mmh, das ging nicht. Zum einen war nicht abzusehen, wie die Putzfrauen am Morgen reagieren würden, wenn sie ihn dort antreffen würden, und zum anderen hatte er keine Lust, die ganze Nacht, womöglich noch auf der Klobrille sitzend, im Toilettenraum im Dunklen zu schlafen. Und nachts aus dem Gebäude herauszukommen ging nicht, da die Türen elektronisch gesichert waren und vom Wachpersonal kontrolliert wurden. Und überhaupt störte ihn, dass er hinter der verschlossenen Toilettenraumtür keinen Überblick über die Situation im Hause mehr hatte und in irgendeine unvorhersehbare Überraschung hineinlaufen könnte. Wenn Meyer-Zylewski zum Beispiel auf die Idee kommen würde, im Büro zu übernachten, er sprach schon einmal davon, dass er eine ausklappbare Indianerliege hätte und durchaus auch im Büro übernachten würde, falls er sich aus irgendeinem betrieblichen Grund seinen langen Nachhauseweg, er fuhr eine dreiviertel Stunde bis an den Stadtrand, hin und zurück eine und eine halbe Stunde, ersparen wollte. Also, Einschließen lassen ging strategisch, emotional und irgendwie auch stilistisch nicht.

Und wenn er sich mit dem Auto in der Tiefgarage einschließen ließ? Im Auto konnte er wenigstens bequemer schlafen. Er dachte nach, ob es schon irgendwann einmal vorgekommen war, dass jemand aus Versehen in der Tiefgarage... Blödsinn, sagte er sich, das ‚aus Versehen' würde ihm niemand abnehmen. Falls es einem tatsächlich passieren sollte, dass die großen Rolltore geschlossen wurden, während man gerade auf dem Weg zum Auto war, würde man sich wohl immer irgendwie bemerkbar machen. Und dass eine zukünftige Führungskraft ‚aus Versehen' im Auto in der Tiefgarage übernachtete, Nein! Und zum anderen wusste er nicht, inwieweit die Stahltüren zum Gebäude und zu den Aufzügen abends verschlossen wurden und die Wachmänner auf ihren Rundgängen auch die Tiefgarage kontrollierten.

Er stand auf, wanderte durch sein Wohnzimmer und blickte aus dem Fenster. Nein, so kam er nicht weiter.

Zusätzlich zu den Aktendeckeln auch den leeren Ordner aus dem Wandschrank nehmen? Hätte ja durchaus Sinn, als Komplettlösung, sozusagen. Nein! Kam auch nicht in Frage. Der Ordner hatte einen auffallenden blauen Rücken, so dass das Risiko, dass die Lücke entdeckt wurde und über-

haupt, die Dreistigkeit traute er sich nicht zu, in Anwesenheit von Meyer-Zylewski... und wenn der beim Vorstand saß, der dann noch anwesende Kollege von der Internen Revision würde wohl gerade diese Ordner genau kennen. Beim Nachsinnen fiel ihm auf, dass einer der beiden Männer auch ständig im Raum anwesend war, und dass gerade der sein Problem war. Als ob sie schon etwas wussten und sich abgesprochen hatten, ihn ständig unter Beobachtung zu halten, was er tun würde, um das Problem zu lösen.

Max Offerkamp schwor sich, den beiden ein Schnippchen zu schlagen. Wenn ihm nur einfallen wollte, wie er diese Kontrolle unterlaufen konnte.

Er rief sich noch einmal die Grundbedingungen und die weiteren Ableitungen aus dem Gedächtnis zurück. Erstens, es musste nachts sein, zweitens, er musste die Kontrolle darüber behalten, was sich im Haus tat, drittens, er durfte nicht erwischt werden und viertens, er musste es alleine tun.

Max entschied sich, am gleichen Abend eine Besichtigung ‚des Geländes' vorzunehmen.

9

Fröstelnd zog Max Offerkamp den Schal fester um den Hals. Die Märznächte waren kühler, als er es vermutet hatte. Ein kalter, feinporiger Wind nutzte die breite Durchgangsstraße als Windkanal und ließ ihn die Hände tief in den Taschen seines Mantels vergraben.

Er hatte sein Auto vor der Wohnung stehen lassen, zuerst, wie er meinte, um beweglicher zu sein, dann, wie ihm auf der Fahrt mit dem Bus klar wurde, um jedes Risiko auszuschließen, erkannt zu werden.

Ein kurzer Blick auf die goldenen Uhrzeiger an dem angestrahlten Turm der Hauptkirche: einundzwanzig Uhr dreißig.

Nur zwei Fußgänger waren ihm auf dem Weg von der Haltestelle begegnet. Die Stadt erschien ihm wie ausgestorben, wäre nicht in vielen Fenster der Wohnhäuser noch Licht zu sehen gewesen. Blaues, flackerndes Licht. Fernsehlicht. Die Zeit der Spätfilme am Wochenende.

Das Gebäude der Bank stand dunkel mit seiner langen Front zur Durchgangsstraße und im Glas der schwarzen Fensterreihen spiegelte das Mondlicht die treibenden Wolken. Glatt und abweisend bot die Fassade noch nicht einmal den Augen eines Betrachters irgendeinen Halt.

Offerkamp hatte die glatte Hauptfassade nur kurz gemustert und war in die schmalere Seitenstraße eingebogen. Er wollte auf die Rückseite des Gebäudes, dort wo sich der große Innenhof mit der Einfahrt zur Tiefgarage und dem Hintereingang für Lieferanten befand.

Die Leuchtkästen, die in die glatte Seitenfassade eingelassen waren. boten ihm die Dienstleistungen der Bank an. Er hätte beinahe laut aufgelacht, als er die Texte der Plakate las. „Sie haben Probleme? Wir sind für Sie da, um Ihre Probleme zu lösen. Fragen Sie uns!“ Er zog es vor, an der Straßenseite des Bürgersteigs zu gehen, auch wenn der Wind dort stärker wehte. Der Lichtschein der Leuchtkästen tauchte ihn an der Fassade zu sehr immer wieder in ihren Lichtkreis und das freundliche Angebot der Bank erschien ihm wie derber Spott, wenn er es auf seine Situation bezog.

Erleichtert bog er um die Straßenecke, wechselte auf die andere Straßenseite und betrachtete die lange Mauer, die den Innenhof des Bankgeländes zur Straße hin abschloss. Tagsüber war ihm die Mauer nie so hoch vorgekommen und auch die Stahlzacken auf der Mauerkrone, die im Licht der Straßenlaternen gut zu erkennen waren, hatte er aus dem Auto heraus bisher nicht bemerkt.

Gegenüber dem hohen Stahlgitter der Hofeinfahrt drückte er sich in die Bucht eines Hauseingangs, die ihn vor dem kalten Wind schützte.

Durch die senkrechten Stäbe des Stahlgitters hindurch sah er weiter hinten die erleuchtete Wachloge, direkt neben dem Eingang des Gebäudes. Das Hofgelände war nur durch wenige, sehr flache, nach unten leuchtende Lampen schwach beleuchtet. Er erinnerte sich, dass vor einigen Jahren der Hof umgebaut worden war. Die Bewohner der gegenüberliegenden Wohnhäuser hatten sich über die hohen Bogenlampen beschwert, die den Hof, und auch ihre Wohnungen, nachtsüber taghell beleuchteten.

Das Licht in der Wachloge ließ ihn die beiden Wachmänner gut erkennen. Ihr Raum lag wie im Bühnenlicht vor einem halbdunklen Zuschauerraum.

Offerkamps Blick glitt über die Fassade der Gebäuderückwand. Ganz im Gegensatz zu der glatten, abweisenden Front der Straßenseite hatte die Rückwand Galerieumläufe auf jedem Stockwerk, an deren Stahlstreben sich ein gärtnerisch gebändigtes Efeu entlang rankte. Zuerst hatten die Angestellten gedacht, die Umläufe sollten Sonnenschutz und Balkone sein, bis ihnen auf einer Feuerschutzübung erläutert worden war, dass es

sich um einen zusätzlichen Fluchtweg handelte, wie ihn die neuesten Brandschutzbestimmungen forderten.

Offerkamp fixierte die Etage, auf der er arbeitete und glitt mit den Augen die Galerien und die Außentreppen entlang, als ein Motorengeräusch ihn veranlasste, sich stärker in die Bucht des Hauseingangs hineinzudrücken.

Ein dunkelblauer Transporter bog, ihm direkt gegenüber, in die Einfahrt ein, blieb stehen, ließ einmal kurz die Scheinwerfer aufleuchten und das große Stahlgitter begann, langsam und geräuschlos zur Seite zu rollen.

Unwillkürlich blickte Offerkamp auf die Uhr: zweiundzwanzig Uhr.

Er versuchte zu erkennen, was sich jetzt abspielte. Der Transporter fuhr an, nachdem das Gitter ganz zur Seite gefahren war, fuhr einen Halbkreis über den Hof und blieb vor der Wachloge stehen. Das Stahlgitter schloss sich langsam und Offerkamp konnte nur erkennen, dass sich auf der Beifahrerseite des Transporters die Tür öffnete und ein schwarz gekleideter Mann ausstieg, um den Wagen vorne herumging und verschwand. Die Umrisse des dunkelblauen Transporters zeichneten sich scharf gegen das Licht der Wachloge dahinter ab. Mehr war nicht zu erkennen. Der Hof selber lag nach wie vor im schummrigen Halbdunkel der Nachtbeleuchtung.

Max wartete. Zweiundzwanziguhrfünf, zweiundzwanziguhrzehn. Als er zum drittenmal auf seine Armbanduhr schauen wollte, sah er wieder einen schwarzgekleideten Mann um den Transporter herumkommen, einsteigen und hörte den Schall der ins Schloss fallenden Autotüren. Das Tor begann sich wieder zu öffnen und der Transporter setzte sich in Bewegung.

Mit dem Gedanken, dass er im Licht der Scheinwerfer stehen würde, war Offerkamp schon aus der Bucht des Hauseingangs hinaus und zwei Eingänge weiter im Halbdunkel verschwunden. Er schnaufte, holte Luft und konnte noch sehen, wie der Transporter das Tor erreichte, kurz stoppte und dann in die gleiche Richtung einbog, aus der er gekommen war. Das Motorengeräusch entfernte sich schon, als die Gitterstäbe des Tores lautlos wieder vor die Maueröffnung rollten. Dann war wieder alles dunkel und Stille. Max dachte nach.

Eine Bewegung an seinen Beinen ließ ihn aufschrecken. Mit einem leisen „Miau!“ strich eine Katze um seine Beine. Erschreckt gab er ihr einen

leichten Schubs mit dem Schuh, das hätte ihm gerade noch gefehlt, und die Katze schoss geduckt über die Straße, durch die Stäbe des Gittertores hindurch.

Sofort flammten auf dem Hof helle Lichter auf. Nur wenig später trat einer der Wachleute auf der Innenseite des Hofes an die Gitterstäbe des Tores, blickte prüfend auf die Straße und Max hörte, wie er leise nach hinten rief: „Das war wahrscheinlich wieder diese verdammte Katze!“. Dann war der Wachmann wieder aus seinem Blickfeld verschwunden. Kurz danach erloschen die hellen Lichter. Der Hof lag wieder im Dämmerlicht.

Max sah zu, dass er verschwand. Die Hände in den Taschen ging er die Straße weiter hinunter und versuchte durch gleichmäßiges, ruhiges Atmen seine Aufregung zu reduzieren. Diese verdammte kleine Katze hatte ihn doch mehr erschreckt, als er es momentan verspürt hatte. Er musste den Impuls zu laufen, unterdrücken, bog ohne Plan um die Straßenecken, nur das er sich möglichst schnell von dem Bankgebäude entfernte.

10

Den Sonntag trödelte er in seiner Wohnung herum, schaltete ziellos durch die Fernsehprogramme, ging spazieren, während sich langsam in seinen Gedanken ein möglicher Weg entwickelte.

Abends war er wieder unterwegs, um seine Annahmen zu überprüfen. Er fuhr mit dem Auto. Nur ein paar Straßen weiter begann das Altstadtviertel mit vielen Kneipen, wo er unauffällig parken konnte.

Zehn vor Zehn stand er wieder in der Bucht der Haustür gegenüber dem Stahlgitter und wartete. Es war ruhig und menschenleer. Nur die fernsehbeleuchteten Fenster ließen wieder erkennen, dass die Bewohner anwesend waren.

Ungeduldig blickte Max auf die Uhr. Dann hörte er schon das erwartete Brummen des Transportermotors, der Augenblicke später in der Einfahrt hielt. Das Tor öffnete sich. Es öffnete sich nach links, sein Weg würde nach rechts führen, er hatte also die größtmöglichste Zeit zur Verfügung, in der das Tor offen war.

Der Transporter fuhr an, hatte die Hofmitte erreicht, den Sicherheitsabstand, den er brauchte, Max blickte auf die Uhr, zählte die Sekunden mit, das Tor begann sich zu schließen, ... zwölf, dreizehn, vierzehn Sekunden.

Der Transporter stand wieder als Schattenriss vor der Wachloge und verdeckte jede Sicht.

Max wartete, bis die ablösenden Wachmänner offensichtlich im Haus verschwunden waren, griff in seine Manteltasche, holte einen weichen Gummiball heraus und warf ihn mit aller Kraft über die Straße, in den Hof hinein. Nichts geschah. Der weiche Ball verursachte keine Geräusche und die Bewegungsmelder blieben offensichtlich während des gesamten Wachwechsels ausgeschaltet. Im Nachhinein war er der kleinen Katze dankbar.

Max wartete, bis sich der Transporter wieder in Bewegung setzte, blickte auf die Uhr, es waren fünfzehn Minuten vergangen, das Tor öffnete sich wieder. Fünfzehn Minuten, das musste reichen. Das war geklärt. Ein Glück, das tägliche Rituale immer gleich abliefen, dachte er auf dem Weg zu seinem Auto.

Das Fenster im dritten Stock? Er hatte noch keine Lösung gefunden. Auf dem Nachhauseweg erinnerte er sich, was sie als Kinder immer gemacht hatten, wenn sie in den eigentlich verschlossenen Werkzeugschuppen geklettert waren. Ein Trick, den ihr Großvater niemals herausgefunden hatte. In der Erinnerung amüsierte er sich noch, weil ihr Großvater sich immer gewundert hatte, warum die großen Äpfel in der Apfelkiste langsam aber stetig weniger wurden. Großvater hatte immer die Marder, die am Fluss lebten, unter Verdacht.

11

Max Offerkamp schlief tief und traumlos und wachte am Montag ausgeschlafen auf. Vorsorglich ließ er seinen Aktenkoffer mit den zwanzig Aktendeckeln zu Hause.

Er war wieder früher im Büro, schließlich wollte er den guten Eindruck erhalten, den sein Abteilungsleiter von ihm hatte. Während er in den Hof einfuhr, kontrollierte er noch die Innenseite der Mauer zu Straße und fand seine Erinnerung bestätigt. Große Zierbüsche sollten die Mauer auf der Innenseite freundlicher aussehen lassen, die ideale Deckung für ihn. Er konnte erst noch hinter den Büschen an der Mauer bleiben, und hatte dann nur noch das kurze Stück bis zum Beginn der Feuertreppe vor sich. Insgesamt etwa fünfzig Meter.

Max war guter Laune, die sich noch verbesserte, als Meyer-Zylewski gegen Mittag erzählte, dass er abends in die Oper gehen würde, „im preisgünstigen Montags-Abonnement“. Der Schreck, als sein Abteilungsleiter ihn einlud, doch mitzukommen, da der Mann des befreundeten Ehepaares, mit denen sie immer in die Oper gingen, leider auf Geschäftsreise war, also ein Platz frei sei, und er etwas von, „Ich habe leider um zehn eine Verabredung“ murmelte, verflüchtigte sich wieder, als Meyer-Zylewski ihn beruhigte, dass die Vorstellung um halbzehn zu Ende sei, und meinte, er solle nicht kneifen. Also konnte er getrost die Einladung annehmen.

In Gedanken lächelte er etwas später sogar. Er würde seinen dunklen Anzug für die Oper anziehen müssen. Das war sehr passend.

Offerkamps Annahme, dass sein Abteilungsleiter und der Kollege von der Internen Revision ihn kontrollieren wollten, hatte sich inzwischen in ihr Gegenteil verkehrt. Er hatte das dringende Bedürfnis, keinen der beiden ohne seine Aufsicht im Büro des Abteilungsleiters zu lassen, damit er kontrollieren und es gegebenenfalls verhindern konnte, falls jemand nach diesem vermaledeiten leeren, blauen Ordner greifen wollte.

Unauffällig hatte er sich zwei Papierstreifen zusammengedreht und wartete darauf, dass die beiden gleichzeitig nicht im Büro waren.

Am frühen Nachmittag hatte er die Gelegenheit gefunden, als beide in die Vorstandsetage gerufen wurden und er unbesorgt den Raum des Abteilungsleiters verlassen konnte.

Er nahm die beiden zusammengedrehten Papierstreifen, verbarg sie in der rechten Hand und schlenderte Richtung Fenster.

Es war nicht ungewöhnlich, dass einer der Kollegen das Fenster öffnete, sei es um frische Luft hereinzulassen oder um wenigstens das Gefühl zu haben, nicht in einem verschlossenen Käfig zu sitzen. Der Architekt hatte um diesen psychologischen Negativeffekt vollklimatisierter Büros gewusst und so waren zwei Fenster zum Öffnen geblieben. Allerdings waren nur fünf Minuten erlaubt, um die Klimaanlage nicht aus ihrem Gleichgewicht zu bringen.

Wie manches Mal schon öffnete Offerkamp das Fenster und tat so, als ob er sich herauslehnen würde. Dann reckte er sich, stützte sich auf den Fensterrahmen und platzierte die beiden zusammengerollten Papierstreifen

etwas angeknickt auf dem Fensterrahmen. Vorsichtig schloss er das Fenster, um mit einem kleinen Ruck den Gegendruck zu überwinden, als das Fenster an dem leichten Widerstand der Papierstreifen stoppte. Das Fenster war geschlossen und mit einem leichten Ziehen am Fenstergriff probierte er den festen Sitz. Es ließ sich nicht so einfach bewegen. „Perfekt", dachte er, genauso hatten sie immer das Schuppenfenster präpariert. Unwillkürlich musste er an das ‚Geheimnis des verschlossenen Raumes' denken.

Er tat noch so, als ob er den Fenstergriff drehen würde, vergewisserte sich dann noch, dass einem nichtsahnenden Betrachter nichts auffiel, das war erledigt. Er war mit sich zufrieden.

„Siebzehn Uhr. Für heute Feierabend!" verkündete Meyer-Zylewski pünktlich. Sie mussten sich ja noch für die Oper umziehen. Offerkamp überzeugte sich noch, dass auch der Kollege der Internen Revision ging und eilte dann nach Hause. Er wollte noch seinen schwarzen Anzug aufbügeln und etwas essen, um seinen doch nervös gewordenen Magen zu beruhigen.

Als er das Haus verließ, musste er noch einmal umkehren, es hatte zu regnen begonnen, und er holte noch seinen dunkelblauen Mantel mit dem dazu passenden dunkelblauen Schal. Den Aktenkoffer mit den zwanzig Aktendeckeln deponierte er im Kofferraum. Man konnte nie wissen. Auch wenn er alles richtig bedacht hatte, falls sein Wagen aufgebrochen werden sollte und der Aktenkoffer mitgenommen werden würde, nicht auszudenken. Falls der Wagen gestohlen werden würde, nein, sein Auto würde nicht gestohlen werden, dafür war es schon zu alt, entschied er.

Pünktlich war er am verabredeten Treffpunkt, er hatte einen Parkplatz in der Nähe des Operneingangs gefunden, wurde von allen freundlich begrüßt, mit einem „Ja, mein Mann hat mir schon von Ihnen erzählt, Herr Offerkamp" und Plaudereien vertrieb man sich die Zeit bis zum Beginn der Oper.

Offerkamp war nicht sehr konzentriert bei dem Geschehen, das sich auf der Bühne abspielte, er ging in Gedanken noch einmal das bevorstehende Unternehmen durch. Es war alles bedacht.

Nach der Oper konnte er sich ohne große Erklärungen davon machen, nahm seinen Aktenkoffer aus dem Kofferraum, legte ihn auf den Beifah-

rersitz neben sich, war in wenigen Minuten in der Altstadt und konnte wie vorgesehen seinen Wagen parken. Er war im Zeitplan und nur des Regens wegen beeilte er sich, in der Bucht des Hauseingangs gegenüber dem Stahlgittertor seinen Unterschlupf zu finden.

Vorsorglich hatte er aus dem Werkzeugsatz des Autos noch einen Schraubenzieher in den Mantel eingesteckt, falls das Fenster zu fest klemmte und es sinnvoll war, einen Hebel anzusetzen.

Der Regen war optimal, befand er. Die Sicht auf die Wachloge war dadurch noch eingeschränkter. Der einzige Schwachpunkt seines Vorhabens, der Rückweg durch das Tor, wenn er keine Deckung mehr durch den Transporter hatte, verringerte sich dadurch auf ein nicht mehr nervendes Risiko.

Die Minuten verstrichen und als er sich seiner nass werdenden Schuhe bewusst wurde, bedauerte Offerkamp, dass er nicht festere Stiefel mitgenommen hatte. Er sah an sich herunter, auf die feinen, spritzenden Regentropfen, die langsam seine Schuhe und den unteren Teil seiner guten schwarzen Hose durchnässten und musste beinahe lachen: „Der Herr Gentleman gibt sich die Ehre!“

Das beständige Rauschen des Regens überdeckte die Geräusche auf der Straße und beinahe hätte er sich erschreckt, als der Transporter schon in die Einfahrt fuhr, bevor er ihn bemerkt hatte. Max packte den Griff seines Aktenkoffers fester und atmete tief durch.

Das Stahlgitter glitt lautlos zur Seite, der Transporter fuhr an, er wartete noch ein paar Sekunden, ging dann schnellen Schritts über die Straße, war durch die Einfahrt verschwunden, drückte sich hinter den Büschen hastig an der Mauer entlang und als die Wachmänner aus dem Transporter stiegen, war er bereits am Fuß der Feuertreppe, hastete die Treppenstufen hinauf.

Im dritten Stock zählte er die Fenster, bis er vor ‚seinem’ Fenster stand. Sein Drücken hatte keinen sofortigen Erfolg. Fester drücken wollte er nicht, da ihm das Risiko, dass das Fenster sich dann mit zu großem Schwung öffnen würde, zu groß war. Gut, dass er an den Schraubenzieher gedacht hatte. Er setzte die Klinge des Schraubenziehers zwischen Fensterrahmen und Fenster, hebelte leicht an, ein Spalt öffnete sich, schob die

Klinge tiefer, drückte, der Spalt wurde breiter, und ein drittes leichtes Drücken, das Fenster schwang langsam auf.

Erleichtert atmete Offerkamp auf. Er setzte sich auf den Fensterrahmen, schwang sich in den Raum hinein und ging ohne weiteres Zögern den kurzen Weg bis zu der Tür des Abteilungsleiters.

Das Notlicht ließ ihn genügend sehen. Er zögerte kurz, auch wenn er schon so häufig durch diese Tür gegangen war, diesmal war es etwas anderes, egal, hinein. Den Aktenkoffer auf den Tisch, die Verschlüsse schnappten auf. Umdrehen, den Wandschrank öffnen, den blauen Ordner aus dem obersten Regal ziehen, öffnen, die zwanzig Aktendeckel hinein, wieder und wieder hatte er überprüft, dass sie in der richtigen Reihenfolge lagen, den Ordner schließen, in den Wandschrank stellen, Wandschrank zu, Aktenkoffer schließen und hinaus. Er hatte den Ablauf so häufig gedacht, dass ihm alles wie häufig geübt von der Hand ging. Aus dem Zimmer hinaus, die Tür schließen und zum ... Offerkamp blieb wie erstarrt stehen.

Dunkle Fußspuren kamen ihm entgegen. Fußspuren? Verdammt, das mussten seine Fußspuren sein, der Regen, der offene Erdboden um die Büsche an der Mauer, jetzt egal, er merkte, dass sein Mantel vor Nässe tropfte und beeilte sich, am Fenster zu sein. Er nahm die beiden Papierschnitzel vom Fußboden hoch, kletterte aus der Fensteröffnung hinaus und platzierte die beiden Papierstreifen, als sein Blick wieder auf die im Halbdunkel deutlich sichtbaren Schmutzspuren seiner Schuhabdrücke fiel. Er durfte das Fenster nicht mit Schwung von außen zuziehen! Die Schmutzspuren würde ihre Erklärung fordern und dann spätestens würde auffallen, dass das Fenster präpariert worden war. Von innen. Von innen? Von einem der dort Arbeitenden? Von ... ?

Fieberhaft überlegte er, was er tun konnte. Die Fußspuren mussten nach außen verweisen, auf einen Fremden, einen Einbrecher.

Er spürte den Druck des Schraubenziehers in seiner Manteltasche und durchstöberte schon die Taschen nach einem Taschentuch. Er fand keines. Hastig zog er sich den Schal vom Hals, presste ihn innen gegen die Scheibe und schlug von außen mit dem Schraubenzieher gegen das Glas. Es knirschte hart und Klinge rutschte am Glas ab. Er setzte erneut an und im Schwung seines Armes schloss er die Augen, um die Kraft des Zustoßens

zu dosieren. Das Klirren der Glasscheibe ließ ihn zögern. Es hatte sich verdammt laut angehört. Das Loch in der Scheibe war groß, aber nicht groß genug, um mit dem Arm durchzugreifen. Noch einmal setzte er am Rahmen einen Schlag an und die Glassplitter verteilten sich auf dem Teppichboden. Er griff durch das große Loch hindurch und zog das Fenster zu. Kurz bevor es schloss, ein Widerstand. Verdammt, die Papierstreifen. Eilig öffnete er wieder das Fenster, klaubte die beiden Papierstreifen von der Rahmenkante, griff wieder durch das Fensterloch, schloss das Fenster. Fest drehte er den Griff zu, so gut es von außen ging. Seine Fingerabdrücke! Hastig wischte er mit dem Schal über den Griff, den Rahmen und hastete los.

Er hatte jeden Zeitbegriff verloren, bemühte sich trotz der Eile keine lauten Geräusche zu machen, war die Stufen hinunter, an der Mauer entlang und stand keuchend hinter den Büschen neben der Einfahrt.

Die beiden Wachleute stiegen gerade in den Transporter ein. Offerkamps Herz schlug ihm im Hals und seine Hände umklammerten den leeren Aktenkoffer. Als sich das Stahlgitter öffnete, war er versucht, sofort loszurennen, direkt in die Lichtkegel des Transporters hinein. Mühsam klammerte er sich an den Fugen der Mauer fest und ließ den Transporter vorbeifahren. Das Tor schloss sich langsam wieder und erst als es nur noch halb geöffnet war, machte Offerkamp fünf schnelle Schritte. Er stand auf der Straße.

Er ging zügig, aber nicht schnell, mühsam beherrscht, in Erwartung, von hinten angerufen zu werden, fixierte die Häuserecke der nächsten Straßenkreuzung, ging zügig, etwas schneller, verhielt seinen Schritt, ja nicht laufen, beherrsch dich, und hatte schließlich die Hausecke erreicht.

Ein kurzer Blick zurück, dann war er um die Ecke herum, niemand folgte ihm, das Stahlgitter war geschlossen und nur der Regenvorhang glitzerte im Licht der Straßenlaternen.

Erschöpft lehnte Max sich an die Hauswand. Er war schweißgebadet, alles war durchnässt, sowohl von außen wie von innen.

Nach kurzer Verschnaufpause sah er zu, dass er zu seinem Auto kam. In der sicheren Höhle des trockenen Autos kam er langsam zur Ruhe. Aber erst zu Hause stellten zwei doppelte Cognacs und ein heißes Bad sein seelisches Gleichgewicht wieder her.

12 Offerkamp schreckte aus seinen Erinnerungen auf und musste laut niesen. Noch in Gedanken suchte er ein Taschentuch, schneutzte sich die Nase.

„Na, ist ihre Verabredung gestern Abend ins Wasser gefallen?“ Meyer-Zylewski stand mit wohlwollendem Blick vor dem Schreibtisch seines jüngeren Kollegen.

„Nein, ich, nein, ich... ich habe aber, glaube ich, nasse Füße bekommen.“ Offerkamp suchte nach Worten.

„Na, ich sage immer zu meiner Frau, besser nasse Füße als kalte Füße! Nicht wahr? Ein typisches Junggesellenleiden?“ Seine Sympathie für Offerkamp war offensichtlich. Dann wurde er wieder ernst. „Kommen Sie doch bitte auch zu mir ins Büro. Vielleicht fällt Ihnen ja etwas auf.“

Zögernd erhob sich Offerkamp und folgte seinem Abteilungsleiter. Er achtete sorgfältig darauf, nicht auf die schmutzigen Fußspuren zu treten, die sich deutlich im Teppichboden abbildeten. Gestern Abend hatte er seine italienischen Lederschuhe getragen, die relativ spitz zuliefen. Entsprechend hatte er heute sehr breit geschnittene, vorne abgerundete Schuhe angezogen. Bewusst versuchte er auch eine andere Schrittlänge zu wählen, um keine falschen Assoziationen zu wecken.

„Geht es Ihnen heute nicht gut?“ Meyer-Zylewski schaute seinen Untergebenen besorgt an.

„Nicht, nicht das ich wüsste. Wie kommen Sie darauf?“

„Sie gehen so seltsam. Als ob Sie Magenschmerzen hätten, so...“, er zog mit der Hand eine Kurve durch die Luft, „leicht gekrümmt.“

„Nein, nein, es ist nichts. Ich habe nur schlecht geschlafen“, beeilte sich Offerkamp zu erläutern. Was allerdings nicht der Wahrheit entsprach. Er hatte sehr gut geschlafen.

Kommissar Lichtenberg sah den beiden Männern entgegen, während sein Assistent den Wandschrank einer offensichtlich intensiven Überprüfung unterzog.

Lichtenberg unterbrach gerade seinen Assistenten bei der Spurensuche: „Heitmann, kümmer’ dich doch ’mal darum, was die Kollegen von der Spurensicherung machen.“

Heitmann wurde bei der Aufforderung leicht rot im Gesicht, denn er wusste, dass sein Chef wusste, wie sehr ihn Spurensuche interessierte und er hatte vergessen, dass er wusste, dass sein Chef es nicht ausstehen konnte, wenn er sich, wie er sagte „dilettantisch, wie Sherlock Holmes, im Gelände bewegte". Er verschwand wortlos aus dem Raum.

Lichtenberg wandte sich an Offerkamp. „Nun, Herr ..."

„Offerkamp", half Max ihm aus.

„Nun gut, Herr Offerkamp. Würden Sie sich bitte einmal umsehen und prüfen, ob Ihnen irgendetwas auffällt, was sich hier im Büro verändert hat? Wie Herr Meyer-Zylewski sagte, haben Sie ja auch Zutrittsrecht zu diesem Raum und haben die letzten Tage ja auch hier gearbeitet."

„Nicht nur das", ging es Offerkamp durch den Sinn, doch wunschgemäß überprüfte er, ob er in der Nacht irgendetwas verändert hatte, was ihm selbst nicht bewusst gewesen wäre. Nein, es fiel ihm nichts auf. Er hatte keinen Fehler gemacht.

Er wandte sich an den Kommissar. „Nein, mir fällt nichts auf. Es ist alles so, wie es immer war."

„Na, ja, das wohl nicht. Die Fußspuren zum Beispiel, die waren gestern wohl noch nicht da?", konnte Lichtenberg sich nicht ersparen. Irgendetwas missfiel ihm an der Art dieses Menschen.

Offerkamp war versucht, ihn zu korrigieren, dass die Fußspuren gestern sehr wohl schon da waren. Exakt ab zweiundzwanziguhracht.

„Ach, bevor ich es vergesse, wir werden Ihnen nachher noch die Fingerabdrücke abnehmen müssen." Lichtenberg hatte es absichtlich wie nebenher zu Offerkamp gesagt.

Unwillkürlich versteckte Max die Hände hinter seinem Rücken. „Wieso? Werde ich verdächtigt, ...".

Lichtenberg fand die Reaktionen von Offerkamp immer interessanter. „Nein, nur weil wir die Fingerspuren von Herrn Meyer-Zylewski, Herrn Brede von der Revision, Frau Seligmann und Ihnen, sie alle vier haben Zugang zu diesem Raum beziehungsweise sich hier in den letzten Tagen aufgehalten, von weiteren Fingerspuren, die vom Täter stammen könnten, unterscheiden müssen."

Das war einleuchtend.

„Die Kollegen von der Spurensicherung haben hier schon heute früh, bevor Sie kamen, alle Fingerabdrücke abgenommen. Besonders die Abdrücke am Wandschrank interessieren uns, denn da“, Lichtenberg verwies auf die Spuren im Teppich, „ist der Mensch ja wohl zugange gewesen.“

„Heißt das...“

„Ja, das heißt, das wir in den nächsten Tagen damit beschäftigt sein werden, zu überprüfen, ob irgendetwas aus den Aktenordnern gestohlen worden ist,“ unterbrach der Abteilungsleiter seine ‚rechte Hand’.

„Aber...“

„Da haben Sie recht, das wird wohl wenig Sinn haben,“ setzte Meyer-Zylewski wiederum fort.

Der Assistent des Kommissars kam gerade wieder herein. „Herr Lichtenberg, die Kollegen von der Spurensicherung sind wieder da.“

„Herein mit Ihnen.“

Zwei Männer traten ein, beide mit mehreren Plastiktüten in der Hand.

„Haben sie etwas feststellen können?“

„Also, wir meinen, dass es ein blutiger Anfänger oder dass er ziemlich blöd gewesen sein muss.“

Dem ersteren hätten Meyer-Zylewski und Offerkamp zugestimmt, der zweiten Einschätzung hätten beide heftig widersprochen.

„Spuren gibt es reichlich.“ Der eine der beiden hob seine Plastiktüten hoch. „Das Fenster ist mit einem spitzen Gegenstand eingeschlagen worden. Der dabei entstehende Lärm wurde offensichtlich durch ein dunkelblaues Wolltuch gemindert.“ Er wies auf eine besondere Tüte, in der ein Wollfaden zu erkennen war. „Die Schmutzspuren bestehen vermutlich aus dem Mutterboden der Büsche neben der Eingangspforte.“

„Der Täter hat Schuhgröße 42 getragen, italienischer Stil“, setzte sein Kollege fort. „Vermutlich mit glatter Ledersohle. Der Regen hat zwar den Boden sehr aufgeweicht, doch gerade in dem weichen, nassen Boden sind ein paar tadellose Schuh-abdrücke erhalten geblieben.“

„Na, ja, sehr präzise ist das alles noch nicht, was wir da haben. Warten wir einmal die Laboruntersuchungen ab. Vielleicht ergeben die ja noch etwas, insbesondere bei den Fingerabdrücken. Seid ihr ansonsten durch?“ Beide Männer nickten und der Kommissar ließ sie gehen.

Offerkamp war es inzwischen doch recht unwohl in seiner Haut geworden. Er fand, das alles sehr präzise war.

„Wissen Sie“, wandte sich Lichtenberg an den Abteilungsleiter, „so lange Sie nichts herausgefunden haben, was Ihnen fehlt, kommen wir auf dem Weg nicht recht weiter.“

„Versuchen werden wir es schon, denn die Immobilienbranche wackelt ziemlich heftig und nach dem Skandal um die Firma Hannsmann versuchen vielleicht andere, die etwas zu verbergen haben, Unterlagen zu entfernen ...“. Meyer-Zylewski brach ab, weil er gesagt hatte, was er sagen wollte und weil Lichtenberg seltsam blickte.

„Ich werde Ihnen noch unseren Kollegen vorbeischicken, der darauf spezialisiert ist, Einbrüche ohne Diebstähle zu bearbeiten.“ Lichtenberg behielt Offerkamp wie zufällig im Auge.

„Wissen Sie“, fuhr Lichtenberg fort, „es gibt Einbrüche, bei denen wird nichts fortgetragen, sondern“, der Kommissar ließ sich absichtlich Zeit, „da wird etwas gebracht.“

Lichtenberg fand Offerkamps Reaktion hochinteressant.

„Warum soll jemand einbrechen, um etwas zu bringen, dass kann man doch ganz offiziell ..“.

Der Kommissar unterbrach den Einwand. „Es gibt Dinge, die kann man nicht offiziell bringen, wie Sie es ausdrücken. Nehmen wir einmal an, es hat jemand Abhörmikrofone hier reingebracht ...“.

„Aber warum sollte jemand ...“, unterbrach nun Meyer-Zylewski den Kommissar.

„Tja, falls sich das feststellen lässt, wird der Kollege das feststellen. Aber Sie haben recht“, wandte er sich an den Abteilungsleiter und reichte ihm gleichzeitig die Hand zum Abschied, „wenn man Blumen bringen will, und nicht gesehen werden möchte, dann kann man sie durchaus beim Pförtner abgeben.

Er wandte sich an Offerkamp: „Wir sehen uns noch auf dem Präsidium“, drückte ihm kräftig die Hand, „Sie alle vier, wegen der Fingerabdrücke. Auf Wiedersehen, die Herren.“

„Also, Heitmann, ich fresse einen Besen, wenn dieser Offerkamp nicht unser Mann ist“, brummte Lichtenberg im Aufzug.

„Dann werden wir ja reichlich Fingerabdrücke von ihm finden“, stimmte ihm Heitmann fröhlich zu.

„Na, sicher! Aber damit können wir ihm nichts beweisen, denn dessen Fingerabdrücke müssen ja reichlich vorhanden sein. Es wäre verdächtig, wenn sie fehlen würden.“

13

Offerkamp hatte am Abend noch einen langen Spaziergang zu den Müllcontainern unternommen. Er war längere Umwege gegangen, bis er sicher war, dass ihm niemand folgte, bevor er schweren Herzens seine geliebten italienischen Lederschuhe, Größe 42, und den dunkelblauen Wollschal, den ihm seine erste große Liebe geschenkt hatte, in den Müllcontainern verschwinden ließ.

Zweieinhalb Monate waren seitdem vergangen und Max Offerkamp blickte auf die glänzenden Spitzen seiner neuen italienischen Lederschuhe, die er sich ‚zur Feier des Tages’ gekauft hatte.

Der Vertreter des Vorstands, Dr. Schlichting, war gerade dabei, seine kurze Einführungsrede zu beenden: „... So wünschen wir Herrn Offerkamp, der, wenn ich den Vergleich ziehen darf, aus dem ruhigen Hafen des dritten Stocks in der Zentrale auf die Steuermannstelle dieser Filiale gewechselt ist, keine allzu stürmische See und immer einen guten Kurs.“ Er schüttelte Offerkamp die Hand.

Damit war der offizielle Teil beendet und Offerkamp hatte sich bald in sein Büro zurückgezogen.

Er war zwar bereits seit zwei Wochen täglich hierher gekommen, um von dem alten Filialleiter in die laufenden Vorgänge eingewiesen zu werden, doch heute war er offiziell als neuer Leiter zum erstenmal alleine in diesem Büro.

Sein ehemaliger Abteilungsleiter hatte ihn gestern sehr herzlich verabschiedet. Sie hatten noch etwas zusammengesessen und sich über die vergangenen, gemeinsamen Jahre unterhalten, als Meyer-Zylewski schließlich aufgestanden war, den großen Wandschrank geöffnet, und den Ordner mit dem blauen Rücken aus der obersten Reihe herausgezogen hatte.

Offerkamp war es mulmig geworden, als sein Vorgesetzter den Ordner auf den Tisch legte und aufklappte. Sollte Meyer-Zylewski doch alles gewusst und ihn geschützt haben?

„Sehen Sie sich einmal die Namensschilder an der Seite der Aktendeckel an."

Offerkamps mulmiges Gefühl verstärkte sich, doch wunschgemäß sah er die Namenslaschen durch, noch einmal durch, schluckte, seine Akte fehlte.

„Fällt Ihnen etwas auf?"

Was sollte er sagen. „Ja, dass... mein Name nicht dabei ist, obwohl er eigentlich..., er brach ab.

Meyer-Zylewski schmunzelte. „Suchen Sie doch bitte meinen Namen."

Irritiert blickte Offerkamp auf die Namenslaschen. Er wusste doch schon seit einiger Zeit, dass...

„Weil mein Name nicht auftaucht, wird Ihrer auch nicht mehr in einem solchen Ordner auftauchen. Wir, als Abteilungs- oder Filialleiter sind direkt dem Vorstand unterstellt." Er hob sein Glas mit dem Abschiedscognac und prostete Offerkamp fröhlich zu: „Über uns urteilen nur noch die Götter auf dem Olymp dieses Hauses".

Erleichtert hatte Offerkamp ergänzt: „Oder, in Ausnahmesituationen, die Halbgötter der Internen Revision!"

Sie hatten beide herzlich gelacht.

Das war gestern. Heute blickte er aus dem großen Fenster hinaus und er wusste, dass dieser Blick auf den Fluss ihm Ruhe geben würde, falls er sie für sich brauchte.

Wie gedankenverloren blickte er über den Fluss, dann drehte er sich wieder um, ging zum Wandschrank, zog zwei Ordner heraus, die auch hier

einen blauen Rücken hatte, und las voller Erinnerung die Beschriftung: ‚Personalbeurteilungen'.

Den Vormittag saß er an seinem Schreibtisch und blätterte die Aktendeckel durch. Akte für Akte. Er versuchte, sich die Namen zu merken, doch bei fünfunddreißig Mitarbeitern und Namen konnte er vorerst nur wenige behalten.

Gerade hatte er den letzten Aktendeckel geschlossen, als seine Sekretärin sich bei ihm meldete.

„Herr Offerkamp, es ist gleich Mittagspause. Haben Sie einen besonderen Wunsch?"

„Ja, Frau Reinhard, ich möchte bitte alle Mitarbeiter sprechen, bevor sie die Mittagspause wahrnehmen."

„Alle?"

„Ja. Sie sollen sich bitte im Vorraum versammeln."

Offerkamp klemmte sich die Aktendeckel unter den Arm und griff die beiden blauen Ordner mit der freien Hand.

Die Mitarbeiter der Filiale hatten sich im Vorraum versammelt und sahen ihrem neuen Filialleiter neugierig entgegen.

Offerkamp legte die grauen Aktendeckel auf den nächststehenden Schreibtisch, räusperte sich.

„Meine Damen und Herren, in meinem Büro stehen zwei Ordner", und dabei hielt er einen der blauen Ordner hoch, „der in Zukunft bei Frau Reinhard stehen wird. Es sind die Ordner, in denen die Personalbeurteilungen aufbewahrt werden."

Ein Raunen von Stimmengemurmel unter den Mitarbeitern wurde hörbar.

Offerkamp hob beruhigend eine Hand und griff nach den grauen Aktendeckeln.

„Ich möchte, dass wir eine Mannschaft werden. Eine Mannschaft, die umeinander weiß und offen, direkt miteinander umgeht. Wir haben alle unsere Stärken und Schwächen und nur wenn man sich richtig beurteilt fühlt, kann man seine Stärken bewahren und an seinen Schwachpunkten

nachbessern“, er machte er kleine Pause, „und deshalb möchte ich, dass wir ein offenes Bewertungssystem einführen. Als Anfang möge bitte jeder seine bisherige Beurteilung lesen und falls Fragen auftreten, mit mir darüber reden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie wie ein Lehrer einzeln mit Namen aufrufe, aber noch habe ich mir nicht alle Namen merken können und noch nicht zu allen Namen die dazugehörigen Menschen.“

Damit begann die ‚Area Offerkamp’ in der großen City-Filiale der Hanseatischen Bank. □

Der kriegerische Mann

Mayer's Ltd.

Der Mensch will etwas Gutes und erreicht das Gegenteil. Vielleicht liegt es schlicht daran, dass wir – als Amateure in Fragen des Lebens – nicht professionell genug angehen, was sorgfältiger, vorausschauender geplant werden müsste?

Vielleicht gehen wir viele Dinge auch zu emotional an, anstatt wie ‚richtige' Männer ‚cool' zu bleiben und an die Zukunft zu denken?

1 „Goldwyn soll Ike anrufen! Ich habe keine Lust, mich hier mit untergeordneten Kommandeuren herumzuschlagen! General Eisenhower soll diesen Typen mal als Oberbefehlshaber den Marsch blasen, dass wir hier im nationalen Interesse arbeiten!"

Colonel Mayer warf den Telefonhörer auf die Gabel und schnaufte wütend weiße Wolken aus seiner Havanna. Er war es tatsächlich leid, sich mit diesen aufgesternten Reserve-Chargen abzuärgern.

Lieutenant Mockingbird blickte um die Ecke, sah den paffenden, fetten Colonel in seinem Ledersessel und seufzte, es war mal wieder dicke Luft. Sie öffnete die beiden oberen Knöpfe ihrer Bluse, Mayer mochte das – sie konnte das, mit ihrer Figur, dem kräftigen Busen und den langen Beinen, die jeden Soldaten die Luft anhalten ließ –, und eigentlich hatte sie Filmschauspielerin werden wollen, doch dann kam der Krieg und ihr Chef dazwischen und sie war vor Colonel Mayers Schreibtisch und in seinem Bett auf Warteposition gegangen.

„Gladis! Wie sieht die Liste heute aus?"

Lieutenant Mockingbirds Mundwinkel zauberten sofort kleine Lachfalten. Wenn er sie Gladis nannte, brauchte er sie – „Mockingbird!", hieß Rüffel – „Darling!", bedeutete Bett – „Gladis", war neutral, er wollte nur sachlichen Zuspruch.

Sie holte ihren Schreibblock, las: „Zwanzig Kübelwagen, zehn Kräder, dreißig LKW's, einen Tiger und ein notgelandetes Flugzeug, eine JU 52."

Colonel Mayer kaute auf seiner Zigarre: „Was soll ich mit einer JU 52?“ Er blickte auf. „Hat das alliierte Hauptquartier schon bekannt gegeben, wann diese verdammten Krauts endlich kapitulieren werden?“

Ltd. Mockingbird schüttelte den Kopf: „Man rechnet damit, dass sie noch eine Woche, vielleicht zwei, möglicherweise noch dreißig Tage durchhalten werden.“

Mayer zerquetschte ärgerlich seine Zigarre im Aschenbecher: „Was ist das für ein Scheißkrieg, wenn die ihre Termine nicht einhalten!“

Ltd. Mockingbird zuckte mit den Schultern: „Es soll an irgendeiner Brücke am Rhein Probleme geben, Amhaim oder so ähnlich...“ - Colonel Mayer knurrte: „Die Brücke von Arnheim!“ - Gladis ließ sich nicht irritieren: „Anscheinend haben unsere Leute nicht gewusst, dass auf der anderen Seite der Brücke eine komplette SS-Panzerdivision in Stellung gegangen ist.“

Colonel Mayer schnaufte wieder, kramte nach einer neuen Zigarre und knurrte: „Ich hab‘s dir immer schon gesagt: man sollte diesen Amateuren keinen Krieg überlassen! Die Abklärung der Location ist doch verdammte Basis für Arbeiten im Gelände! Wie können die denn eine ganze Panzerdivision übersehen?!“

Die Zigarre qualmte, er blickte plötzlich genüsslich gegen die Zimmerdecke: „SS hast du gesagt?“ Ltd. Mockingbird nickte.

„Mach mir mal eine Verbindung zu General Patton, ich muss mit ihm reden! Sofort!“ Gladis beeilte sich.

2

„Ja! Mayer von MGM!“ ... „Sie wissen nicht, was MGM heißen soll?“ ... „Machine Gun Motions!“ ... „Rufen Sie Eisenhower an, der wird Ihnen grünes Licht geben!“

Colonel Mayer war konsterniert. Warum, verdammt, wollte dieser Patton sich seiner Bitte verweigern, nicht alle Tiger-Panzer dieser SS-Division kaputt zu machen? Waren diese Kerle immer erst zufrieden, wenn sie alles kurz und klein geschossen hatten? „Gladis!“

Ihr Lockenkopf kam um die Ecke, dann war sie ganz zu sehen.

„Gladis – mach die Knöpfe der Bluse zu, es ist noch keine Mittagspause –, Jonny soll mit seinem Kamerateam losfahren und nachsehen, ob die Brücke von Arnheim für uns interessant ist."

Gladis schloss die Knöpfe ihrer Bluse. Die Stoffenge brachte nun allerdings die Rundungen ihrer Brüste noch deutlicher zur Geltung, Mayer schluckte, durch ihre Krawatte wurde die Mitte zwischen den Titten noch mehr betont, mit Uniformjacke war jedoch alles zu sehr verpackt...

„Wie viel Meter soll Jonny drehen?"

„Sag ihm, eine Rolle reicht!"

Gladis verschwand, Mayer paffte.

Leider konnte man sich auf das Filmmaterial der offiziellen Kriegsberichterstatter nicht verlassen. Die hummelten zwar zu Dutzenden herum, aber leider eben nur Wochenschauformat.

Vielleicht war es als Dokumentationsmaterial zu gebrauchen.

3

„Die müssen verrückt sein, die Krauts!" Es hatte durchaus den Anschein, dass ein Beiklang der Bewunderung in seiner Stimme mitklang.

Zufrieden stolzierte Colonel Mayer durch das große Heeresdepot in Köln. Die gesamte Ausrüstung für mehrere Bataillone, die neu aufgestellt werden sollten und er hatte alles sofort beschlagnahmt. Er deutete zur Wand der Lagerhalle hinauf: „Was haben die dort geschrieben?"

Major Goldstein, der im Zivilberuf als Professor in Princeton Europäische Geschichte lehrte und ihm als Dolmetscher zugeteilt war, kniff die Augen zusammen – Frakturschrift war ihm nicht sehr vertraut – dann hatte er es entziffert: „Führer befiehl! Wir folgen dir!"

„Fotografieren!" Mayers Laune wurde besser und besser: „Gibt es hier einen Lagerverwalter?"

Aus einer Gruppe Männer in deutschen Uniformen, die von GI's bewacht wurden, ließ Major Goldstein einen Mann herbei holen, der vor ihnen Männchen machte.

Interessiert musterte Colonel Mayer das unterwürfige Gesicht: Das war also einer von denen, die diesem Hitler folgen wollten! „Gibt's hier eine Inventarliste?" Major Goldstein übersetzte.

„Jawohl, Herr General!"

Auch wenn Mayer kein Deutsch konnte, das hatte er verstanden: „Colonel!" knurrte er. Er legte keinen Wert darauf, mit diesen Politikern und Kongressabgeordneten in einen Topf geworfen zu werden, die als Reserveoffiziere im Generalsrang die Fronten unsicher machten. Seiner Meinung nach alles blutige Amateure!

Major Goldstein schickte den Lagerverwalter mit zwei GI's in sein Büro, damit der seine Inventarlisten holte.

Mayer blickte herum, bedauerte zutiefst, dass Ltd. Mockingbird ihre Uniformjacke tragen musste, andererseits wurde ihm bewusst, dass es auch gut war, wenn hier alles gut verpackt war und nur auf seinen späteren Gebrauch wartete.

Der Lagerverwalter erschien mit seinen Listen, trug vor, Major Goldstein übersetzte, Colonel Mayer hörte zu. Die Liste war lang. Sehr lang.

„Keine Offiziersuniformen?"

Der Lagerverwalter erklärte, dass die deutschen Offiziere nur maßgeschneiderte Uniformen tragen würden, nichts von der Stange.

Das verstand Colonel Mayer. Das war auch in Ordnung. Offiziere mussten auch im Kino gut aussehen und ihre Uniformen tadellos passen, sonst war die ganze Wirkung hin.

4

Sorgsam studierte der Colonel abends im Bett die Liste ihres Sammelsuriums. Dreißig Tiger-Panzer, die General Patton freundlicherweise heil gelassen hatte, fünf Jagdpanzer, vierzig Lastwagen,... fünftausend Heeresuniformen, zweitausend Uniformen der Waffen-SS, einschließlich Stiefeln und Stahlhelmen.

Luftwaffen- und Marineuniformen waren nicht dabei: das störte ihn nicht, denn Luft- und Seeschlachten waren zu kostenintensiv, die sprengten jedes Budgets, das er genehmigt bekommen würde – außerdem hatte er keine

Flugzeuge oder Schiffe organisieren können. Die einzige JU 52, die er hatte, würde er in seinem Garten aufstellen. Nur wenige brachten ihren Familien so etwas mit nach Hause. Seine Frau und die Kinder würden stolz sein.

Colonel Mayer tätschelte zufrieden den nackten Arsch von Gladys Darling. Das Material, das er nun zusammen hatte, würde für mindestens dreißig bis fünfzig Filme über diesen Krieg reichen. Damit war sein Job als Filmproduzent für die nächsten zwanzig Jahre gesichert. MGM hatte eine authentischere Ausstattung zusammen, die Paramount drehte in ihren Studios nur mit zusammengekleisterten Papp-Attrappen.

Er würde morgen an Goldwyn einen Brief diktieren, ein paar Plots vorschlagen. Vielleicht sollten sie auch einen Film über diesen General Patton drehen – nachdem der sich jetzt so kooperationswillig gezeigt hatte.

Der erste europäische Krieg von 1914/18, mit seinen depressiven Stellungskriegen, der hatte filmisch nur wenig hergegeben – dieser zweite weltweite Krieg wurde endlich von der heimischen Industrie gesponsert. Hollywood und die Rüstungsfirmen konnten den Japanern gar nicht genug danken, dass sie Pearl Harbour angegriffen hatten. Diese Kamikaze-Heinis: was für ein Filmstoff! Adel, Elite, Ehre und Tod – das allein war schon für mindestens fünf Filme gut.

Er würde noch herausfinden, welcher Filmausstatter auf deutscher Seite diese tollen schwarzen SS-Uniformen entworfen hatte, die silbernen Runen, die glitzernden Totenköpfe, die Eisernen und die Ritterkreuze, mit und ohne Brillanten – vielleicht sollte man ihn für einen Oscar vorschlagen? □

Phoenix

Nun haben Kriegsfilme, neben vielen anderen Problemen, immer die besondere Eigenart, Propagandafilme für die eigene Sache zu sein.

Als Pazifist möchte man nun nicht in dieser Besonderheit stecken bleiben, sondern nun - nachdem wir gerade erfahren haben, wie sich amerikanische Filmproduzenten auf die Zeit nach dem Kriege vorbereiten – auf die deutsche Seite schauen, wie sich dort auf die Nachkriegszeit vorbereitet wurde.

1 Diplom-Ingenieur Heribert Brauer hatte den Stift beiseite gelegt und stopfte seine Pfeife.

Er lehnte sich auf der Bank zurück und blinzelte durch die Zweige der mächtigen Buche gemächlich gegen die Sonne.

Er war erst seit ein paar Wochen hier und hatte sich angewöhnt, vor den Kollegen seine Mittagspause einzulegen, im Klosterhof spazieren zu gehen, alleine auf der Bank unter der Buche zu sinnieren.

In seiner Jackentasche spürte er das Knistern des Briefes, den er gestern Abend an seine Frau geschrieben hatte.

„Liebe Helga!

Hier in Kloster Corvey ist der Ort der Muße und der Konzentration, der mir bisher so sehr gefehlt hatte.

Minister Albert Speer leitet den Arbeitsstab Wiederaufbauplanung persönlich und wird nächste Woche wieder hier sein. Dieser Tage ist er im Führerhauptquartier Wolfsschanze, dem Führer die neuesten Details der Pläne für die 290 Meter hohe Kuppelhalle im Herzen Berlins vorzulegen. 180.000 Menschen werden darin Platz finden!

Nicht nur unsere Projekte sind gigantisch, wie es Großdeutschland geziemt, die Aufgaben häufen sich täglich mehr und mehr, die Zahl der Mitarbeiter muss ständig erhöht werden.

Zumindest die wichtigsten Projekte wollen geplant sein, bevor der Krieg zu Ende geht. Die Planungen für Berlin – wir nennen es unter uns schon so, wie es nun bald heißen wird - Germania - sind am weitesten gediehen.

Allerdings haben wir zur Zeit noch stadtplanerische Probleme, noch steht der Reichstag. Leider. Der Brand hat seinerzeit nur halbe Arbeit geleistet."

2 Aus der Kantine hörte er gedämpft die Fanfare aus „Also sprach Zarathustra" des Großdeutschen Rundfunks: Die Mittagsnachrichten.

Melancholisch lächelte er. Bald würden die Kollegen aufgeregt aus den Planungsbüros und Modellwerkstätten herausgeeilt kommen, freudestrahlend über die neuesten Bombardierungen berichten.

Einige Architekten des Stabes hatten schon überlegt, ob es nicht machbar sein könnte, dem britischen Luftmarschall Harris für die Einsatzplanung seiner alliierten Bomberverbände eine Wunschliste zu übermitteln. In einigen Großstädten stand immer noch das historische Gerümpel der vergangenen Jahrhunderte. Insbesondere im Osten des Reiches waren die Sowjets nicht so zweckdienlich, wie die Briten und die Amerikaner. Frankfurt, Leipzig, auch Berlin, alle Stadtzentren waren noch unversehrter, als es wünschenswert war.

Noch in Gedanken schüttelte er sich, als er daran dachte, welche kleinkrämerischen, bürokratischen Hemmnisse ihnen immer wieder vor dem Krieg in den Weg gelegt worden waren: Eigentumsansprüche, Denkmalschützer, sogar Gauleiter, die seltsame lokalpatriotische Bedenken äußerten – alles das hatte nun endlich mit den Bombardierungen ein Ende.

Die Enteignungen und Zwangsverschleuderungen jüdischen Immobilienbesitzes an Parteigenossen, sie hatten nicht den gewünschten Effekt gehabt. Die neuen Besitzer stellten sich genauso störrisch an, wie die Vorbesitzer und wollten die übereigneten Kaufhäuser und innerstädtischen Häuserzeilen nicht zum Abriss freigeben.

Anfangs waren die Briten etwas schwer von Begriff gewesen, aber nachdem endlich die V1 und dann die V2 zum Einsatz gekommen und Coventry, London, Rotterdam aus der Luft angegriffen worden waren, da hatten sie endlich begriffen, was zu tun war: Schaffung neuer Flächen für eine grandiose Neugestaltung der Stadtzentren.

Wernher von Braun, der Planungsleiter der V1 und V2, war bereits Ehrenmitglied in der Reichsarchitektenkammer. Churchill und Harris würden es - posthum - nach dem Krieg auch werden, in Anbetracht ihrer Verdienste um die Schaffung der innerstädtischen Freiflächen für die neuen germanischen Städte Großdeutschlands.

3 „Heribert!“ Ein junger Zeichner stürmte in seinem weißen Kittel über die Wiese im Innenhof des Klosters, genau auf die Buche zu, wo Heribert Brauer aus seinen Gedanken aufschreckte. „Hast du es schon gehört?“

„Nein, was denn?“

„Die Russen haben gestern Breslau besetzt und heute konnte unsere Luftwaffe endlich die Innenstadt bombardieren. Natürlich geht es offiziell gegen die Russen.“

Heribert Brauer nickte, klopfte seine Pfeife aus.

„Aber das Beste weißt du noch gar nicht!“

„Nun sag es schon.“

„Dresden ist von den Engländern und den Amis bombardiert worden! Zwar noch nicht ganz so, wie wir es gerne hätten, aber jemand weiß über interne Kanäle, dass sie heute noch einen zweiten Angriff fliegen werden und dann...“, der junge Zeichner breitete seine Arme aus, drehte sich, dass die Kittelärmel flogen -„dann ist tabula rasa – die ganze Innenstadt!“

„Scheiße!“ Heribert Brauer war sauer.

Der junge Zeichner war verblüfft stehen geblieben: „Freust du dich denn gar nicht?“

„Nein! Für Leipzig haben wir schon einen Generalplan für den Wiederaufbau, für Dresden nicht. Wer soll den in den nächsten Wochen erarbeiten?“

Zornig steckte er seine kalt gewordene Pfeife in die Jackentasche: „Wenn den Alliierten keine besseren Ziele mehr einfallen als solche verschlafenen Residenzstädte, dann wird es endlich Zeit, dass der Führer die geheime

Wunderwaffe einsetzt, um den Krieg zu beenden: für uns als Architekten und Städteplaner sind die Kriegsziele weitestgehend erreicht."

Wütend stampfte er über die Rasenfläche zurück zu seinem Büro und ließ den erlahmten jungen Zeichner alleine unter der mächtigen Buche stehen.

4

Nachdenklich musterte er am nächsten Morgen die Übersichtskarte Deutschlands und die Pläne der einzelnen Städte. Sie hatten nicht vorgehabt, die deutschen Städte komplett neu aufzubauen, dann hätten sie die Hauptstadt Germania gleich auf der grünen Wiese bauen können. Nur in den Zentren der Städte sollten die neuen großdeutschen Kathedralen gebaut werden.

Er nickte, Dresden war doch ein gutes Beispiel, er zollte den Alliierten Respekt, nur die Innenstadt und der ganze augusteische Krempel. Erste Entwürfe skizzierten eine Magistrale vom Bahnhof bis hin zur Elbe, zwei Kilometer lang, einhundert Meter breit, flankiert von dreihundert adlergeschmückten Säulen, jede zwölf Meter hoch, daneben die zentrale Kunsthalle - eintausend Meter lange Hauptfront, hundert Meter tief gestaffelt. Auf der anderen Seite der Magistrale, gegenüber und parallel zur Kunsthalle, das zentrale Haus der Ministerien, äußerlich ein Zwilling zur Kunsthalle: Klare Proportionen, heldisches Maß.

Für die Details war seine Planungsgruppe zuständig. Er musste nachdenken, ging auf den Innenhof und holte sich sein Fahrrad, draußen, auf dem flachen Land, hatte er die besten Ideen, dort fand er seine berühmten, göttlich genannten Eingebungen.

Heribert Brauer war so in Gedanken versunken, dass er die britische Spitfire, die als Tiefflieger aus der Sonne kam, erst bemerkte, als mehrere Geschosse den Brief in seiner Brusttasche zerfetzten. □

Kamikaze

Sind Kriege tatsächlich mit der Kapitulation, der Niederlage oder einem Friedensvertrag zu Ende?

Normalerweise sind wir ja der Meinung, dass die großen Weltkonzerne ihre Waren ausschließlich deshalb produzieren, weil sie damit Geld verdienen wollen und müssen. Dieses geldorientierte Streben ist – so ausschließlich – nur für bestimmte Kulturkreise ‚typisch'. Es gibt andere Kulturkreise auf unserer Welt, die auch andere Wertungen leben, sich also in einer anderen Wirklichkeit bewegen.

Es geschieht nichts zufällig.

Fragen wir also nach dem Grund.

1 „Moin, moin!" Gregor kam, wie jeden Morgen, als letzter der drei Schriftsetzer zur Arbeit. ‚Fünf Minuten nach der Zeit, ist des Setzers Pünktlichkeit', war sein Arbeitsprinzip.

Seine beiden Kollegen wirtschafteten gerade im Nebenraum, in dem das Entwicklungsgerät, die Kaffeemaschine sowie der Kühlschrank standen.

Das sprudelnde Zischen der Kaffeemaschine verhieß, dass der Kaffee gleich fertig war, damit sie zu Arbeitsbeginn ihren ‚Betriebsstoff' auffüllen konnten.

„Was hat der Techniker denn gestern noch gemacht?" fragte Gregor, als er den kleinen Nebenraum betrat. Er war gestern zeitig gegangen. Ein Systemfehler hatte die Weiterarbeit blockiert.

Walter, der gerade die Kaffeetassen füllte, blickte amüsiert auf: „Wer früher geht, den bestraft die Unkenntnis." Dann wurde er wieder sachlich: „Es war kein Systemfehler. Das SCSI-Kabel zwischen dem Hauptrechner und dem Datenserver hatte sich gelockert und so hat es dadurch ständig fehlerhafte oder überhaupt keine Übertragungen gegeben."

Er goss in zwei der Tassen etwas Milch, reichte eine der beiden an seinen Kollegen, der die Erkenntnis fortsetzte.

„Dabei hat er dann aber gleich noch das neue Graphik-Programm, das wir vor vierzehn Tagen bestellt hatten, und einen neu entwickelten Bildschirmschoner installiert. Wirst ja gleich sehen."

Alle drei gingen mit ihren Tassen in den großen Arbeitsraum, in dem, in Reihe stehend, drei Bildschirme den optischen Eindruck des Raumes bestimmten. Gregor stellte die Tasse neben die Tastatur auf dem Schreibtisch und ließ sich mit elegantem Schwung in seinen Schreibtischsessel fallen. Wie jeden Morgen wandte er sich zur Wand neben ihm, schob auf dem großen Wand-Terminplaner die rote Tagesmarkierung um einen Tag weiter. „1. September!", verkündete er lauthals. Auch das gehörte zu ihrem morgendlichen Ritual des Arbeitsbeginns.

Gleichzeitig schaltete er seinen Computer ein. Diese morgendliche öffentliche Bekanntmachung war so etwas wie ein Startsignal für ihn, sich der Arbeit zuzuwenden, sein Gerät einzuschalten. Es dauerte immer ein bis zwei Minuten, bis die gesamte Software geladen wurde - Zeit am Kaffee zu nippen und die anstehenden Arbeitsaufträge des Tages zu überfliegen.

„Weißt du...", wollte er sich gerade an den neben ihm stehenden Kollegen wenden, als sein Blick auf den Bildschirm fiel. Neugierig betrachtete er, was sich dort tat. Das war neu.

Am unteren Rand des Bildschirms wurde eine rote Rundung sichtbar, die sich langsam aufwärts bewegte, sich dabei immer mehr zu einem roten Kreis vervollständigte.

„Das find ich elegant!", lachte er die Kollegen an: „Mit einer aufgehenden Sonne begrüßt zu werden! Ist das der neue Bildschirmschoner, den der Techniker gestern installiert hat?"

Seine beiden Kollegen waren neugierig hinter ihn getreten. Sie blickten verwundert auf den Bildschirm.

2

Oshira Tanasako hatte es eilig. Die Schnellbahn war wieder überfüllt gewesen. Er hatte erst zwei Züge später einsteigen können, als es seiner üblichen Zeit entsprach.

Das gerade heute. Gerade heute war es ihm wichtig, pünktlich vor Arbeitsbeginn an seinem Schreibtisch zu sitzen. Keiner wusste warum dieser

Tag besonders wichtig für ihre Arbeit war, aber alle Kollegen hatten den Eindruck, von den Abteilungsleitern war an diesem Tag etwas Besonderes vorbereitet worden.

Oshira hastete über den Vorplatz des großen Bürogebäudes, eilte mit vielen anderen unter den großen, goldenen Buchstaben hindurch, die über dem Eingangsportal in der Morgensonne leuchteten: Ministerium für Handel und Industrie: MITI.

Wenn es eine Machtzentrale in der japanischen Wirtschaft gab, dann war sie hier zu finden. Hier liefen alle Fäden der Industriepolitik, der Koordinierung, der Planung, der Subventionierung, der Grundlagenforschung zusammen. Oshira war stolz, im MITI, in seinem Verständnis, für das MITI arbeiten zu dürfen.

Es existierte ein unausgesprochener Korpsgeist unter den Mitarbeitern, für einen machtvollen Fürsten zu arbeiten, ihm zu dienen, Teil eines machtvollen Ganzen zu sein, dessen Zeit in Japan schon lange vergangen war. Wenn MITI etwas empfahl – diese Empfehlungen hatten den Charakter von Befehlen –, dann passierte es auch. Wenn MITI schwieg, dann passierte nichts.

Oshira hatte das siebte Stockwerk erreicht, streifte kurz das Schild, das dem Besucher mitteilte, dass hier die Abteilung für die Elektronische Industrie zu finden sei, das ‚EI', aus dem der Adler entschlüpft, wie sie manchmal witzelten, wenn keiner der Vorgesetzten in der Nähe war. Er beeilte sich, seinen Schreibtisch zu erreichen. Acht Uhr, gerade noch pünktlich.

Sein Blick glitt durch das Großraumbüro. Er war zwar als letzter gekommen, doch erst jetzt sprang die Uhr mit dem Sekundenzeiger auf die volle Stunde, die Tür des Abteilungsleiterbüros öffnete sich.

Das Stimmgemurmel erstarb. Omiro Kurosaro, der Abteilungsleiter, stand im Türrahmen seines Büros, blickte streng über die Schreibtische des Großraumbüros, deutete eine kurze Verbeugung an. Alle Angestellten, die in gerader Haltung hinter ihren Schreibtischen standen, antworteten ihm mit einer gleichen knappen Verbeugung. Die Tür schloss sich wieder, das leise Stimmgemurmel zwischen den Schreibtischen setzte wieder ein.

Oshira blieb nachdenklich stehen.

Omiro Kurosaro, der älteste Sohn des Kriegshelden General Tanaka Kurosaro, des Fürsten von Kyoto, vermittelte zwar jeden Morgen einen unnahbaren Eindruck, aber an diesem Morgen war noch etwas anderes dabei gewesen.

Er wiederholte die eben vergangene kleine Szene vor seinem geistigen Auge und wusste, was es war: Ihr Chef trug an diesem Morgen eine weiße Chrysantheme im Knopfloch seines dunklen Anzuges.

Oshira wunderte sich. Seit zwanzig Jahren, die er im MITI arbeitete, war es das erstemal, dass einer der hier Arbeitenden eine Blume im Knopfloch trug. Und dann noch eine weiße Chrysantheme.

Er lächelte. Dieser Tag musste etwas Besonderes sein. Er hatte doch richtig vermutet.

3

Der Feuerball der aufgehenden Sonne war auf dem Bildschirm zum Stillstand gekommen. Erwartungsvolle Stille breitete sich aus.

„Wenn das ein Bildschirmschoner ist, dann fress' ich einen Besen!" murmelte Gregor.

„Das ist zumindest nicht der, den der Techniker gestern installiert hat!", pflichtete Walter ihm bei.

„Nee. Der von gestern war ein Donald Duck, der mit einem dicken Malerpinsel auf dem Bildschirm herumwirtschaftete."

Einige Sekunden passierte nichts.

„Also, wenn du mich fragen würdest, das ist die Flagge von...", unterbrach Gregor die schweigende Spannung, als eine weiß gekleidete Figur auf der Mattscheibe sichtbar wurde. Sie ging leichten Schrittes bis zur Mitte des Bildschirms.

„Also doch ein Bildschirmschoner, der über ein sich veränderndes Bild verhindert, dass sich das stehende Bild in das Glas des Bildschirms einfrisst!" triumphierte Gregor.

„Wart' mal ab", meinte sein Kollege. Sie waren schon zu lange Setzer am Computer, um nicht zu wissen, dass die Software manchmal ihre Eigenwilligkeiten entwickelte.

In der Mitte des Bildschirmes blieb die weißgekleidete Figur stehen, wandte sich zu den Betrachtern. Die rote Sonne umhüllte sie. Langsam wurde die Figur größer, so dass der äußere Rand der roten Sonne über die Begrenzung des Bildschirmes hinauswanderte, die größer werdende Figur sich klar vor dem roten Bildschirm abhob.

Allmählich wurden Details in der Figur sichtbar.

„Was trägt der denn für ein seltsames Stirnband?“

Gregor berührte mit dem Zeigefinger das Glas des Bildschirmes.

„Wart doch mal ab, das Bild wird langsam deutlicher.“

4

Oshira Tanasako hatte mit einem kurzen Blick auf die Uhr die Kantine verlassen. Sechzehn Uhr. Die ersten Nachrichten aus Europa mussten nun bald eintreffen.

Da im Pazifik die Sonne aufgeht, der Datums-Tag beginnt dort, waren sie immer der übrigen Welt voraus.

Den Zeitunterschied zurück gerechnet, war es in Mitteleuropa nun acht Uhr MEZ, die Arbeit dort begann.

Den ganzen Vormittag hatte er gewartet.

Es war nichts Besonderes passiert. Er hatte die Meldungen des vergangenen Tages aufgearbeitet. Die Unterabteilung, in der er, Oshira arbeitete, war für die Zusammenstellung wie Aufbereitung aller Informationen zuständig, um die Wettbewerbssituation der japanischen Elektronischen Industrie im Welthandel zu optimieren.

Ihre Position am Weltmarkt war gut, um nicht zu sagen sehr gut, oder wie Kritiker orakelten, zu gut.

Auf jeden Fall aber gut. Oshira stellte gerne die Meldungen zusammen. Stets und ständig waren es Erfolgsmeldungen.

Seine Annahme eines besonderen Tages wollte sich gegen Mittag bereits verflüchtigen, denn auch sein Nachgrübeln darüber hatte nichts anderes ergeben, als dass es der Vorabend des Jahrestages der japanischen Kapitu-

lation von 1945 war, ein Datum, das offiziell nie erwähnt wurde - deshalb konnte, deshalb durfte es kein besonderer Tag sein

Kurz vor zwölf erhielten alle Angestellten die Mitteilung, sie hätten heute Überstunden, ohne Zeitbegrenzung, ohne Kommentar.

5 Die Figur auf dem roten Hintergrund wurde größer, bis sie, kurz vor der Begrenzung des Bildschirmes, aufhörte zu wachsen. Das Stirnband, auf das Gregor gezeigt hatte, war deutlich zu erkennen.

Ein weißes Band, am Hinterkopf zusammengeknotet. Auf der Mitte des Bandes, direkt auf der Stirn, ein roter Punkt mit davon ausgehenden Strahlen.

Die Gesichtszeichnung der Figur blieb unbewegt, als sie sich leicht nach vorne beugte. Dabei bewegte die Figur ihre Lippen.

Die drei Setzer blickten sich überrascht an.

„Ich glaube, wir brauchen noch eine Sound-Karte für Spracherzeugung. Ich vermute der Typ da, der hat gerade so etwas wie ‚Sayonara' oder Guten Morgen auf japanisch gesagt. Das wäre doch lustig, morgens mit..."

„Schnauze!" Gregor wurde abrupt unterbrochen. Mit gutem Grund. Als er wieder auf seinen Bildschirm blickte, sah er die Ikonen des Programm-Managers erscheinen, dann ein Aufrufen der Hauptgruppe, die auf den Datei-Manager zugriff.

„Einen Augenblick 'mal, das Scheißding geht doch tatsächlich auf die Löschfunktionen aller Dateien!" Gregor knallte die Kaffeetasse auf den Tisch. „Stop das Programm! Verdammt noch einmal, uns werden die ganzen Dateien gelöscht!"

Sein Kollege Helmut hatte über ihn hinweg zur Tastatur gegriffen, versuchte, über die Eingabe verschiedener Befehle, das Programm abzubrechen.

PROGRAMMABBRUCH NICHT MÖGLICH !

leuchtete in einem breiten Kasten auf dem Bildschirm.

6 Ohne aufzublicken ergriff Oshira Tanasako den Telefonhörer. Der erste Anruf heute. Er hatte sich getäuscht. Es war kein Anruf aus Europa. Unwillkürlich stand er von seinem Stuhl auf. Sein Chef.

„Haben Sie Nachrichten aus Europa?“, war die knappe Frage Omiro Kurosaros.

„Nein, Herr Kurosaro!“, seine kurze, mit einer Verbeugung begleitete Antwort.

„Informationen sofort zu mir!“

Sie hatten sich alle an die kurze, abrupte Art ihres Chefs gewöhnt, es auf die militärische Erziehung seines legendären Vaters zurückgeführt. Auch wenn es keinen offiziellen Adel mehr gab, sein Chef blieb stets ein Herr und lebender, legitimer Fürst von Kyoto.

Oshira blickte stirnrunzelnd auf den stummen Telefonhörer in seiner Hand. Herr Kurosaro hatte ihn noch nie direkt angesprochen. Es stand also doch Wichtiges bevor.

Er musste sich gedulden, die Meldungen würden erst nach der Teepause am Nachmittag eintreffen.

Nun war die Zeit gekommen. Oshira hatte Papier und Kugelschreiber bereit gelegt. Das Telefon klingelte.

7 Der Bildschirm leuchtete nur noch in einem undefinierbarem Grau. Alle Daten, die sich auf dem Daten-Server befanden, waren gelöscht worden, bevor einer von ihnen reagieren konnte.

Der Daten-Server! Zwei Gigabite Daten waren gelöscht worden - eine kleine Bibliothek - vernichtet.

In der Stille war nur ein leises Stöhnen zu hören: „Ich hab’ doch immer gesagt, wir müssen Sicherungskopien auf CD anlegen, wenn uns einmal ein Hacker heimsucht oder irgendein Schweinepriester einen Virus einschmuggelt!“

„Steht schließlich auch in jedem popeligen Handbuch für Anfänger!“ Gregor kicherte: „Legen Sie stets Sicherungskopien Ihrer Dateien an!“

„Behalt mal einen ruhigen Kopf!“ Sein Kollege hatte zum Telefon gegriffen, war schon dabei, die Händlerfirma anzurufen. „Besetzt.“

„Probier's noch einmal“, drängte Gregor ihn: „Um diese Zeit kommt man eigentlich immer durch!“

„Mir schwant da was...“, murmelte sein Kollege, hatte bereits die Wahlwiederholung gedrückt. „Besetzt.“

Dritter Versuch. „Satzstudio....“ Weiter kam er nicht. Von der Gegenseite wurde ihm bereits geantwortet. Auf Fragen, die er noch gar nicht gestellt hatte. Wortlos drückte er am Telefon auf die Mithörtaste: „...wissen wir auch nicht. Von verschiedenen Firmen haben wir bereits Anrufe erhalten, dass alle Daten gelöscht worden sind und das System sozusagen tot ist. Im Augenblick können wir Ihnen auch nicht weiterhelfen. Wir melden uns bei ihnen, sobald wir etwas genaueres wissen.“ Damit wurde aufgelegt.

8

Oshira Tanasako kam nicht dazu, seinen Chef anzurufen. Seit halb fünf klingelte das Telefon ununterbrochen. Eine Hiobsbotschaft nach der anderen wurde ihm übermittelt. Seine Mitschrift der Firmen und Händler, die ihn angerufen hatten, füllte schon die dritte Seite seiner Papiere.

Immer, wenn er den Hörer gerade aufgelegt hatte, um die Notizen zu vervollständigen und dann seinen Chef anzurufen, klingelte das Telefon bereits wieder. Entschlossen ließ er das Telefon klingeln, erhob sich, ordnete seine Notizen, machte sich auf den Weg.

Höflich klopfte er an die Tür des Abteilungsleiters. Sofort hörte er die gewohnte Stimme des Herrn Kurosaros, die ihm befahl, hereinzukommen.

Oshira hatte vorsorglich einen sorgenvollen Gesichtsausdruck aufgesetzt, als er die Notizblätter kommentarlos auf den Tisch seines Chefs legte.

Ein kurzes Nicken. Er wusste, dass er wieder hinauszugehen hatte.

Er verstand Herrn Kurosaro. Nach Jahren der Erfolgsmeldungen, Jahr um Jahr, plötzlich diese Katastrophenmeldungen: alle japanischen EDV-Systeme löschten ihre Daten und Betriebssysteme. Aus irgendeinem Grunde, den keiner kannte, schienen die Systeme, wollte man es mensch-

lich ausdrücken, so etwas wie Selbstmord zu betreiben. Der NIKKEI-Index würde sinken, gnadenlos sinken.

Oshira sah bald, dass Herr Kurosaro das Büro verließ. Die Notizpapiere in der Hand, die Chrysantheme im Knopfloch des dunklen Anzuges.

Oshira Tanasako seufzte still.

Das bedeutete Krisensitzung beim Minister.

Dachte er.

9 Herr Kurosaro, einziger Sohn des kaiserlichen Generals Tanaka Kurosaro, legitimer Nachfolger seines Vaters als Fürst von Kyoto, legte seine weiße Chrysantheme zu den drei anderen Blüten, die bereits auf dem dunklen Holz des Familienaltars lagen.

Er verharrte minutenlang in tiefer Verbeugung.

Dann sprang der Zeiger der Uhr von Mitternacht auf die erste Sekunde des neuen Tages: Der 2. September.

Herr Kurosaro richtete sich wieder auf: „Vater, wir haben unseren Schwur erfüllt, den wir unseren Familien an deinem Sterbebett geleistet haben."

Er blickte stolz auf die drei Männer, die neben ihm standen, trat drei Schritte vor und öffnete eine kleine Truhe aus Zedernholz, die unter dem Bild des Vaters stand. Behutsam entnahm er der Truhe nacheinander drei Stirnbänder, die er an seine Kameraden weiter reichte. Das letzte, vierte, behielt er für sich, legte es, wie seine Kameraden, um die Stirn, knotete es sorgfältig am Hinterkopf. Die rote Sonne mit ihren Strahlen befand sich exakt in der Mitte der Stirn.

Alle vier entstammten sie Familien des höchsten Adels. Alle vier waren die inoffiziellen Inhaber großer Namen und Titel. Alle vier hatten am Sterbebett des kaiserlichen Generals gemeinsam einen Schwur geleistet: „An einem Jahrestag der schmachvollen Niederlage werden wir die Ehre des Kaisers wiederherstellen: Als Kamikaze werden wir in einer großen Schlacht die Ehre unserer Familien bewahren." Niemals wäre dem General das Wort ‚Kapitulation' über die Lippen gekommen.

Die letzten Worte des Generals hatten sie stets für sich bewahrt. Nur sie, die Mitglieder der ältesten Adelsgeschlechter, waren berechtigt, Kamikaze sein zu dürfen.

Ihnen hatte General Tanaka Kurosaro seinen letzten Auftrag gegeben. Ihnen vier. Niemandem sonst: „Auch wenn wir diese Schlachten verloren haben, der endgültige Sieg wird unser sein. Übernehmt Ihr die Leitung des ‚Unternehmens Sonnenaufgang'. Seid beharrlich, geduldig und verschwiegen."

Er hatte schon schwer geatmet. Seine letzten Worte waren nur noch leise gesprochen, kaum zu hören gewesen: „Wir werden die Welt beherrschen. Lernt von den jetzigen Siegern, wenn ihr sie besiegen wollt. Schlagt sie mit ihren eigenen Waffen und unsere Ehre wird niemals verloren gegangen sein." □

Wohnen im Grünen

Man sollte der Natur ihren Lauf lassen, meinen Manche, insbesondere viele Frauen. Wenn das man so einfach wäre, wie es sich anhört – anscheinend meinen diese Leute, das Leben wäre ein Fluss, der so dahin strömt – dann brauchten wir keine Ökologie, um die Natur vor dem Menschen zu schützen. Nun könnte es aber sein, dass sich diese ‚Schutzbefohlene' selbstbewusst auf ihre eigenen Fähigkeiten besinnt.

Eine Geschichte als Analogie zu dem Scherz: „Was für ein Mensch ist ein Vegetarier?" Antwort: „Ein Mensch, der das Schreien der Tomate nicht hört, wenn er sie zerschneidet."

In der folgenden Geschichte hat die Tomate – symbolisch gesehen – geschrieen oder es zeigt sich, dass manche Männer im permanenten Kriegszustand leben.

1 Die Lautsprecher verstärkten die dunkle Stimme des Polizisten über den ganzen Sievekingsplatz: „Hier spricht die Einsatzleitung der Polizei! Bitte beachten Sie die Absperrungen, halten Sie die Zufahrtswege frei! Bitte bleiben Sie hinter den Absperrungen!"

Es waren Zehntausende, die sich entlang der Alten Wallanlagen versammelt hatten, einen Blick zu ergattern, eine Neuigkeit aus erster Quelle zu erfahren, es war totenstill. Kein Gejohle dagegen, kein stures Beharren. Die Straßen wurden freigehalten, die Krankenwagen, die Rettungsdienste hatten freie Durchfahrt.

Das helle Sirren des Kettengeräusches der Pionierpanzer auf dem Asphalt des Gorch-Fock-Walls, das dumpfe Grollen der Panzermotoren hatte die meisten Zuschauer ängstlich, stumm werden lassen. Die glatten Innenräder der Panzer rollten auf ihrer endlosen, eigenen Straße der kreisenden Panzerketten. Glatt nach innen, anschmiegsam an die Rundung der Räder, zerschmetterte der Stahl jeden Widerstand, der sich von außen dagegen stemmte. Widerstand, Gegenstand, den es zu zerstören galt. Halt, notwendiger Gegendruck, zugleich. Die Klinge der Guillotine schneidet nicht ohne den Widerstand der Muskeln, der Knochen im Hals des Gebundenen.

Die Angst brauchte den Widerstand des Glaubens an das Gute, als Grundlage die Erinnerung der Furcht vor dem Vergangenen, des Möglichen.

Wann waren zum letzten Mal am Botanischen Garten, an der Musikhalle schwere Pionier-Räumpanzer vorbeigedröhnt?

Nur die Älteren wussten sich zu erinnern: in den letzten Tages des Zweiten Weltkrieges waren Panzer durch die Straßen Hamburgs gerollt. Vor zwei Generationen. Es waren keine guten Erinnerungen. Hamburg verstand sich als friedliche Stadt, ohne Zuneigung zu militärischen Demonstrationen. Warum nun dieser beängstigende militärische Aufwand?

Die Angst der Menschen saß immer noch tief, es könne wieder einen Krieg geben. Die Nachrichtensperre, vor drei Tagen verhängt, half keinem der Schaulustigen, keinem der Hamburger Bürger, ein unbefangenes Gefühl zu behalten.

Nachrichtensperre in einer medienoffenen Gesellschaft? Es musste etwas Bedrohliches vorgefallen sein, wenn der Innensenator zu derart rigorosen Mitteln griff.

Es war allerdings keine Nachrichtensperre im klassischen Sinn. Die Einsatzleitung war auskunftsbereit, aber außer der Auskunft: „Das wissen wir auch nicht“, gab es keine Nachrichten. So hatten die Medien sich auf den Begriff ‚Nachrichtensperre!‘ geeinigt.

Alle Versuche, Näheres zu erfahren, waren bisher gescheitert. Niemand wurde durch die Absperrungen durchgelassen. Niemand. Auch die findigsten Journalisten, die versucht hatten, zumindest von oben herab, aus der Luft, Aufnahmen zu bekommen, hatten keine Chance. Der Luftraum über Hamburg war gesperrt.

2 Georg Hannesen ging langsam an den Menschen vorbei. Er hatte sich seinen grünen Presseausweis offen, sichtbar um den Hals gehängt, keine Missverständnisse. Sein Ziel: Zehn Uhr, Pressekonferenz, Hochhausbunker, Feldstraße.

Hannesen wich den fragenden Blicken der Menschen aus. Auch er wusste nicht, was sich hinter den Absperrungen abspielte.

Soviel war bekannt: Das ganze Gebiet, vom Sievekingsplatz angefangen, entlang der Feldstraße, am Neuen Pferdemarkt vorbei, im Verlauf der Stresemannstraße, Holstenstraße, vorbei an der Reeperbahn, bis zu den Landungsbrücken, Helgoländer Straße, den Holstenwall, war vor drei Tagen, am Donnerstag, hermetisch abgesperrt worden. Ein Gebiet, das den Stadtteil St. Pauli umfasste.

Alle verfügbaren dienstfreien Hamburger Polizeieinheiten, Feuerwehrzüge, mehrere Bundeswehrbataillone, Spezialeinheiten, Technisches Hilfswerk, das Rote Kreuz waren im Verlauf der letzten Tage an dieser Grenzlinie entlang zusammengezogen postiert worden.

Am Freitag hatten noch die verschiedensten Gerüchte kursiert. Es sollte angeblich gegen die Autonomen in der Hafenstraße gehen, in St. Pauli werde aufgeräumt, waren noch die mildesten Mutmaßungen. Sie entsprachen den Wünschen derjenigen, die sie in die Welt gesetzt hatten. Doch wenn keine Informationen vorhanden sind, ist die Zeit des Wünschens, des Ängstigens angebrochen.

Stets hatte die Einsatzleitung kommentarlos kommentiert: „Nicht zutreffend“.

„Luzifer ist erschienen und hat im Sündenpfuhl sein wahres Gesicht gezeigt. Rettet eure Seelen. Betet zum HERRN!“ Kopfschüttelnd sah Hannesen ein handgeschriebenes Plakat, das ein alter, weißhaariger Mann angestrengt in die Höhe hielt. Na ja, dachte er für sich, extreme Zeiten der Ungewissheit haben ihre eigenen Begleiter. Propagandisten einer Gewissheit, mit dieser Angst umzugehen.

Niemand beachtete den Mann. Niemand hinderte ihn, sein Schild zu tragen. Alle waren zu sehr mit sich selbst, ihrer Angst, ihrer Neugier beschäftigt.

Bevor er durch die Absperrung ging, warf Hannesen noch einen Blick zurück auf die schweigende Menge. Überall, wo eine Chance bestand, möglicherweise mehr zu sehen als andere, waren Menschen zu sehen.

Auf die Kandelaber vor den Justizgebäuden, einem Hochstand gleich, sogar auf das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms waren Wissbegierige geklettert, einen besseren Blick auf das, was keiner sehen konnte, möglicherweise doch zu erhalten. Nur die Statuen der vier Männer über dem

Hauptportal des Ziviljustizgebäudes blickten, wie seit hundert Jahren, unbewegt auf die Menschenmenge, die sich, dicht an dicht gedrängt, unter ihnen versammelt hatte.

Unwillkürlich musste Hannesen lächeln, als er die fragenden Blicke aus der Menge auf sich gerichtet sah. Hilfesuchende, vorwurfsvolle .Blicke. „Tut mir leid, Leute, dass ich da jetzt durch darf, aber genau das ist eben mein Job, euch Informationen zu liefern, damit ihr wieder ruhig nach Hause gehen könnt."

Sein Presseausweis öffnete ihm die Absperrung, er ging die Feldstraße entlang: Zuerst an den Zelten des Roten Kreuzes vorbei, dann kamen die Fahrzeuge des Technischen Hilfswerks, dann die der Feuerwehr, schließlich die Polizeifahrzeuge - je weiter ging, desto militärischer wurde die Umgebung.

Die Durchblicke zwischen den Straßenbäumen, die Zufahrtsstraßen zum Heiligengeistfeld gaben den Blick auf eine unübersehbare Zahl von Zelten frei, dazwischen manchmal ein blauer Container.

3

„Pressekonferenz, 1. Stock." Ein Schild neben dem Eingang des Hochhausbunkers wies den Weg.

Lautes Stimmengewirr empfing ihn. An die zweihundert Journalisten standen zusammen, diskutierten, versuchten zu erfahren, was niemand wusste. Die Aufnäher auf den Jacken, die Aufkleber an den Video-Kameras zeigten es: die Vertreter der Weltpresse waren anwesend.

Georg suchte nach bekannten Gesichtern, steuerte dann auf seinen Kollegen Schröter zu. Wenn jemand etwas wusste, war es Schröter. Der war mit allen Wassern gewaschen.

„Hallo, Schröter!" Sie schüttelten sich die Hände.

„Tag, Hannesen! Sag' mal, weißt du schon etwas Genaueres?"

„Das fragst du mich? Das wollte ich dich gerade fragen." Er knuffte Schröter gegen die Schulter: „Wenn du nichts weißt, wer soll denn dann etwas wissen."

Schröter hatte einen verzweifelten Gesichtsausdruck: „Es ist zum Verzweifeln, sage ich Dir. Ich stehe wie ein Blinder vor einem Blumenladen, rieche die tollsten Sachen, aber ich kann, verdammt noch einmal, einfach nichts erkennen!“ Ärgerlich rieb er sich die Nase.

Auf dem provisorischen Podium erschien der Innensenator, in Begleitung der Polizei-Einsatzleiter und die Militär-Kommandeure.

Erwartungsvolle Stille legte sich über die Anwesenden.

„Meine Damen und Herren, bevor Sie fragen, etwas Grundsätzliches.“ Sein bekanntes, sympathisches Lächeln hatte einen gequälten, müden Einschlag. „Wir haben keine Antworten.“

Sofort erhob sich wieder das Stimmengewirr, aus der eine laute Frage alles übertönte: „Wollen Sie etwa Ihre Desinformationspolitik der letzten Tage beibehalten?“

Der Innensenator winkte müde ab. „Mitnichten. Das war keine Desinformationspolitik. Aber bitte,“ er zuckte mit den Schultern, „fragen Sie.“

„Was ist passiert?“

„Das wissen wir nicht. Das einzige, was wir wissen, ist, dass im Verlaufe des vergangenen Donnerstages St. Pauli, wie soll ich das sagen, ... zugewachsen ist. Unbekannte Pflanzen haben alle Menschen aus dem Stadtteil eindeutig und bestimmt ...“, er suchte nach Worten, „hinausgeschoben.“

„War es eine gewaltsame Vertreibung?“

„Nein, eben nicht. Es sind keine Verletzten bekannt geworden. Es gab keine offensichtliche Gewalt. Es waren Pflanzen! Wenn Sie eine Schlagzeile brauchen, können Sie ja schreiben: St. Pauli ist zum Dschungel geworden.“

Ein entspanntes Lachen lockerte die Spannung. „War es das nicht immer schon?“ ließ sich eine alberne Stimme lautstark hören.

„Da irren Sie sich. Sie kennen St. Pauli nicht. Es mag vielleicht eine Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft gewesen sein, mit eigenen, für den Außenstehenden vielleicht nicht verständlichen Regeln, aber ich kann Ihnen versichern, dass die inneren Gesetze und die eigene Ordnung ein-

deutiger waren und besser beachtet wurden, als in Eppendorf oder in Blankenese."

In die eintretende Stille kam die nächste Frage.

„Gibt es Anzeichen für eine fremde Macht oder eine fremde, vielleicht außerirdische Intelligenz?"

„Nein."

„Planen Sie ein militärisches Vorgehen?"

„Nein."

„Wozu haben Sie die Bundeswehreinheiten alarmiert und mit den Pionierpanzern anrücken lassen."

„Wir müssen uns auf alle möglichen Situationen vorbereiten. Gegen Pflanzen erschienen uns die Pioniertruppen am geeignetsten, falls eine weitergehende Verteidigung notwendig werden sollte."

„Haben Sie schon versucht, in das Gebiet hineinzukommen?"

„Ja. Es war uns nicht möglich. Die Pflanzen verhindern jeden Zugang zu dem Gebiet."

„Wo sind die Einwohner von St. Pauli?"

„Das Heiligengeistfeld ist zentraler Evakuierungsplatz."

„Was werden Sie tun?"

„Nichts. Wir warten ab. Die Entwicklung scheint seit Freitag zum Stillstand gekommen zu sein."

Hannesen hatte genug gehört. Hier waren keine weiteren Informationen zu bekommen und notfalls konnte er später Schröter anrufen. Unauffällig verließ er den Raum. Vielleicht konnte er auf dem Heiligengeistfeld mehr erfahren.

4

Evakuierungsgelände war die schlichte, sachlich zutreffende Bezeichnung. Entstanden war in den vergangenen Tagen eine Zeltstadt mit Straßen, Plätzen, einzelnen Schwerpunkten, wer sich wo zusammengefunden hatte.

Hannesen wanderte durch die Zeltstraßen, versuchte sich zu orientieren. Die blauen Container waren die Toilettenwagen, an mehreren Plätzen gab es Essenausgabestellen, bei den Hydranten die Wasserausgabe. Nach seiner zweiten Runde wurde ihm die Gesamtverteilung verständlicher.

Der gesamte Bogen zwischen Feldstraße und Museum für Hamburgische Geschichte war das bürgerliche, ‚deutsche Viertel', zum Postbunker hinüber schloss sich der türkische Bereich an, daneben kamen dann die Alternativen, in Richtung Millerntor die Gay-Szene sowie der ‚Rotlicht - Bereich.

Dann die Budapester Straße. Die gesamte andere Straßenseite war eine einzige grüne Wand. Soweit er rechts und links die Straße hinunter sehen konnte, undurchdringliches Grün aus Bäumen und Pflanzen. Eine Gänsehaut lief ihm über den Rücken. Er verstand, dass dieser Wall Menschen ängstigen konnte. Erst jetzt bemerkte er die eigenartige Stille, die von diesem Wall ausging.

Unwillkürlich ging er rückwärts, er wollte unter Menschen sein. Bei seiner zweiten Runde war ihm eine Art zentraler Marktplatz aufgefallen, an dem offensichtlich die verschiedenen ‚Stadt-Gebiete' zusammentrafen. Dort war anscheinend die Nachrichtenbörse aktiv.

Er ging zurück durch das türkische ‚Viertel', immer ein Männerzelt, ein Frauenzelt wechselten sich ab, dann an den Alternativen vorbei - die alle Ecken ihres Bereiches mit Schildern „Freie Republik zum Heiligen Geist" markiert hatten - und kam auf den Marktplatz.

Mehrere Gruppen standen zusammen, diskutierten miteinander. Hannesen gesellte sich zu einer Gruppe, die offensichtlich eine Mischung aus allen Vierteln darstellte. Er hörte zu.

„Also allmählich wird das langweilig hier."

„Ich finde auch, man sollte irgendetwas tun."

„Das Stadion ist doch freigehalten worden. Der FC St. Pauli könnte doch jeden Tag spielen und wir hätten etwas Spaß."

„Wir könnten doch jeden Abend ein multikulturelles Fest im Stadion veranstalten! Wenn es schon kein Fernsehen gibt."

„Kannst doch an den eingerichteten Fernsehplätzen glotzen, wenn du unbedingt 'ne Mattscheibe haben willst!“

„Hat schon irgend jemand gehört, was bei der Pressekonferenz rausgekommen ist?“

Das war das Stichwort für Hannesen.

Er gab sich als Journalist zu erkennen, berichtete, was er gehört hatte. Viel war es ja nicht. Dann konterte er mit seiner Gegenfrage.

„Kann mir jemand erzählen, was eigentlich passiert ist?“

In dem einsetzenden Stimmengewirr konnte er kein Wort mehr verstehen. „Leute, bitte, einer nach dem anderen. Habt ihr so etwas wie ein Café-Zelt, wo man sich hinsetzen und in Ruhe miteinander reden kann?“

Man hatte, die Gruppe wanderte mit ihm zwei Ecken weiter, zum „Café zur grünen Aussicht“. Nachdem er Kaffee, Bier, Schnäpse bestellt hatte, konnte es losgehen.

5

„Mittwoch Abend, als ich von der Arbeit kam, konnte ich die Wohnungstür kaum aufmachen. Irgendetwas drückte von innen dagegen. Als ich die Tür endlich aufhatte, quollen mir die Zweige des Benjamini entgegen und drückten mich sanft aber eindeutig die Treppen wieder runter. Bevor ich es mich versehen hatte, stand ich wieder auf der Straße.“

„Wer hat denn die Haustür aufgemacht?“

„Ich natürlich. Meinst du, ich wollte dagegen gedrückt werden?“

„Und die Nachbarn im Haus?“

„Die kamen innerhalb der nächsten zehn Minuten auch raus. Alle wurden aus dem Haus hinausgeschoben. Von den Pflanzen.“

„Ist das allen so gegangen?“

„Ja, Mann, und das war echt geil. Ich hatte gepennt und als ich aufwache, sehe ich nur noch grün. Mein Gummibaum hatte das Zimmer mit den Blättern ausgefüllt, war gerade dabei, mich aus dem Bett zu schieben. Fand ich ja nicht so lustig, aber da haben mehrere Blätter so etwas wie

eine Tragefläche geformt und die sind dann so schnell gewachsen, dass sie mich die Treppe runter getragen haben."

„Und es war nicht möglich, sich dagegen zu wehren?"

„Nee. Jupp, der alte Krieger, hat versucht, das große Küchenmesser zu schnappen. Das haben die kleinen Zweige ihm einfach aus der Hand gedreht. Also, ich kann dir sagen, das ist ein intelligenter Gegner."

„Woher kamen denn die Pflanzen?"

„Vor ein paar Monaten fing es an, dass man in den Supermärkten, und in den Bau- und Möbelmärkten, große Pflanzen zu einem Spottgeld kaufen konnte. So 'ne Pflanze, 1,50 hoch, für um die dreißig Mark. Das war doch echt günstig. Und da haben viele in St. Pauli solche Pötte gekauft."

„Aber das war doch in anderen Stadtteilen auch so, warum also gerade St. Pauli. Hat da jemand von Euch eine Erklärung?"

„Bist du früher mal in St. Pauli gewesen?"

„Ja, auf der Reeperbahn und in der Großen Freiheit, wenn du das meinst."

„Nein, meine ich nicht. Ich hab' dich nicht gefragt, ob du *auf* St. Pauli, sondern, ob du *in* St. Pauli warst."

„Gut, dann war ich nur auf St. Pauli."

„Siehst du, sonst würdest du wissen, dass es an beinahe jeder Ecke einen Blumenladen gab. Die Menschen in St. Pauli hatten immer schon ein besonderes Bedürfnis, sich das schön zu machen, dazu gehörte das eben, im Grünen zu wohnen."

„Aber das ist doch in anderen Stadtteilen auch so!"

„Nee! Nur über die Leute auf St. Pauli wurde gesagt, dass seien ja sowieso alles nur Nutten, Penner und Asoziale. Und deshalb waren die ‚Normalen' da besonders normal!"

„Was soll das heißen?" Hannesen merkte, dass seine Kenntnis von St. Pauli doch eingeschränkter war, als er es bisher vermutet hätte.

„Wenn die in anderen Stadtteilen eine Häkeldecke auf dem Wohnzimmertisch haben, dann hatten die St. Paulianer zwei auf dem Tisch, und wo andere zwei Sofakissen haben, gab es in St. Pauli vier Kissen."

„Und wo andere eine Pflanze hatten, gab es in St. Pauli zwei?“

„Mindestens!“

„Aber warum dann dieser Angriff der Pflanzen auf St. Pauli.“

Ein älterer Mann, mit rundem Bierbauch und dicker Brille, der bisher nichts gesagt hatte, legte die Hände an den Mund, imitierte Trompetensignale: „Das Imperium schlägt zurück!“

Er grinste Hannesen breit an: „Mann, du musst ’mal deine Denkmuster neu justieren. Du denkst doch wie die ganze Polizei nur in Angriff und Verteidigung. Und wenn irgendwas passiert, was nicht ins gewohnte Schema passt, dann ist es gleich was Böses!“ Er legte ein kurze Pause ein und setzte dann traurig nach: „Du wartest doch auch nur drauf, dass die Panzer den Angriffsbefehl kriegen.“

Hannesen hatte das Gefühl, er müsse sich verteidigen.

„Aber was soll man denn sonst machen, außer abwarten.“

„Ich sag's ja, ausrotten, das ist das Einzige, was diese Menschen mit solche Denkmuster können. Ausrotten! Erst die Pflanzen, dann die Menschen, dann die ganze Welt.“

Von der hinteren Tischecke hörte Hannesen, wie jemand die Melodie summte: ‚Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt‘.

Stille, bis der Dickbäuchige sich räusperte.

„Mutter Natur ist ja 'ne geduldige Frau, aber wie bei 'ne gute Mutter ist auch deren Geduld mal zu Ende und sie macht deutlich, was Tacheles ist. Mann, die Pflanzen, die leben!“ Er machte eine Pause. „Und wenn se keine runden Kuller-Augen haben wie wir, dann deshalb, weil die ihr optisches System brauchen, um die Photosynthese zu machen. Und wenn du nicht weglaufen kannst, weil du keine Beine hast, sondern fest verwurzelt bist, dann brauchste keine Augen.“

Hannesen wusste nicht weiter. „Aber dieser grüne Wall ist doch undurchdringlich!“

Alle nickten zustimmend, schwiegen, bis auf eine Frau, die erst später dazugekommen war und bisher nur zugehört hatte.

„Haben Sie es schon einmal probiert?“

„Was?“

„Einzudringen!“

Die atemlose Pause, die folgte, wurde durch ein vielstimmiges männliches Gelächter beendet.

Zornig blitzten die Augen der Frau in die Männerrunde: „Ach, Ihr seid doch so blöd wie immer! Ihr wisst doch genau, was ich meine!“

Natürlich wussten sie es. War einfach nur ein kleiner Spaß.

Hannesens Interesse war dagegen sofort wach. Diese Frau war anscheinend im ‚Dschungel‘ gewesen.

Er stellte noch ein paar weitere Fragen, bestellte dann noch eine Runde, zahlte, nickte der Frau zu, ging, um draußen auf sie zu warten.

6

Lange stand er nicht da, bis sie aus dem Café-Zelt heraustrat. Sie verhielt, als sie ihn warten sah, kam ihm dann entgegen.

„Hannesen“ stellte er sich vor, und dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend fügte er hinzu: „Georg.“.

Ein kurzes Lächeln und „Christa Bauer“ war die Antwort.

Sie blickte ihn direkt an. „Ich bin erst später in's Café gekommen, als Sie mit der Runde da schon saßen.“ Prüfend musterte sie Hannesen. „Sie sind Journalist?“

„Ja. An allen Informationen interessiert.“ Er senkte seine Stimme: „Zum Beispiel, ob es möglich ist, nach St. Pauli hineinzukommen.“

Christa Bauer zögerte, blickte ihn prüfend an. „Warum nicht?“ Sie lächelte: „Kein Problem.“

„Wie bitte?“ Hannesen glaubte, nicht richtig gehört zu haben. „Wenn es dem gesamten Polizeiaufgebot nicht gelingt, einen Zugang zu finden, dann wollen Sie ...“

Christa unterbrach ihn: „Sie haben vorhin zwar offensichtlich gehört, was Maximillian, das ist der Dicke mit der Brille, gesagt hat, aber Sie haben es anscheinend nicht verstanden."

„Das mit dem ‚Tacheles von Mutter Natur' habe ich verstanden!"

„Aber offensichtlich nicht, dass Mutter Natur es gut mit uns meint."

„Haben Sie dafür irgendeinen Anhaltspunkt?"

„Bevor man den Zugang zu einem Stahltresor mit Brecheisen und Dynamit öffnen will, sollte man vielleicht vorher probieren, ob die Tür gar nicht abgeschlossen ist oder ob man den falschen Schlüssel ausprobiert hat."

Mit einem: „Kommen Sie!", war sie bereits einige Schritte entfernt.

Hannesen schulterte hastig Kameratasche, Aufnahmegerät, eilte ihr nach. Nach einigen Metern hatte er sie eingeholt.

„Wohin gehen wir?"

„Rein!", war die knappe Antwort.

Zügig durchschritten sie die Straßen der Zeltstadt. Hannesen hatte kein Auge mehr für die vielfältigen Szenen um ihn herum, die allein schon einer Berichterstattung wert gewesen wären.

An der Budapester Straße verhielten sie kurz, blickten nach rechts und links die Straße hinunter. Niemand war zu sehen.

„Mittagspause" schnaubte Christa mit einem ironischen Unterton in der Stimme.

„Also," sie blickte Hannesen gelassen an, „erster Test. Wir gehen da jetzt einfach hinüber und hinein."

Ohne seine Antwort abzuwarten, war sie schon auf dem Weg über die Straße, Hannesen hinter ihr her, als sie das Grün erreichte, wichen die Blätter leicht zurück, so dass sie, ohne ein Blatt zu berühren, hindurchgehen konnte. Das Grün öffnete sich.

Voller Verwunderung, staunend folgte Hannesen ihr. Er sah es, wollte nicht begreifen. Nach zwei Metern blieb er stecken. Die Pflanzen, die ihm zuerst Platz gelassen hatten, waren eine undurchdringliche Mauer geworden. Nichts ging mehr.

„Christa!“ Hannesen Stimme bekam einen panischen Unterton, als er im Grün gefangen stand. Unterdrückt fluchte er leise: „Mutter Natur meint es gut mit uns!“ Ein wütendes Schnauben folgte und ein noch lauteres: „Christa!“

Aus kurzer Entfernung klang ihm ein helles, belustigtes Lachen entgegen. „Gehen Sie einfach zurück, Georg. Niemand wird Sie hindern, rückwärts zu gehen.“

Hannesen drehte sich um, der Weg war frei, mit drei großen Schritten war er wieder auf der Straße, im Freien.

Als einen Augenblick später Christa neben im auftauchte, hatte sich seine Angst gewandelt. Voller Empörung polterte er: „Aber Sie haben doch ...“.

Er verstummte. Sie hatte ihm wortlos, nur mit kurz geschlossenen Augen, bedeutet, den Mund zu halten.

Leise setzte er fragend nach: „Warum Sie und ich nicht?“

Ganz offensichtlich war Christa amüsiert, blickte Hannesen an.

„Sie rauchen?“

„Ja, sicher ...“

„Taschen ausleeren.“

Sie sagte es so freundlich bestimmt, dass er ohne Widerrede Kamera und Aufnahmegerät auf den Boden stellte, seinen Taschеninhalt aus den Hosen- und den Jackentaschen auf der Straße ausbreitete, voller Neugier wartete, was das bedeuten sollte.

„Und die Zigaretten?“

„Ach, Schit, die habe ich in der Brusttasche des Hemds.“

„Auspacken“, forderte ihn Christa noch einmal geduldig auf.

Nachdem er alle Taschen geleert hatte, glitten Christas Blicke über das Sammelsurium, das er auf dem Asphalt ausgebreitet hatte.

„Ist das alles?“

Hannesen kontrollierte noch einmal Hose, Hemd und Jackett. „Ja, das ist alles.“

Gespannt beobachtete er, wie Christa die Sachen durchsah, einzelne in die Hand nahm, genauer betrachtete.

Die Zigaretten, das Feuerzeug, sein Taschenmesser legte sie beiseite. Sie deutete auf das Aufnahmegerät, die Kameratasche. „Sind die Batterien und der Akku säurefrei?“

„Soviel ich weiß, ja“ murmelte Hannesen verwundert.

„Gut, dann wollen wir es noch einmal probieren. Lassen wir die Natur entscheiden. Alles, bis auf das da,“ sie zeigte auf die beiseite gelegten Dinge, „können Sie wieder einstecken. Wir werden dann wieder hineingehen.“

„Aber“, Hannesen steckte verwirrt die genehmigten Sachen in seine Taschen, „warum haben Sie die drei Sachen ausgesondert und mich nach den Batterien und dem Akku gefragt.“

„Beobachtung und Erfahrung“, war die lakonische Antwort.

„Die Zigaretten hätten Sie zwar ruhig behalten können, da Sie aber weder das Feuerzeug noch Streichhölzer mit in den ‚Dschungel‘ nehmen können, würden Sie mit den Zigaretten nichts anfangen können.“

Sie blickte ihn an. Es war offensichtlich, dass sie nach einer Erklärung suchte.

„Die Pflanzen lassen meiner Erfahrung nach nichts in ihr Gebiet, womit Sie eine Pflanze verletzen oder sonst wie traktieren können. Also kein Feuer, keine Messer, keine Pistolen, Waffen, keine Säuren.“

Sie dachte nach. „Was mitgenommen werden darf, unterliegt nicht unserer Entscheidung.“

„Wollen Sie damit sagen, wir haben uns einer grünen Diktatur zu unterwerfen, die entscheidet, was erlaubt ist und was nicht?“ Die ganze Kulturgeschichte des liberalen Individualismus schwang in seiner Stimmlage mit.

„Wenn Sie das Prinzip ‚Leben und leben lassen‘ als Diktatur bezeichnen wollen...“ Ein trauriger Ausdruck deutete sich in ihren Augenwinkeln an. „Wie wäre es, wenn Sie einmal über den Satz ‚Die Grenze des Lebens des Einzelnen ist das Leben des Anderen‘ nachdenken würden?“

Nach einem kurzen Blick auf Hannesen: „Geben Sie mir das Aufnahmegerät, es reicht, wenn Sie die Kameratasche tragen müssen."

Damit hatte sie das Gerät hochgenommen, sich umgedreht, war wieder zwischen den Blättern verschwunden, Hannesen hinterher.

7

Erst war er noch zögerlich, doch als er merkte, dass die Äste, die Zweige immer so weit zurückwichen, dass sie ihn nicht berührten, ging er zügiger, hatte Christa nach einigen Schritten eingeholt.

Schon nach wenigen Metern spürte er in seiner Lunge die Intensität einer sauberen, frischen Luft. Seine Haut begann aufzuatmen, Erinnerungen vergangener Jahre seiner Jugend auf dem Land überfluteten seine Gedanken.

„Ist ja toll!" rief er ihr voller Begeisterung entgegen.

„Mmh, find ich auch".

Als er neben ihr stand, Atem holte, wurde deutlich, dass sie in einer geräumigen, kleinen Höhle standen. Die Blätter waren soweit zurückgewichen, dass ihnen genügend Platz blieb, sich nicht eingeengt zu fühlen. Hannesen blickte nach oben, konnte das Blau des Himmels sehen. Leises Vogelgezwitscher klang in seinen Ohren. Er schloss die Augen. Es erinnerte ihn an die Baumhöhle, in die er sich als kleiner Junge immer verkrochen hatte, wenn er allein sein wollte.

„Kommen Sie, Georg, lassen Sie uns weitergehen."

„Wohin soll's denn gehen?"

„Ich wohne hier ein paar Straßen weiter."

Zielstrebig ging sie voran. Seine Annahme, dass sie beide allein im ‚Dschungel' seien, musste er nach wenigen Minuten korrigieren. Auf einem Spielplatz turnten mehrere Kinder fröhlich auf den Klettergerüsten herum, mehrere Frauen saßen in Gespräche vertieft auf den Bänken seitlich der Buddelkisten.

Vor einem Bäckereigeschäft standen zwei Gesellen in karierten Hosen mit weißen Schürzen. „Hallo, Christa!" riefen sie herüber: „Kommen die Leute wieder zurück?"

Christa blieb kurz stehen. „Morgen wird es in der Zeitung stehen und dann werdet ihr wieder viel zu tun haben!“ Sie winkte den beiden, war schon weiter.

Nach ein paar Minuten hatten sie das Haus erreicht, in dem sie wohnte. Hannesen war noch immer fasziniert: Ein Grün! Lichtes, sonnendurchstrahltes Grün! Die Straßen waren durchgängig frei, im Schatten der Baumkronen sah er Kinder zwischen den Autos Versteck spielen. Er fühlte sich keinen Augenblick eingeengt, seine anfängliche Ängstlichkeit hatte sich in ein Gefühl natürlicher Geborgenheit gewandelt.

Christa schloss die Haustür auf, betrat das Treppenhaus.

Hannesen wollte gerade ansetzen zu fragen, ob die Haustüren nicht alle aufgedrückt worden seien, als er überrascht im angenehm kühlen, leeren Treppenhaus stand. Kein Grün.

Christa lächelte: „Na, wie würde Maximillian jetzt fragen, ‚Denkmuster noch nicht neu justiert?‘. Es ist ganz einfach: Hier im Treppenhaus bekommen die Pflanzen nicht genügend Licht, also haben sie sich zurückgezogen.“

Sie stieg leichtfüßig die Treppen hinauf, Georg war ziemlich außer Atem, er war nur Fahrstuhlfahren gewohnt, bis er endlich im vierten Stockwerk ankam.

Die linke Wohnungstür stand offen. Das Türschild ‚Bauer‘ klärte, er war richtig. Zögernd betrat er die Wohnung.

„Kommen Sie durch in die Küche! Keine Angst, die Pflanzen beißen Sie nicht.“

Überrascht stellte er die Kameratasche ab.

Die Wohnung war zwar klein, aber die ideale Symbiose von Wohnraum und Pflanzen. Viel Platz und viel Grün.

Leise hörte er Christas Stimme neben sich. „Ist es nicht ein Traum? Der Traum vom ‚Wohnen im Grünen‘? Ich lasse den Pflanzen ihren Raum, bedrohe sie nicht, sie lassen mir dafür den Raum, den ich zum Leben brauche.“□

Der lange Marsch

Vor dem Wohnen im Grünen gab es doch noch etwas, die 68er? Was war das noch? Ein Veteran erinnert sich an Kämpfe und Schlachten, Siege und herbe Verluste...

„Guten Tag, Großvater. Wie geht es dir?“

„Grüß’ dich, Kind. Nicht so gut.“

„Hast du wieder Probleme mit der Linken?“

„Ja, ja. Die ist so müde.“

„Die ist prüde?“

„Nicht doch, du hast falsch gehört. Sie ist müde! Mit ‚M’! Wie Meineid.“

„Ach so. Versteh’ ich aber trotzdem nicht. Mit fünfunddreißig schon müde?“

„Was heißt hier fünfunddreißig? Mein biologisches Alter ist nun schon mehr als fünfzig und mein geistiges Alter ist auch schon älter als fünfunddreißig Jahre.“

„Aber ich dachte immer, du seiest ein 68er?“

„Das schon. Und gerade das ist es doch was mich müde gemacht macht. Dieser lange Marsch durch die Institutionen. Ich weiß nicht, ob du das schon verstehen kannst. Ständig die Frage, wo das Ziel ist, die Fragen, ob man noch auf dem richtigen Weg ist. Dann diese vielen Umwege, das Rennen auf den Straßen, das Verkriechen in den Kopfhöhlen, das Verzetteln auf Nebenwegen... Das kann schon müde machen.“

„Aber du hast doch einmal gesagt, der Weg ist das eigentliche Ziel.“

„Das ist richtig, aber wie sah denn der Weg aus? Es mangelte doch schon an der Marschverpflegung: Zuviel Marx und zuwenig Bakunin. Auch die Würzung mit ein bisschen Wilhelm Reich machte den ewigen Marx’schen Brei nicht verdaulicher. Wenn wir wenigstens eine politische Heimat gehabt hätten.“

„Habt Ihr denn kein Zuhause gehabt?“

„Zuhause hat uns die SPD ja gleich am Anfang schon rausgeschmissen und die Partei der Brüder und Schwestern in dem anderen deutschen Zuhause fürchtete uns wie der Teufel das Weihwasser. Allerdings wollten wir da sowieso nicht hin. So sind wir dann als heimatloses Häuflein herumgezogen.“

„Und wo seid Ihr dann geblieben?“

„Ein Teil hat sich in die Toscana abgesetzt, wenige haben an den Universitäten Unterschlupf gefunden. Andere sind nach Poona gegangen und haben danach einen alternativen Gewürzhandel aufgezogen. Wieder andere haben sich Bauernhöfe gepachtet und Bio-Gemüse angebaut, ihr Brot selber gebacken. Ein paar haben mit der Politik Frieden geschlossen. Die in den Medien Zuflucht gefunden hatten, sind beinahe alle wieder rausgeflogen und so sitzt der müde Rest in ein paar linken oder ökologischen Nischen und fristet dort sein Dasein.“

„Aber Ihr wart doch einmal Hoffnungsträger!“

„Das stimmt. Doch heute ist mir klar, dass wir eher so etwas wie Hosenträger waren. Wenn die Hose schloddert, braucht man halt einen Hoffnungsträger. Ist der Bauch dann dick geworden, hält die Hose von alleine. Wir waren wie ein Generalstab ohne Truppen. Das klappte ganz toll, unsere Strategiespiele im Sandkasten der Universitätsseminare. Dann kamen die Massen in Bewegung. Wir vorweg, die Medien mittendrin und Hunderttausend hinterher. Prompt tauchten dann die Probleme auf. Auf Praxis waren wir nicht vorbereitet. Das theoretische Zentrum verschob sich von Frankfurt in das besetzte West-Berlin und die Führung übernahm ein Volkstribun, den vorher kaum jemand kannte. Kennst du heute noch Namen wie General Rabehl oder die Brüder Wolff?“

„Nein, ich kenne nur den Namen Rudi Dutschke.“

„Zu recht, denn er hat der Massenbewegung ein Gesicht gegeben. Wenn er mit seiner heiseren Stimme und seinem Aussehen wie Räuber Hotzenplotz, mit seiner geschliffenen Rhetorik auftrat... Kind, die Medien und Massen waren begeistert. Er war die leibhaftige Inkarnation des Bürgerschrecks. Mit seiner politischen Theorie hat sich kaum jemand beschäftigt. Schließlich fand die deutsche Sehnsucht nach gescheiterten Helden in ihm

ihre historisch gewordene Vollendung. Er hat es mit seinem Leben bezahlen müssen."

„Dann war er der Ausdruck der großen Bewegung?"

„Der Imageführer ja, aber die Bewegung insgesamt war breiter. Die Außerparlamentarische Opposition bestand nicht nur aus der Studentenbewegung. Und in der Studentenbewegung gab es verschiedene Gruppen. Dutschke war das Symbol des linken Flügels des SDS, ‚Suche Dich Selbst'. Daneben gab es noch die Leute vom SHB, ‚Seid Hübsch Bescheiden' der SPD, dann den RCDS, ‚Ring Chronisch Dämlich Studierender' der CDU, und den LSD, „Leise, Sanfte, Doofe' der FDP sowie die HSU, ‚Hämisch Satirische Unken' der Humanistischen Union, um nur die wichtigsten zu nennen."

„Und das war dann alles in Berlin?"

„Nein, das ist Legende. Dort war es am heftigsten, weil Bevölkerung und Regierung Berlins sich am heftigsten wehrten. Weißt du, niemand hat seine Besatzungssoldaten mehr geliebt, als die Berliner ihre Amerikaner. Was konnte man außerdem in Berlin schon anderes tun. ‚Heute Nacht, Straßenschlacht', das war so typisch für den Berliner Mauer-Knast. Überall wurde gekämpft, in Hamburg, Hannover, Göttingen, Frankfurt, Heidelberg, Freiburg, München, um nur die wichtigsten zu nennen. Der Unterschied von Berlin zu Freiburg bestand zum Beispiel darin, dass man abends ins Glottertal fuhr und ein Viertele Wein trank. In Berlin gab's eben keine Weinberge. Diese Fixierung auf Berlin ist seltsam, denn wir verstanden uns als Teil einer internationalen Bewegung."

„Wieso international?"

„1968! Das waren die Studenten in den USA, in Berkely und in Little Rock, das waren die Barrikaden in Paris und die Kämpfe der Zengakura in Tokio, das war Napalm in Vietnam und das waren die Panzer in Prag, ... das war ein weltweiter Aufbruch und Protest auf dem Weg zu einer demokratischeren, toleranteren und friedlicheren Gesellschaft."

„Und die Deutschen waren an der Spitze!"

„Nein, ich bitte dich. Es gibt eine deutsche Tradition der verspäteten Nation, und so waren wir, bitte schön, später dran als alle anderen Nationen."

„Dann konntet Ihr also von den Erfahrungen der anderen lernen?“

„Lernen mussten wir erst einmal, hier selber klar zu kommen. Wir hatten doch eine historische Zeit und Mission. Betrachte einmal den Rhythmus der deutschen Generationen dieses Jahrhunderts: 1918: der Triumph und die beginnende Niederlage der deutschen Linken, 1943: der Rechten, 1968: der Linken, 1993: der Rechten. Wir waren im Aufbruch!“

„Und für den Frieden wurde gekämpft?“

„Bitte nicht wieder die Gewalt-Diskussion. Die entgegengesetzten Pole waren auf der einen Seite die Vertreter des ‚Flower Power’ („Fighting for peace is like fucking for virginity“ - ‚Für den Frieden zu kämpfen ist so, als würde man ficken, um wieder Jungfrau zu werden’) und der bewaffnete Kampf der RAF, ‚Ran An den Feind’, andererseits. Diese Diskussionen haben uns zeitweise mehr beschäftigt als alles andere.“

„Und wo hast du zwischen den beiden Polen der Kampfphilosophie gestanden?“

„Wir haben so etwas versucht, wie eine Symbiose verschiedener Positionen: ‚Lachen, Lieben, Kämpfen’.

„Und damit wart ihr erfolgreich?“

„Nun, mit dem Lachen war es schon schwierig genug. Die deutsche Linke war und ist eigentlich immer sehr ernsthaft und über ernsthafte Fragen darf man nicht lachen. Zum Lieben sind wir dann bald nicht mehr gekommen, weil das Kämpfen angesagt war.“

„Und ihr habt gekämpft?“

„Ja, das kannst du wohl annehmen, wir kämpften den Geschlechterkampf.“

„Bitte? Was war das denn?“

„Also, wir auf dem langen Marsch: Was haben wir für schöne Erfolge gehabt: Hochschulreform, Gesellschaftsreform, Mitbestimmung,... Nur zwischendrin waren uns die Marketenderinnen abhanden gekommen. Bis dahin war’s ja wenigstens lustig: immer was zum Vögeln und zum Kiffen.“

„Zum ‚Kiffen’“?

„Ja, Haschisch-Rauchen. Aber das hörte bald auf. Aus Joints entstanden leider keine politischen Visionen, und historisch war das auch schlecht abzuleiten. Wenn Karl Marx oder Lenin oder wenigstens Herbert Marcuse gekifft hätten... Haben sie aber nicht.

Wir wollten ja auch nicht die Illusion der individuellen Befreiung, sondern die tatsächliche gesellschaftliche Befreiung des Einzelnen von äußeren Zwängen."

„Und das Vögeln?"

„Viele Frauen trennten sich von der Truppe, formierten feministische Bataillone und gingen ihre eigenen Wege. Versteh' ich ja, aber die, die bei uns geblieben waren, wollten nun auch keine Marketenderinnen mehr sein. „Wir wollen alles, und zwar jetzt." Da begann dann der Geschlechterkampf."

„Und das waren die Hauptkämpfe?"

„Nicht doch, der Gegner schlug heftig zurück. Einer seiner übelsten Waffen waren die Berufsverbote, die uns sehr zusetzten.

Dann legte er schlimme Minenfelder, wie die „Neue Armut" und die „Neue Soziale Frage", wo wir ziemlich herumstolperten und außer der Gefolgschaft auch noch die Orientierung verloren. Und dann die Schwächung durch den neuen Hoffnungsträger der Gegenseite, Willy Brandt. Dem konnten wir nur wenig entgegensetzen.

So schmolz unsere Gefolgschaft immer mehr dahin."

„Das ging ja ziemlich heiß her."

„Das kannst du wohl meinen. Doch das schlimmste kam erst danach. Aus der heißen Zeit kamen wir dann in eine riesige Wüste, eine schreckliche Einöde. Und kalt war es da. Aufgrund der schlechten Marschverpflegung war uns der Bauch verdorrt und nur noch der Kopf intakt geblieben. Hast Du schon mal etwas von der ‚Bleiwüste' gehört?"

„Mich zittert, wenn ich nur daran denke."

„Konkret kann ich dir nur raten, meide die Bleiwüste. Und dann auch noch so eine kleine Schriftgröße. Vor lauter Buchstaben findet man den Sinn nicht mehr."

„Das hört sich ja richtig schlimm an.“

„Das wäre ja noch zu ertragen, wenn man einmal gut und richtig schlafen könnte. Immer diese Zweifel und dieses schlechte Gewissen. Immer diese Unsicherheit, war man zurecht solidarisch oder war man zurecht unsolidarisch. Und dann dieser schreckliche Beifall von der falschen Seite.

Wenn wir anfangs nicht so kritisch gewesen wären, hätten wir ein besseres Gewissen gehabt. Ein runder Dogmatismus ist doch ein gutes Ruhekissen. Das haben wir immer an den Leuten der DKP, den ‚Deutschen-Krypto-Partisanen', bewundert und gleichzeitig gehasst, dieses dicke und pausbäckige Gefühl des Rechthabens.

Aber die gibt es ja nun auch nicht mehr.“

“Armer APO-OPA.” □

Der sportliche Mann

Liebesspiele

„Die Liebe ist ein seltsames Spiel...“ Spiel? Die Frage ist nur, ob es dabei sehr sportlich zugeht. So gibt es speziell für den deutschen Mann die Fernsehsendungen der virtuellen Glotzerei von nackten Frauen. Und wie sieht es aus in den deutschen Schlafzimmern? Was wäre, wenn die Amateure der Schlafzimmer unter den deutschen Dächern an die mediale Öffentlichkeit gehen würden? Erleben Sie es selber, denn alle anderen werden wieder behaupten, sie hätten nichts gesehen.

1 „Liebe Zuschauer an den Fernsehgeräten, wir begrüßen sie zur Übertragung der Ersten Deutschen Meisterschaften im Liebesspiel, die hier, in der anheimelnd rustikalen Atmosphäre der Stadthalle des bayerischen Kurortes Ruhpolding, stattfinden werden.

Wie sie vielleicht der ausführlichen Berichterstattung während der vergangenen Wochen in den Medien haben entnehmen können, war diese Meisterschaft in Frage gestellt, da der Deutsche Sportbund sich lange Zeit nicht entschließen konnte, das Liebesspiel als sportliche Disziplin anzuerkennen. Weder der historische Hinweis auf die Nacktheit der Sportler im klassischen Griechenland, aus deren Geist sich ja auch andere Sportarten, ja sogar die Olympischen Spiele, in ihrer Grundidee her ableiten,... Nein, nicht aus der Nacktheit, aus dem Geist..., konnte die Funktionäre nicht überzeugen.

Auch die praktischen Vorführungen der Aktivisten, die sich schon seit Jahren in einer unübersehbaren Anzahl von Clubs organisiert haben, fanden zwar ein reges Interesse des Zuschauens und Mitmachens bei den Funktionären, konnten jedoch den Vorstand des Deutschen Sportbundes nicht verleiten, diese Aktivitäten als neue Sportdisziplin anzuerkennen.

Erst die Geburtshilfe einer einstimmigen Resolution der Frauenabteilungen aller deutschen Sportvereine auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Sportbundes, diese Disziplin anzuerkennen, da gerade hier besondere Defizite in der deutschen, insbesondere der männlichen Bevölkerung vorhanden seien, die nur durch eine offizielle Anerkennung des Deutschen Sportbundes als Sportdisziplin für die Breitenarbeit zugänglich

seien, hat dieser Disziplin schließlich zur offiziellen Anerkennung verholfen.

2 Das nur kurz zu dem vergangenen Problemen der Anerkennung des Liebesspiels als Sportdisziplin. Nun noch eine kurze Erläuterung zu den heutigen Rahmenbedingungen. Als Hauptsponsor konnte der Beate Uhse Konzern gewonnen werden und als weitere Sponsoren sind noch, unter anderen, die Teresa Orlowski Filmproduktion, die Firma Fromm's, der deutsche Playboy und das Hustler-Magazin zu nennen.

Nach einigem Zögern hat die Ministerin für Jugend, Frauen und Familie die Schirmherrschaft übernommen, um einen seriösen Ablauf zu gewährleisten und zu prüfen, ob das Training in dieser neuen Sportart als Fortbildung bezuschusst werden kann.

Die katholische Kirche hat ihre Zustimmung zu derartigen Veranstaltungen davon abhängig gemacht, dass alle Teilnehmer/innen miteinander verheiratet sind und einen Revers unterschreiben, dass die Paarungen nur mit der Absicht der Zeugung stattfinden. Was bisher allerdings nicht geschehen ist, da das Motto dieser Meisterschaft lautet: ‚Lustig woll'n wir sein!'

3 Zu den Regeln des heutigen Wettbewerbs darf ich vorweg nur soviel anmerken, dass es kein Vorspiel geben wird und dass zwölf Paarungen in die Endauswahl gelangt sind. Es sind die zwölf bestplatzierten Paare aufgrund des Pflichtprogramms, das bereits gestern Abend ausgeliebt wurde, was nur ein begrenztes öffentliches Interesse fand. Dabei hat sich gezeigt, dass in dem Fünf-Minuten-Pflicht-Programm der dreifache weibliche Orgasmus heutzutage offensichtlich das technische Minimum bedeutet, um die Schiedsrichter/innen zufrieden zu stellen und zur Spitzengruppe zu gehören.

4 Doch nun Schluss mit den einleitenden Vorbemerkungen, wenden wir uns dem Austragungsort zu. Auf der Bühne der Stadthalle haben die Schiedsrichter/innen ihre Plätze und vor der Bühne steht ein flaches Podium mit einer zwei mal zwei Meter gepolsterten Fläche in der Mitte als

Grundausstattung. Auf der hinteren Bühne ist eine acht mal acht Meter große Projektionsfläche aufgebaut, damit auch die Zuschauer auf den hinteren Plätzen alles detailliert zu sehen bekommen. Sie, liebe Zuschauer, sitzen ja, wie immer verwöhnt, in der 1. Reihe, und ich kann jetzt schon versichern, alles wird life sein, ein Höhepunkt des Reality-Fernsehens.

Zur Wertung nur soviel, dass es sowohl eine technische wie eine emotionale Wertung geben wird und dass das Schiedsrichterkollegium entsprechend der Quotenregelung zur Hälfte mit Frauen und mit Männern besetzt ist. Jedes Paar wird als erstes die Polsterfläche nach eigenem Geschmack kurz ausgestalten lassen, bevor es dann mit der Kür beginnt. Und, liebe Zuschauer, die Lichter im Saal werden gedämpft, es sieht so aus, als ob die erste Paarung gleich beginnen wird.

Hilfskräfte des Organisationskomitees beziehen die Liebesfläche mit schwarzem Samt und stellen rechts und links zwei große Kerzenleuchter auf, die ein weiches Licht verbreiten. Das Arrangement ist gelungen.

5 Von rechts nun mit der Startnummer 1 unser erstes Paar: Anita und Karlheinz Gruber. Ein entzückendes Paar, Sie sehen es ja selbst.

Anita, dreiundzwanzig entzückende Jahre jung, einmeterachtundsechzig groß, mit den Maßen 82-54-78 und einem Körpergewicht von 61 kg, hat einen hervorragenden Brustansatz mit voller Rundung, einen wohlgeformten Venushügel und wenn mancher Mann ihren Po und ihre Beine als etwas zu kräftig bewerten mag, so versprechen sie doch Kraft und Geschmeidigkeit. Sie hat das blonde Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, damit ihre langen Haare während der Vorführung nichts verdecken und wir alles sehen können, und sie hat das gebürstete Genitalhaar mit einer blauen Orchidee dekoriert. Sehr wirkungsvoll!

Anita gilt übrigens als Meisterin des doppelten Fellatio – Kenntnisse, die sie auf dieser Meisterschaft allerdings nicht vorführen kann, denn Dreier, sowohl in der Kombination Mann-Frau-Frau, wie auch Frau-Mann-Mann sind vom Reglement nicht zugelassen worden, da sie als gemischtes Doppel bzw. Mannschaftssport in die Unterabteilung ‚Kleine Orgie' eingeordnet wurden.

Ich vergaß bei den Regeln noch zu erwähnen, dass keiner der beteiligten Männer die Plattform bereits mit einer Erektion betraten darf. Das würde zu einer sofortigen Disqualifizierung führen.

Karlheinz, achtundzwanzig Jahre jung und 178 groß, mit einem Körpergewicht von 75 kg, hat sich mit weit geöffneten Beinen auf den schwarzen Samt gebettet, so dass sein ansehnlicher, muskulöser Körper gut zur Geltung kommt, Schachbrettmuskeln. Doch alles, was zu sehr noch Arbeit im Körper-Studio aussieht, ist nicht erwünscht und führt zu einem Abzug bei der emotionalen Note.

Anita, die bereits zwischen seinen gespreizten Schenkeln kniet, hat schon Hand und Lippen angelegt und als sie nun mit steigendem Erfolg den Kopf hebt, stehen ihre blonden, gebundenen Locken in wunderschönem Kontrast zu seinem krausen, schwarzem Genitalhaar. Für alle Zuschauer gut sichtbar bestätigen sich nun die im Programm nachzulesenden Maße von Karlheinz: 19 / 4,5 - eine ansprechende Größe.

Leise beginnt nun die von den beiden ausgewählte Musik ihren Rhythmus zu entfalten und Karlheinz dreht sich unter Anita hinweg, die seinen Schwung ihrerseits in einer Abwärtsdrehung aufnimmt, und in einer vollendet harmonischen Bewegung kniet er nun bereits zwischen ihren gespreizten Beinen. Ein wunderschön eingestreichelter Cunnilingus!

Die blaue Orchidee hat Karlheinz sehr elegant aus ihren Genitalhaaren gepflückt und zwischen Anitas Brüsten platziert, und meine Damen und Herren, wer wird es entscheiden wollen, ob das Gefühl der feuchten Blüte auf ihrer Haut oder die liebevolle Zuwendung von Karlheinz ihre sichtbar fließenden Hautschauer verursacht und nun sehen wir das Beben in ihren Hüften. Ein erster Höhepunkt dieser Kür! Die unauffälligen Sensoren, in Körperfarbe, die per Funk die Erregungswerte übertragen, zeigen den ersten Orgasmus bei Anita an!

6 Von Null zum Orgasmus in 30 Sekunden ist schon eine bemerkenswerte Leistung. Dabei streiten sich noch die Fachleute, ob körperliche Enthaltsamkeit vor dem Wettkampf für die Kür förderlich ist oder dem Leistungsvermögen schadet. Wir wissen zwar nicht, wie Anita und Karlheinz sich dahingehend vorbereitet haben, aber vielleicht werden wir sie nach der Kür noch fragen können, um aus ihren Erfahrungen zu lernen.

Deshalb kann es durchaus sein, dass Anita nicht vom Nullpunkt der Erregung aus gestartet war und so wollen wir diese Bewertungen zukünftig außen vor lassen.

Unser Paar hat auch bereits die Position gewechselt, und für diese besondere Positionsveränderung ist der Terminus des ‚Eingedrehten Rittbergers' vorgeschlagen worden. Sehen Sie selbst, meine Damen und Herren, ist es nicht ein ästhetisches Bild, wie Anita mit gespreizten Schenkeln über Karlheinz schwebt und ihren Unterkörper in kleinen Kreisen bewegt. Diese beiden geschmeidigen Körper auf dem schwarzen Samt, wobei die Kerzen über die ersten Schwitzstellen auf der Haut ein weiches Licht reflektieren! Karlheinz hat mit seinen Händen zwei Schalen für Anitas Brüste geformt und bei jeder ihrer Bewegungen berühren ihre Brustspitzen seine sich drehenden Daumen.

Anita und Karlheinz müssen jetzt aufpassen, dass ihre geschmeidigen Bewegungen mit den Hüften, Anita hat mir vorhin in einem Vorgespräch noch verraten, dass der klitorale Orgasmus für sie das Schönste sei, also, sie müssen nun aufpassen, Karlheinz nicht zu sehr zu erregen, denn ein vorzeitiger Erguss von Karlheinz wäre nach dem Reglement und auch der Lebenspraxis ein schwerer Patzer.

Aber Karlheinz hat offensichtlich noch alles unter Kontrolle, und... ich bitte um einen Augenblick Geduld, liebe Zuschauer, ich bekomme gerade eine Mitteilung der Regie...

Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass der Bayerische Rundfunk die Übertragung beendet. Bevor wir also abgeschaltet werden, darf ich dazu noch persönlich sagen, ein offensichtlicher interruptus oder medialer praecox, der... □

Der deutsche Heimwerker

oder:

Wo gebohrt wird, gibt es Löcher

Haben Sie schon einmal im Fernsehen ein internationales Tennisturnier angesehen? Ja? Seien Sie willkommen: Dann kennen Sie ja das Gefühl: Das Empfinden, anderen Leuten bei der Arbeit zuzusehen, während man es sich zu Hause gemütlich gemacht hat.

Die Kommerzialisierung von Amateuren steht erst ganz am Anfang in der Medienberichterstattung. Was wären denn noch andere Sportarten möglich, werden Sie nun fragen. Ungeahnt viele.

„Und nun, meine Damen und Herren an den Radios, sind wir wieder live dabei!

Der Wettbewerb ist in seine entscheidende Phase getreten, denn der Hausmeister des Vorjahres, Fritz Schlummer, tritt als letzter der Konkurrenz an und damit entscheidet sich, wer in diesem Jahr den Titel erringen wird.

Gespannte Stille in den Räumen. Der amtierende Hausmeister überprüft noch einmal voller Konzentration seine Ausrüstung. In drei Ausscheidungs-Vorbohrungen hatte er keine Probleme, jeweils den ersten Platz zu belegen und sich in die Endrunde vorzubohren. Doch das Feld der Favoriten liegt dicht beieinander und sowohl der Nachbar Sommer als auch der Nachbar Friedrich haben eine gute Zeit gebohrt, so dass es für unseren Fritz sehr eng wird. Er wird sein Bestes geben müssen und voll auf Risiko bohren müssen, wenn er gewinnen will.

Für die neu zugeschalteten Hörer noch eine kurze Erläuterung hinsichtlich der heutigen Wettbewerbsbedingungen. Zehn Löcher sind zu bohren, unterschiedlicher Dicke und exakter Tiefe. In die Löcher sind teilweise verschiedene Dübel, achter Zähnung, mit zwei Rückhaltlaschen einzubringen. Die Teilnehmer müssen sich entscheiden, welche Bohrer sie auswäh-

len und in welcher Reihenfolge sie die Bohrerwechsel vornehmen. Die Wand, in die gebohrt wird, hat es in sich. Ein normaler Altbau mit all seinen Tücken im Mauerwerk. Es ist aus unterschiedlichen Materialien zusammengesetzt, so dass nicht nur Kraft, sondern auch Umsicht notwendig ist, um hier zum Erfolg zu kommen.

Wie es aussieht, hat Fritz Schlummer die mentale Einstimmung abgeschlossen. Locker hat er das Bohr-Feld auf verborgene Strom- und Wasserleitungen überprüft, so dass er jetzt den Bohrer aufnehmen kann.

Übrigens, alle Teilnehmer treten in der höchsten Bohrklasse an, der dreiganggetriebenen, elektronisch variablen Wechselstrom-Maschinen, mit einstellbarem Rückschlaggetriebe. Auch unser Fritz Schlummer hatte mit den Hand-zu-drehenden Holzbohrern angefangen, hat sich dann sehr schnell in die Klasse der Akku-getriebenen Kompaktbohrer vorgekämpft und ist dann als Juniorenhausmeister der Einganggetriebenen-Turbo-Bohrer in das Lager der höchsten Klasse übergewechselt. Heute also, der Kampf um den Meister aller Klassen des Hauses.

Für seine erste Bohrung erscheint auf der großen Tafel: 4 mm Spiralbohrer, Bohrtiefe 32 mm, Holz, und Fritz hält die Maschine mit großer Ruhe in der linken Hand, hat den Bohrer in das Bohrfutter eingelegt und dreht den Bohrfutterschlüssel mit äußerer Gelassenheit zu. Doch wir wissen, wie nervenfressend diese erste Bohrung sein wird, denn geht sie daneben, ist der Wettbewerb so gut wie verloren.

Seine Muskeln spannen sich sichtbar an, der Motor der Maschine heult kurz auf und schon ist der Bohrer wieder draußen. Voller Präzision öffnet Fritz Schlummer bereits das Bohrfutter, ein kurzer Blick auf die Tafel, 8 mm Steinbohrer, 40 mm Tiefe, Beton, und schon entscheidet er sich blitzschnell für seinen Vadium-Stahl-dreifach-gehärteten Bohrer mit roter Spitze.

Oh, das wird schwierig. Doch Fritz, ja, er schaltet das Rückschlaggetriebe ein, setzt an, und hören sie diese Sekunden selber, wie die Maschine dreht. Sieht prima aus, wir werden sehen, wie die Schiedsrichter am Schluss entscheiden.

Jetzt ist er schon beim nächsten Feld. Unser Fritz ist in hervorragender Form. Schon ist das dritte Loch fertig und der fliegende Wechsel zum vierten kommt. Sauber angesetzt, die Maschine immer gerade halten, Fritz, und ja, auch das ist offensichtlich geschafft.

Nun die erste wichtige Vorentscheidung. Wenn er dieses fünfte Loch schafft, ist ihm der dritte Platz so gut wie sicher. Oh je, das hat es in sich. 4 mm, 5 mm Durchbohrung, Stahl. Das ist nicht einfach, liebe Hörer. Und Fritz zögert? Nein, er hat schon die Maschine bereit, schaltet runter auf den ersten Gang und hat die Ölflasche bereit, um den Bohrer zu kühlen. Hier ist die Nagelprobe der Entscheidung. Wird zu schnell gebohrt, läuft der Bohrer heiß oder er wird stumpf und dann geht nichts mehr. Bohrt man zu langsam, geht das auf's Zeitpunktekonto. Hier zählt nur Erfahrung und Gelassenheit. Und Fritz setzt an.

Langsam, mit einem weichen Maschinengeräusch, geht er den ersten Millimeter an, dann ein paar Tropfen Öl und er erhöht die Drehzahl etwas. Das war der zweite Millimeter. Nach jedem Millimeter ölt unser Fritz, das kennen wir bereits an ihm. Ja, er hat den dritten Millimeter geschafft und setzt zum Endspurt an, die Maschine geht auf volle Kraft voraus. Ja, Fritz, das ist richtig, auch wenn der Bohrer jetzt zu glühen beginnen sollte, er wird durchkommen und wenn er sich gleichsam durchschweißt.

Doch was ist das, er nimmt die Drehzahl zurück. Hat er Schwierigkeiten mit der Maschine? Ist ihm der Bohrer doch stumpf geworden? Wer weiß es, denn in dieser Situation sind die einzelnen Hausbewohner ganz allein auf sich gestellt, müssen für sich entscheiden, die Bedienungsanleitung ist weit weg und darf entsprechend dem Ehrenkodex auch nicht während des Wettkampfs eingesehen werden. Ja, er dreht wieder auf volle Tourenzahl und, und, ja! Er hat es geschafft.

Manches Mal, liebe Zuhörer, habe ich den Eindruck, dass das Zuschauen anstrengender und nervenaufreibender ist, als selber zu bohren, denn Fritz Schlummer hat sich nach einem kurzen Blick auf die Tafel schon bereits das sechste Loch vorgenommen. Nun, das ist leicht, da kann die strapazierte Maschine wieder abkühlen: 10 mm Bohrer auf 5 cm Tiefe, Plastik-

platte. Aber man soll sich nicht täuschen, gerade in diesen einfachen Aufgaben ist schon mancher Favorit gestolpert.

Die Kombination aus Bohrerdicke, Bohrtiefe, Material und Maschinengeschwindigkeit setzt nicht nur Erfahrung voraus, sondern unter Wettkampfbedingungen eine psychologische Einstimmung, die unversehens abhanden kommen kann. Und verlieren sie erst einmal Geduld und Gelassenheit, ist alles gelaufen.

Aber Fritz Schlummer ist heute offensichtlich in guter Bohrlaune. Er hat es bereits. Mit einem leichten Lächeln zu den Zuschauern, ich erkenne dort seine Frau, die ihm aufmunternd zulächelt, ist bereits bei Nummer sieben. Das war zu schaffen. 2 mm Bohrer, 2 mm Tiefe, Stahlblech. Nun Nummer acht. Oh, wie ich sehe eine Kombination mit Nummer neun: 8 mm, 7 mm Tiefe, Mauersteine unter 2 mm Putz, und, hierauf kommt es an, exakter Abstand und gleiche Höhe.

Acht sitzt, und neun, Fritz zögert, nein, er nimmt nur exaktes Maß, und, einen Augenblick, auch neun ist drin.

Nun sind wir gespannt, was zehn bringt. Es wird sein ... Oh, je, das wird schwierig: 3 mm durch 4 mm Glasscheibe. Fritz Schlummer! Fritz, behält die Nerven. Langsam ran gehen, nichts überhasten. Aber was sag ich denn, er weiß es doch selber am besten. Drücken sie ihm die Daumen, meine Damen und Herren, denn wenn es jetzt Bruch gibt, dann ist alles verloren. So kurz vor dem möglichen Erfolg.

Und, er geht es mit einer Ruhe an, meine Damen und Herren, ich weiß, er will gewinnen. Seine Frau soll ihn bewundern dürfen, wie er die Löcher bohrt.

Langsam, ja, er bewahrt seine Konzentration. Zuerst die kleine Vorbohrung, er lässt sich nicht irritieren, überhastet nichts, dann den endgültigen Bohrer, ansetzen, einschalten und mit gebändigter Kraft fliegen die kleinen Glassplitter blitzend in der Sonne, die diese spannende Szene beleuchtet. Ja? Ja, Ja! Er ist durch und kein Bruch!

Ein Blick auf die Uhr: die Zeit stimmt, der Kaffee ist noch nicht fertig. Nun kommen die Schiedsrichter. Jetzt wird es sich zeigen, ob der Augenschein stimmt. Sie stecken die Dübel in die Löcher, prüfen die Bohrlöcher

und ich sehe die Wertungen: 10, 9, 10, 8, 8, 7, oh, das könnte knapp werden, nein, wieder 10, 10 und 9 und 10. Geschafft!

Fritz Schlummer hat es geschafft. Meister aller Klassen! Seine Frau springt auf, kommt zu ihm gelaufen, umarmt ihn. Sie ist sichtbar stolz auf ihn. Jetzt wird es sicher Kaffee und Kuchen geben.

Ja, das wäre doch auch gelacht, wenn der deutsche Mann nicht Löcher in die Wände bohren könnte. Wir verabschieden uns vom siegreichen Heimwerker und rufen ihm das Erfolgsmotto zu: Wo gebohrt wird, gibt es Löcher! Glückauf Fritz Schlummer und alle deutschen Heimwerker!

Ich gebe zurück ans Studio.“ □

Der deutsche Drucker
Heidelberg: Oh, Ha, Tilt!

Die Kommerzialisierung in der Medienkonkurrenz ist nun aber wahrlich nicht auf die bisherigen Amateure beschränkt: die ganze Arbeitswelt steht ihr offen.

Das einzige Problem dabei könnte es sein, dass die besonderen Qualifikationen, für die normalerweise eine dreijährige Lehrzeit zu absolvieren ist, sich für den Zuschauer nicht auf ein paar simple, leicht verständliche Regeln reduzieren lässt.

„Meine Damen und Herren an den Radiogeräten, liebe Zuschauer!

Heute übertragen wir, aus der Messe-Halle 1 in Düsseldorf, das Halbfinale im Wettkampf um die Internationalen Deutschen Meisterschaften im Drucken.

Angetreten sind aus der Sparte Flachdruck in der Maschinen-Klasse bis € 50.000 zwei Maschinen: der seit zwanzig Jahren ungeschlagene nationale und internationale Meister ‚Heidelberg GTO', als Titelverteidiger, gegen den Herausforderer ‚Ryobi' aus Japan, der in den US-Amerikanischen Farben des Rennstalls ‚AB-Dick' mit der Modellnummer 3980 antritt.

Und, eines kann ich Ihnen schon jetzt versichern, es verspricht ein spannender Vergleichskampf zu werden: immerhin tritt ein deutscher, traditioneller Bogen-Queranleger gegen einen japanischen, modernen Bogen-Schmalanleger an.

Rechts, liebe Zuhörer und Zuschauer, steht die ‚Heidelberg' in traditionellem Grau-Schwarz, links die ‚AB-Dick' in frischem Beige-Rotbraun. Vor dem Wettkampf haben die Instrukteure noch einmal die Einhaltung der vom TÜV geforderten Sicherheitsbestimmungen überprüft und soeben beide Maschinen freigegeben.

Das Schiedsrichter-Kollegium setzt sich aus den Fach-Redakteuren der ‚Druckwelt', der ‚Offset-Praxis', des ‚Deutschen Druckers' und zwei

Vertretern der Berufsgenossenschaft Druck und Papier zusammen. Ober-Schiedsrichter ist ein Vertreter der FOGRA, des allseits anerkannten Forschungsinstituts der Graphischen Industrie.

Kurz, für unsere Zuhörer und Zuschauer die mit den Wettkampfregeln noch nicht vertraut sind: Der Kampf geht über 5.000 Drucke in vier Farben bzw. vier Durchläufen des Papiers durch die Maschine. Sieger wird sein, wer in der schnellsten Zeit die Auflage fertig gedruckt hat und die geringsten Fehler aufweist. Die Druckfehler werden abschließend von den Schiedsrichtern beurteilt und führen nach einem festgelegten Punktesystem zu kalkulatorischen Abzügen des Verkaufspreises. Mit anderen Worten, für den Nicht-Fachmann: Auf welcher Maschine wird die preisgünstigste Drucksache aus der Sicht des Unternehmers gefertigt, das heißt in der kürzesten Zeit die beste, mit anderen Worten, die zum angebotenen Preis zu verkaufende Drucksache, für die, aufgrund von Qualitätsmängeln, keine Preisnachlässe gewährt werden müssen.

Es klingt zwar alles recht kompliziert, aber, meine Zuhörer, Sie werden erleben, dass es durchaus verständlich ist und wie jede Arbeit seine Spannungen aufweist.

Im Verlaufe der weiteren Berichterstattung werden wir noch auf technische Details eingehen, und... doch jetzt wenden wir uns dem Geschehen zu, die beiden Drucker betreten das Rund der Arena.

Zuerst der GTO-Drucker: in gebügelter, dunkelblauer Hose und mit einem kurzärmeligen, weißem Hemd, auf dessen Rückenpartie in großen Lettern schlicht ‚HEIDELBERG' aufgestickt ist. Eine Welle des Beifalls klingt von den Zuschauerbänken her auf. Von der Westkurve hört man ein vielstimmig intoniertes „Go - Tiegel - OHe!", das immer wieder von einem „Tsch - Bumm, Tsch - Bumm!" unterbrochen wird. Das ist die Kurve der alten Fans, die sich immer noch an dem „Tsch - Bumm" - Geräusch des Original Heidelberger Tiegels, des legendären OHT, begeistern können.

Und jetzt, sie hören es schon an den Buh-Rufen und den hämischen Lachsalven, betritt der AB-Dick-Drucker den Saal. Völlig unbeeindruckt geht

der Drucker zu seiner Maschine. Sein buntes Hemd und die blaue ausgewaschene Jeans-Hose die er trägt, verstärken den Eindruck seiner persönlichen Unbefangenheit gegenüber Vorurteilen, dem Publikum und den Schiedsrichtern. Er hebt sich, wenn ich meine persönliche Meinung einfügen darf, wohltuend ab gegen die stramme Haltung des GTO-Druckers, der sich wie ein Denkmal, kerzengerade, mit den Händen auf dem Rücken verschränkt, neben seiner Maschine aufgestellt hat. Aber, was sage ich, Sie sehen es ja selbst, das war nur eine Anmerkung für unsere Zuhörer am Radio.

Der Ober-Schiedsrichter blickt auf seine Uhr... jetzt reißt er seinen linken Arm hoch und eine Sirene verkündet den Beginn des Wettkampfes.

Beide Drucker verbeugen sich vor ihren Maschinen, so sieht es aus, und so soll es auch sein, denn die Hauptschalter, um die Maschinen einzuschalten, sind relativ weit unten angebracht. Das Hinunterbücken ist eigentlich eine sachliche Notwendigkeit, es hat aber eine tiefere symbolische Bedeutung für das Verhältnis zwischen Mensch und Druckmaschine.

Während die Drucker das ungerieste Papier vorstapeln, bringen zwei junge Damen die jeweils erste Druckplatte an die Maschinen und stellen sich bereit, damit die Drucker die Platten übernehmen können. Beide Frauen tragen enge, kurze Hosen und ausgeschnittene, rote Pullover mit dem Schriftzug ‚Polychrome' auf der Brust, der Name der Firma, die für diesen Wettbewerb die Druckplatten gestiftet hat.

Der GTO-Drucker ist offensichtlich zuerst mit dem Vorstapeln fertig, denn er hat bereits die Druckplatte übernommen. Bei einem Quer-Anleger ist das auch nicht verwunderlich. Allerdings wird deutlich, dass er auch etwas weniger vorstapeln konnte als der AB-Dick-Mann, das heißt, der GTO'ler wird wohl ein zweites Mal vorstapeln müssen. Während der GTO - Drucker die Maschine durch eine Umdrehung der Zylinder auf Druck bringt, um die Platte unter Druck glatt einzuspannen, hat auch der AB-Dick-Drucker seine Druckplatte übernommen und spannt die Platte ein. Er brauchte nur einen Hebel umzulegen, um die Walzen auf Druck zu bringen. Gleichzeitig ziehen beide Drucker die Verrieglung am Plattenende an und setzen zeitgleich die Feuchtmittelbehälter auf die Halterungen. Sie lassen die Maschinen anlaufen und beginnen, die Maschine einzufärben.

Während von der GTO her noch das Klacken der Feuchtwalzenhebel herüber klingt, der GTO-Drucker muss erst seine Wischerbezüge vorfeuchten, lässt der AB-Dick-Drucker nach wenigen Umdrehungen seines Geräts bereits die ersten Bogen einlaufen.

Er stoppt den Bogenlauf, entnimmt aus der Auslage einen Druckbogen und kontrolliert den Stand des Druckes auf seinem Papier. Es offensichtlich noch eine kleine Korrektur notwendig. Er stoppt die Maschine kurz, dreht eine seitlich angebrachte Scheibe ein kleines Stück nach links, richtet sich auf und lässt die Maschine wieder anlaufen. Der zweite entnommene Bogen zeigt ihm, dass die leichte Verschiebung der Greifer in der Bogengreifertrommel zu dem gewünschten Ergebnis geführt hat. Nach einem Blick auf die Farbverteilung korrigiert er die relative Farbverteilung an wenigen Stationsschrauben des Farbwerks zur Duktorwalze, dann lässt er die Maschine noch einige Umdrehungen im vollen Farbwerkhub machen, um eine größere Farbtiefe zu erreichen, schaltet zurück auf automatische Farbgebung ausschließlich während des Drucks und lässt seine Maschine wieder auf Druck gehen.

Inzwischen hat auch der GTO-Drucker mit seinem ‚Klacken' des Feuchtwerkhebels aufgehört und lässt die ersten Bogen einlaufen. Auch sein Stand stellt ihn offensichtlich nicht gleich zufrieden. Allerdings muss er nicht nur Maschine anhalten, sondern holt sich seine Schraubenschlüssel, um die Platte schräg zu stellen. Während er noch dabei ist, die Plattenverriegelungen zu öffnen, hat der AB-Dick-Drucker den Bogenlauf noch einmal kurz gestoppt und entnimmt der Bogenauslage seiner Maschine einen kleinen Stapel, offensichtlich seine Andruckmakulatur, legt sie beiseite, schaltet den Bogenlauf wieder zu und das Auflagenzählwerk ein. Meine Damen und Herren, er geht bereits in die Auflage!

Über den Maschinen sind große Displays angebracht und unter der '1', für die erste Farbe, leuchtet nun über der AB-Dick das Zählwerk auf, darunter die aktuelle Maschinengeschwindigkeit. Der AB-Dick-Drucker lässt seine Maschine mit 5.000 Umdrehungen anlaufen.

Inzwischen hat der GTO-Drucker seine Platte korrigiert und seine Maschine auch wieder anlaufen lassen. Und, wir kennen es ja bereits aus allen bisherigen Wettbewerben, bei denen die GTO beteiligt war: die Wischerbezüge sind inzwischen wieder zu trocken geworden und wieder ist das Klackern der Wischerhebel zu hören. Doch nun bereits laufen die nächsten

Bogen auch durch die GTO. Der Drucker entnimmt immer wieder einen Bogen, korrigiert noch die relative Farbverteilung und, er hat offensichtlich Schwierigkeiten die richtige Feuchtmenge einzustellen, verändert die Einstellung des Wischerhubs.

Noch ist er nicht in die Auflage gegangen, da zeigt uns ein Blick auf die großen Displays, dass die AB-Dick bereits bei 528 Bogen der Auflage angekommen ist und wir erkennen es auf dem unteren Anzeigefeld, er hat die Maschinengeschwindigkeit auf 5.600 Umdrehungen pro Stunde hochgefahren: Jede Dreiviertel-Sekunde wird ein Bogen bedruckt in die Auslage abgelegt! Dem GTO-Drucker muss es unbarmherzig erscheinen, denn noch ist das Anzeigefeld des Displays über ihm dunkel.

Doch nun scheinen endlich Farbe und Feuchtung der GTO ihr Gleichgewicht gefunden zu haben: Das Anzeigenfeld für die Auflagentafel ist eingeschaltet und die Zahlen beginnen hochzuzählen! Und, die Zuschauer an den Fernsehgeräten, Sie sehen es selbst: er geht mit einer höheren Umdrehung in die Auflage: 6.400 Umdrehungen! Es zeigt sich, dass der Quer-Anleger, mit den beiden Vorgreifern, wieder auf seine dicht bestückte Saugerstange und die bessere Bogenführung vertraut.

Allerdings sieht es so aus, als ob diese Erfahrung aus den früheren Halbfinal-Wettbewerben, in denen die GTO stets gegen die Rotaprint R35 und dann die R37 antrat, heute nicht mehr gelten würde: die Rotaprint war mit ihrem Feuchtwerk und dem Farbauftragszylinder auch immer stets schneller in der Auflage gewesen als die GTO, konnte dann aber gegen die Umdrehungsgeschwindigkeit nicht mithalten, so dass die GTO ihren Startnachteil immer wieder ausgleichen konnte und im Finale gegen ihren traditionellen Finalgegner antrat, die ‚Adast Dominant'. In diesem Jahr ist zum erstenmal im Halbfinale eine AB-Dick ihr Gegner. Und der AB-Dick-Drucker steht gelassen neben seiner Maschine, entnimmt gelegentlich einen Bogen, legt ihn, offensichtlich zufrieden, auf seinen Ablagetisch. Die Umdrehungen hat er inzwischen auf 7.000 Umdrehungen erhöht, während der GTO - Drucker deutlich häufiger einen Kontrollbogen entnimmt und immer wieder Korrekturen an den Stationsschrauben des Farbwerks und am Hub der Feuchtwalzen vornimmt.

Seit Auflagenstart der AB-Dick sind nun bereits fünfzehn Minuten vergangen und die aktuelle Auflage der AB-Dick liegt jetzt bei 1.498 Bogen, während die GTO erst bei 1.322 Bogen angekommen ist.

Es wird sich zeigen, ob die GTO ihre Geschwindigkeit tatsächlich so deutlich steigern und umsetzen kann, wie in den vergangenen Jahren. In der Halle ist auf den Zuschauerbänken eine erwartungsvolle Ruhe eingekehrt. Die GTO-Fans sind anscheinend überrascht über die Steher- und Auflagen-Qualitäten der AB-Dick. Vielleicht wird sich jetzt rächen, dass niemand den relativ unbekannten Herausforderer ernst genommen hat. Auf den Rängen und insbesondere in der Westkurve der GTO-Fans ist die gute Stimmung nicht zu bremsen: „Alt-Heidelberg, du feine ....“ hat gerade eben ein vielstimmiger Chor angestimmt zu singen und schunkelnd verbreitet sich dort die Siegesgewissheit. Der Nimbus, dass Heidelberger Druckmaschinen der größte und der beste Druckmaschinenhersteller der Welt ist, bleibt wie stets ungebrochen. Ja, Ja, sie fühlen sich schon wie eine große Familie.

Es wird ein spannender Wettkampf werden! Zur dritten Farbe werden wir uns wieder melden. Ich gebe zurück an die Sendezentrale.“

„Nun, meine Damen und Herren, melden wir uns wieder aus der Drupa-Halle in Düsseldorf. Die Übertragung des Tennis-Turniers aus Sidney hat doch länger gedauert, als vorauszusehen war, und so schalten wir uns erst später zu, als geplant.

Der vierte Durchgang, d.h. die vierte Farbe, ist bereits gelaufen und zur Überraschung der meisten Zuschauer und Kommentatoren hat die AB-Dick 3980 als erste die Auflage beendet.

Insbesondere im vierten Durchgang hat der GTO-Drucker seine Maschinengeschwindigkeit immer mehr erhöht, während der Drucker an der AB-Dick sich offensichtlich ausrechnete, dass seine Geschwindigkeit ausreichen würde, um als erster die Auflage fertig gedruckt zu haben, und folglich bei seinen 6.400 Umdrehungen blieb. Und er hat Recht behalten: Vier Minuten vor der GTO war seine Auflage fertig ausgedruckt!

Die Schiedsrichter haben sich nun an den Stapeln der Druckbogen versammelt, um die Qualitätsprüfung vorzunehmen. Während dieser Prüfzeit, die immer etwa fünfzehn Minuten dauert, haben die beiden Drucker noch zwei Zusatzaufgaben auszuführen. Beide Aufgaben werden dann noch in die Gesamtwertung einbezogen werden. Die erste Prüfung ist das sogenannte ‚Zeitdrucken’, eine Geschwindigkeitswertung, die zweite Prüfung

die sogenannte ‚Schikane', bei der die Schiedsrichter sich auf eine Prüfung einigen, die vorher nicht bekannt gegeben wird.

Da! Der Ober-Schiedsrichter, der sich an der Prüfung der Druckbogen nicht beteiligt, tritt an das Saalmikrofon. Hören Sie es selbst: „Meine Damen und Herren, die Schikane dieses Wettbewerbes besteht in der Prüfung des aktuellen Reparatur-Services der angetretenen Firmen. Beide Drucker werden ihren Technischen Kundendienst anrufen und vorgeben, das der mechanische Doppelbogentaster sich immer von selbst verstellt, d.h. eine Funktionsstörung aufweist. Es beginnt der Drucker der AB-Dick."

Nun, liebe Zuschauer und Zuhörer, Sie haben es selber vernommen. Da dürfen wir gespannt sein. Das beifällige Gemurmel, das Sie hören, kommt aus der Westkurve. Die Heidelberger Fans sind anscheinend zufrieden und fassen wieder Zuversicht.

Nun tritt der AB-Dick-Drucker an das Telefon und wählt die zentrale Servicenummer unter 0130. Das Gespräch wird über die Hallenlautsprecher für alle hörbar übertragen:

„AB-Dick. Technischer Kundendienst. Guten Tag. Was können wir für Sie tun?"

„Hier Möller. Ich drucke auf einer 3980 und habe Probleme mit dem Doppelbogentaster."

„Worin liegt das Problem speziell?"

„Der Doppelbogentaster verstellt sich während der Auflage."

„Nun, das ist seltsam. Das höre ich zum ersten Mal, das jemand das Problem hat. Wir schicken einen Monteur vorbei."

„Kann der Monteur heute noch kommen?"

„Ich will sehen, was sich machen lässt. Ich denke, dass es klappen wird. Aber bitte sagen Sie mir noch Ihre Kundennummer."

„Bitte, was?"

„Ihre Kundennummer."

„Kundennummer? Die kenne ich nicht."

„Das tut mir leid, ohne Ihre Kundennummer kann ich leider nichts veranlassen. Wenn Sie Ihre Kundennummer festgestellt haben, rufen Sie doch bitte wieder an."

Stille. Der AB-Dick-Drucker blickt verwirrt auf den Telefonhörer in seiner Hand und weiß offensichtlich nicht, was er davon halten soll.

Auf dem Display mit der Überschrift ‚Zusatzprüfung 1' erscheint über der AB-Dick eine rote ‚0'. Von der Westkurve ertönt ein vereinzeltes „Tsch-Bumm", was in diesem Augenblick wohl nur als Schadenfreude zu deuten ist. Punkte hat der Drucker damit nicht einheimsen können.

Nun tritt der Heidelberg-Drucker an das Telefon und wählt die Telefonnummer der Heidelberger Vertretung:

„Heidelberger Druckmaschinen."

„Guten Tag. Ich hätte gerne den Technischen Kundendienst."

„Ich will sehen, ob ich da einen unserer Herren erreiche. Wir haben eigentlich gerade Mittagspause."

Die Zuschauer hören ein leises Knacken in der atemlosen Stille.

„Technischer Kundendienst, Schwerdtfeger."

„Guten Tag. Ich drucke auf einer GTO 52 und habe Probleme mit dem Doppelbogentaster."

„Bitte? Womit haben Sie Probleme?"

„Mit dem Doppelbogentaster!"

„Das kann doch gar nicht sein!"

„Wie bitte?"

„Das Problem kann doch gar nicht an einer Heidelberg auftreten!"

„Ist es aber! Und ich brauche einen Monteur!"

„Wenn Sie unbedingt wollen! Morgen Nachmittag kann ich Ihnen jemand schicken."

„Und heute wird es auf keinen Fall gehen?"

„Nein. Und wenn der Fehler tatsächlich aufgetreten sein sollte, Sie haben doch einen Werkzeugkasten mitgeliefert bekommen!“

Stille. Entnervt hat der Heidelberger Drucker den Hörer aufgelegt. Auch auf seinem Display wird eine ‚0’ als Bewertung sichtbar. Von der Westkurve hört man keinen Laut.

Nun, liebe Zuschauer und Zuhörer, das ging ja aus, wie das Hornberger Schießen. Doch jetzt zur zweiten Sonderprüfung, dem Zeitdrucken: Eintausend Bogen in der schnellsten Zeit.

Die Displays über den beiden Maschinen mit dem Feld ‚Zusatzprüfung 2‘ leuchten auf und auf der Westkurve ist ein vielstimmiges „Oh-Ha-Teeee“ zu hören.

Die unverdrossene Zuversicht ist schon beeindruckend. Aber ohne Grund ist dieses Siegesgeschrei nun auch wieder nicht, denn die Zeit für die tausend Drucke wird mit fünf multipliziert und der Auflagenzeit des Hauptwettbewerbs hinzugerechnet. Hier wird die Heidelberg ihre Geschwindigkeit zeigen können! Aber, meine Damen und Herren, wird es reichen?

Auch auf der Westkurve ist inzwischen wieder eine atemlose Stille eingekehrt. Die Drucker haben bereits ihre eintausend Bogen vorgestapelt, die Maschinen eingestellt, der Heidelberger hat bereits sein ‚Geklacker’ hinter sich, und beide warten auf das Startzeichen. Der Heidelberger Drucker scheint nervöser zu sein, als sein Kollege an der AB-Dick, der nach ein paar Einstellungen am Anleger gelassen neben seiner Maschine steht. Da, sie hören es selber, liebe Zuschauer und Zuhörer, die Startsirene!

Noch im Anklingen der Sirenen haben beide Drucker ihre grünen Starttasten gedrückt, die Bedienerhebel umgelegt und den Papierlauf zugeschaltet. Die Displays leuchten auf! Und während die Sirenen ausklingen starten beide ihre Maschinen mit 6.000 Umdrehungen, und die Bogen laufen ein. Beide erhöhen nach wenigen Bogen: 7.000 Umdrehungen, 8.000, sie liegen gleich auf! Da, die Heidelberger zieht einen Fehlbogen! Ihre Auflagenziffer bleibt stehen, die Sekunden gehen unbarmherzig weiter. Sie läuft wieder an. Der Heidelberger Drucker blickt auf das Display seines Konkurrenten: 9.000 Umdrehungen! Meine Damen und Herren, es bahnt sich eine Sensation an! Der GTO - Drucker drückt noch einmal gegen den Geschwindigkeitsregler, er geht auf 8.050 Umdrehungen, der seitlich

angebrachte große Kompressor an der GTO schaukelt bedrohlich hin und her, aber sie läuft, der GTO-Drucker gibt noch einmal einen kraftvollen Schlag gegen das Einstellrad für die Geschwindigkeit und sie steigert sich ein weiteres Mal: 8.100 Umdrehungen, und... Fehlbogen an der GTO! Die AB-Dick läuft so leise, dass unter dem Geschrei von der Ostkurve, dort sitzen unter dem Transparent „AB-Dick: Durch Dick und Dünn!“ ihre wenigen Fans und schreien: „Oh-Ha-Tilt!“, kein Maschinengeräusch zu hören ist.

Die Zwischenzeit: 500 Bogen in 212 Sekunden für die AB-Dick, und jetzt, wir müssen noch einen Augenblick warten, die Zwischenzeit für die GTO auf 500 Bogen: 258 Sekunden.

Wird die GTO noch eine Chance haben? Liebe Zuschauer und Zuhörer, ich hoffe, sie können mich noch verstehen, denn das „O-H-Tilt“-Geschrei erfüllt ohrenbetäubend das Rund der Halle. Nur wenn die AB-Dick jetzt Fehlbogen zieht oder wegen einer technischen Störung unterbrechen muss, hat die GTO noch eine Chance.

Doch sie läuft und hält die Geschwindigkeit. Was war das? Ein Doppelbogen bei der AB-Dick! Doch die Maschine wirft den Bogen durch die sich blitzschnell öffnende Doppelbogenklappe in ein gesondertes Auslagefach und, sie läuft ohne Unterbrechung weiter! Dem Heidelberger Drucker muss es kalt über den Rücken laufen, denn seine Maschine würde in dieser Situation auf Notstop gehen und den Bogen vor der Vordermarke liegen lassen! Eine kleine Korrektur durch den AB-Drucker an der Blasluft des Anlegers, aber meine Damen und Herren, es wäre nicht mehr nötig gewesen: die Auflage ist durch! In 411 Sekunden. Ein Ergebnis unter sieben Minuten! Die Sensation ist perfekt. Die GTO hat den Zeittest verloren !

Von der Ost-Kurve schallt jetzt ein lauter fröhlicher Sing-Sang zu uns herüber: „Alt-Heidelberg, magst ruhig sein...“, die Westkurve schweigt.

Doch nun, erneut legt sich eine atemlose Stille über die Zuschauer, übergibt gerade ein Schiedsrichter dem Ober-Schiedsrichter das Prüfungsprotokoll des Schiedsrichterkollegiums, die zwischenzeitlich den Auflagendruck geprüft haben.

Der Ober-Schiedsrichter überfliegt kurz den ihm übergebenen Bogen und tritt an das Mikrophon. Kann die Heidelberg hier nun Zeit wett machen? Jeder gravierende Druckfehler führt zu mehreren Minuten Zeitabzug.

Nach dem bisherigen Wettbewerb liegt die GTO zwar um sechs Minuten zurück, aber das könnte sich..., hören Sie selbst, liebe Zuschauer und Zuhörer:

„Aufgrund von Druckfehlern, insbesondere Wasserfahnen im Raster und Farbschwankungen erhält die GTO achtzehn Minuten Zeitabzug."

Meine Damen und Herren, was niemand erwartet hat, ist eingetreten! Der seit zwanzig Jahren ungeschlagene nationale und internationale Meister Heidelberg GTO scheitert im Halbfinale! Damit steht die AB-Dick im Finale!

Meine Damen und Herren, Sie hören selbst die Chöre aus der Ostkurve: „AB-Heh! Dicky ist okay!" und „AB-Hoh! Heidelberg k.o.!"

Meine Damen und Herren, ich gebe zurück an die Sendezentrale. Heute Abend, in der Sportschau, werden wir kommentieren, ob dieses Halbfinale-Ergebnis Auswirkungen auf die deutsche Druckindustrie haben wird."□

Der historische Mann

Im ewigen Eis

Gesprochenes hat gegenüber dem Geschriebenen den eindeutigen Vorteil des Unmittelbaren, aber ebenso den Nachteil, dass es normalerweise den Nachkommen und den Historikern nicht überliefert wird.

Stellen wir uns doch nur einmal vor, Cicero hätte im alten Rom seine Reden gegen Catilina tatsächlich nur gesprochen und nicht auch noch aufgeschrieben – welch ein Verlust für die klassische Bildung.

Nun wenden wir uns einer ebenso historischen Situation größer Männer zu, bei der ein Teil, den wir deshalb kennen, schriftlich überliefert ist, und ein weiterer eben, leider nur gesprochen wurde... Gehen wir also zurück in das 19. Jahrhundert.

Vierzig Tage waren sie bereits in der Antarktis.

Seit zehn Tagen war er allein.

Während der vergangenen Tage war es für Hamilton immer schwieriger geworden, den rechten Handschuh abzustreifen, zu schreiben.

Er spreizte die klammen Finger der ungeschützten Hand und zog das Tagebuch zu sich herüber: Sorgfältig schrieb er, wie jeden Tag, eine kurze Notiz.

25.4. Der Schneesturm ist heute wieder stärker geworden. Ich muss meine tägliche Ration noch weiter verringern. Die Vorräte werden dann reichen. Holcom und Christie sind seit fünf Tagen mit den Hundeschlitten und mit neuem Proviant zu mir unterwegs.

Erschöpft legte er den Bleistift beiseite, streifte den hartgefrorenen Handschuh wieder über die rechte Hand und fiel in ein dämmerndes Dösen zurück.

Er hatte dem glorreichen Ruhm seiner Nation einen neuen Glanzpunkt gegeben, sein Name würde endgültig im großen Buch der Geschichte

verzeichnet sein; ihm würde die Ehre zuteil werden, vom König in den Adelsstand erhoben zu werden: Sir Francis Hamilton.

Ein stilles Lächeln überflog sein Gesicht: Die zukünftige Lady Edwina Hamilton würde es zurecht als eigene Belohnung ihrer Geduld betrachten, lange Monate und Jahre ohne ihn gewesen zu sein.

26.4. Ich bete zu Gott, der anhaltende Schneesturm möge nicht das Zeichen dafür sein, dass die Winterstürme in diesem Jahr schon jetzt beginnen. Holcom und Christie würden dann erhebliche Schwierigkeiten haben, voranzukommen und mich im ewigen Eis zu finden. Doch so, wie bisher unser Vertrauen in Gott, Vaterland und der eigene Wagemut unseren Weg durch alle Gefahren beschützt hat, so werden wir auch diesen Schneesturm überstehen.

Holcom und Christie. Sie waren umgekehrt, den Proviant aus dem Zwischenlager nachzuholen. Nur einer hatte weiterfahren können: Die Gleichung aus Wegstrecke, Ausdauer der Schlittenhunde, Körpergewicht und Proviant hatte sich für alle drei ins Minus verschoben und es war keine Frage, dass er weiterfahren würde, er, als erster das Ziel erreichen würde, er, als Inspirator, Motor und als Führer dieser Expedition der ersten Menschen zum Mittelpunkt des ewigen Eises.

28.4. Habe heute meine letzte Essensration verzehrt. Meine Zuversicht, dass Holcom und Christie mich erreichen, ist ungebrochen. Der Schneesturm ist heute schwächer geworden. Die tapferen Kameraden werden morgen sicherlich hier eintreffen und es wird ein wahrer Festschmaus werden: Wir drei, die schon so viele Wege miteinander gegangen sind.

Auch ihnen wird der Ruhm zuteil werden, an dieser Expedition teilgenommen zu haben.

Stolz werden sie sein, wenn sie schon aus der Entfernung die Flagge unserer Nation hier im Eis eingerammt sehen werden: Für König, Gott und Vaterland.

Hamilton spürte den ersten Zugriff der lebensfeindlichen Kälte auf seiner Haut.

Er hatte noch eine Option: Auch wenn es ihm schwer fallen würde, einen der Schlittenhunde zu töten - wenn es sein musste, dann sollte es so geschehen: Ihre Treue und Ergebenheit scheute auch nicht den Tod.

30.4. Meine Kräfte werden schwächer, der Schneesturm ist stärker geworden. Mein Versuch, das Zelt zu verlassen, ist gestern und auch heute misslungen. Meine Beine gehorchen meinem Willen nicht mehr: So gebe ich mich in Gottes Hand, sein Wille geschehe.

Wenn ich den Kelch der Tapferkeit, des Mutes und des Glückes, der mir mitgegeben war, bis zur Neige geleert haben sollte, dann blicke ich auf ein erfülltes Leben zurück und danke meinem Herrn und Schöpfer für seinen Schutz auf allen meinen Wegen.

Erschöpft ließ Francis Hamilton den Stift sinken und die Blätter des Tagebuches zurück gleiten. Nachdenklich betrachtete er die erste Seite: die Widmung: Für meine Frau Edwina. Francis Hamilton spürte, wie ihn die Kräfte verließen und er dem eisigen Zugriff der Kälte nicht mehr standhalten konnte: Er durchstrich das ‚Frau', schrieb darüber ‚Witwe'.

Dann nickte er voll des Trostes. Jetzt hatte er sein Leben abschließend geordnet: Gottergeben schloss er die Augen.

Ein leises Schnarren ließ ihn seine letzten Kräfte zusammennehmen.

Mühsam klaubte er das Handy aus der Jackentasche, hielt es sich an sein Ohr: „Francis?"

Es war die Stimme seiner Frau, sehr leise und schwach. Aber, es war Edwina!

„Ja, Edwina, hier ist Francis. Ich habe mein Ziel erreicht. Es ist mir gelungen!"

„Francis? Wie geht es dir?"

„Edwina, ich sterbe.“

„Hamilton! Tu mir das nicht an! Ich will dich lebend wiederhaben! Warum glaubst du, habe ich alle die Jahre auf dich gewartet! Warum...“

Das Handy war Hamilton aus der Hand gefallen.

Mit einem: „Verdammt!“ starb er. □

Veni, vidi, audi!

Auch die Guillotine war zu ihrer Zeit ein fortschrittliches Tötungsinstrument – gegenüber den öfters ungenauen Schlägen des Henkers arbeitete sie präzise, im Ergebnis vorhersehbar und ermüdete den Scharfrichter nicht.

Nun haben wir auch unsere klassische Literatur der römischen Antike, mit bedeutenden Menschen und bedeutenden Merksätzen. So sagte Julius Caesar einst: Veni, vidi, vici! (Ich kam, ich sah, ich siegte!)

Was würde mit Caesar geschehen, wenn er nur eine einzige unserer modernen Errungenschaften zur Verfügung gehabt hätte? Schauen wir a mal.

„Heil sei mit dir, mein Feldherr!“ Der Centurio hatte auf dem Weg von seinem Beobachtungsposten zum feldherrlichen Zelt darüber nachgegrübelt, wie er dem Befehlshaber die schlechte Nachricht überbringen sollte und sich dann für eine fröhlich aufmunternde Art entschieden - wohl auch in der Hoffnung, dass sich zwischen der sonnigen Ansprache und der darauf folgenden düsteren Nachricht ein gewisses Gleichgewicht einstellen könnte.

„Nun?“ Claudius, ruhmreicher Spross eines der ältesten römischen Adelsgeschlechter, blickte missgelaunt von seinem lauwarmen Hirsebrei auf, er hatte die Nacht schlecht geträumt: Zuerst hatte er noch einmal voller Stolz und Hochgefühl seinen letzten Triumphzug in Rom vor sich gesehen, das Schnauben der vier Hengste seiner Quadriga gehört, die Küsse gesehen, die ihm zahlreiche Römerinnen zusammen mit ihrem Busen darboten, doch dann war die Stimme des Sklaven, der neben ihm auf dem Triumphwagen stand und eindringlich, beständig flüsterte: „Bedenke, auch du bist nur ein Mensch!“, ihm immer mehr auf die Nerven gefallen. Ein leiser Satz, der mit jeder Wiederholung lauter wurde, das Geschrei der ihm zujubelnden Massen immer stärker überdeckte und ihm noch beim Aufwachen in den Ohren dröhnte.

„Fünfzigtausend!“ verkündete der Centurio fröhlich und als der Feldherr sich prompt verschluckte, setzte er nach, als wolle er sich entschuldigen: „Schätze ich mal so.“

„Eins zu fünf“, murmelte Claudius, als er an seine zehntausend Legionäre dachte, die diesem gewaltigem Feind gegenüber stehen würden. Zehn kampferprobte Legionen.

„Die Angst des Gegners zeigt sich in der Zahl seiner Soldaten, die er gegen uns mobilisiert!“, trompete der Centurio. „Es ist eine Ehre für Euch, mein Feldherr, dass ihr so gefürchtet werdet!“

Claudius Julius, Imperator, war nicht unbedingt seiner Meinung, ein weniger ängstlicher Gegner wäre ihm durchaus lieber gewesen. Er schnaubte. Hatte er nicht schon die germanischen Horden und ihre undurchdringlichen Wälder überlebt, der sengenden Hitze in der ägyptischen Wüste getrotzt und zweimal einen Triumphzug in Rom bekommen? Dieses Mal würde er eben diese Perser besiegen.

Entschlossen und siegessicher befahl er seinem Adjutanten: „Lass die Trompeter das Signal zur Bereitstellung der Kohorten blasen. Die erste und zweite germanische Legion soll sich in der Mitte aufstellen, die Reiter an die Flanken!“

Kurz darauf ertönten bereits die Signale und gleich danach das Stimmengewirr und Waffengeklirre der aufgeschreckten Legionäre, während der Imperator sich von seinem Diener-Sklaven Flavius den gepanzerten Brustharnisch umschnallen ließ.

„Nun Flavius, was sagen uns die Sterne voraus? Werden wir wie immer siegen?“

„Die Zeichen sind günstig, Herr: Mars steht in unmittelbarer Nähe zur Venus und Jupiter im siebten Haus – Die Götter sind auf unserer Seite.“

„Also, für den Senat und das Volk von Rom!“ Claudius hatte die Faust auf den Harnisch über seiner Brust gelegt und war bei dieser Formel geblieben, auch wenn der Kaiser in Rom sie nicht gerne hörte. Aber der Kaiser war weit entfernt.

Dabei fiel sein Blick auf einen kleinen Kasten aus Silber, den der Kaiser ihm beim Abschied mitgegeben hatte, verbunden mit der Aufforderung,

vor Beginn der Schlacht den Deckel zu öffnen. Nicht früher und nicht später.

Gleichgültig befolgte er diese Anweisung - man wusste nie, welchen manchmal kindlichen Spaß der Kaiser seinen Feldherren machen wollte.

Überrascht und die Stirn runzelnd betrachtete Claudius Julius, Imperator, das Bild des Kaisers in dem Kasten: Der schlief und sabberte aus dem Mundwinkel.

Schon wollte er angewidert den Kasten wieder schließen, was für ein geschmackloser Scherz, als er eine kaum verhüllte Frauengestalt sah, die an das Bett des Caesars trat, ihn weckte und etwas ins Ohr flüsterte. Der Kaiser öffnete die Augen und blickte Claudius direkt an.

„Sei gegrüßt, Imperator! Du hast also meinen Wunsch befolgt: Die Schlacht kann beginnen?“

„Ave, Caesar!“, stammelte der heldenhafte Befehlshaber der zehn kampferprobten Legionen: „Ja.“

Der Kaiser nickte zufrieden: „Hast du auch die beiden germanischen Legionen an die Flanken gestellt?“

„Nein, wie...“, weiter kam der Feldherr nicht, da der Kaiser ihn sofort unterbrach: „Ich sehe dich, ich höre dich und erwarte, dass du meine Befehle umgehend befolgst!“

Claudius Julius hatte sich inzwischen von seiner Verblüffung erholt – Bei den Göttern, was hatte der Kaiser ihm da mitgegeben? –, und wurde stocksteif: „Hier bin ich der Oberbefehlshaber und du kannst den Senatoren in Rom in die Suppe spucken, aber nicht mir, mehr als dreißig Tagesreisen entfernt! Die Legionen stehen so, wie ich sie aufstelle!“

Der Kaiser räkelte sich auf seinem Bett, spielte an den Brustwarzen der Dienerin, knabberte an ein paar Weintrauben, lächelte nachsichtig und hob spielerisch drohend den Zeigefinger: „Also, mein lieber Claudius, den despektierlichen Ton will ich diesmal überhört haben und entschuldige ihn mit deiner Überraschung über unsere neuen Möglichkeiten, mit Verlaub, meinen jetzigen Möglichkeiten, unsere ruhmreichen Legionen auch über größte Entfernungen direkt befehligen zu können. Also gehorche und

stelle meine beiden germanischen Legionen an die äußeren Flügel der Schlachtordnung!“

Die naheliegende Möglichkeit, den Deckel des silbernen Kastens einfach zu schließen, blieb dem Befehlshaber verschlossen. Auch wenn er Imperator war, man sperrte den Caesar nicht in eine Kiste und so beschränkte er sich auf ein möglichst sachliches: „Wieso?“

Der Centurio, der in das Zelt seines Feldherren blickte, um ihm Bescheid zu geben, dass die Legionen kampfbereit Aufstellung genommen hatten und die persischen Truppen bereits den gegenüberliegenden Höhenzug besetzen würden, wurde mit einer raschen Handbewegung und einem unwilligen Kopfnicken wieder vor den Vorhang geschickt, was er mit verständnisloser Miene befolgte.

Der Kaiser zögerte und starrte seinen Feldherren an, als würde er dabei darüber nachsinnen, ob er auf eine solche Frage überhaupt antworten sollte und das nicht seiner Würde abträglich sein könnte, als sich seine Miene wieder aufhellte: „Ich habe selber vor zehn Jahren mit zwei Legionen gegen die Perser gekämpft und weiß daher, dass sie ihre berüchtigten Sichelwagen immer in der Mitte ihrer Schlachtordnung postieren. Also müssen dort die Reiter stehen, damit sie den Wagen der Perser schnell ausweichen können und die kampferprobtesten, wertvollsten Legionen an die äußeren Flügel unseres Angriffs.“

Der Feldherr musste ein unziemliches Grinsen unterdrücken und antwortete: „Dieses Mal stehen die Sichelwagen an ihren Flanken. Sie haben ihre Taktik geändert.“ Gleichzeitig verwies er den Centurio, der diesmal nur fragend seinen Kopf durch den Stoff des Eingangs gesteckt hatte, mit einer barschen Handbewegung wieder zum Rückzug.

Der Kaiser starrte aus der Kiste, als würde er seinem Feldherrn direkt gegenüber stehen: „Du bindest mir auch keinen Bären auf? Egal, ich befehle, dass die germanischen Legionen ihnen gegenüber stehen, denn damit werden sie dann überhaupt nicht rechnen.“

Es entspann sich eine längere, so intensive Diskussion zwischen den beiden, welche Taktik nun denn die beste sei, dass sie den sich nähernden Schlachtenlärm nicht bemerkten.

Der Feldherr war nur auf seinen Kasten konzentriert und in die Diskussion mit dem kaiserlichen Oberbefehlshaber vertieft, dass er nicht bemerkte, wie der Centurio, den er wieder mit barscher Handbewegung des Zeltes verwiesen hatte, den Befehl dieses Mal nicht befolgte und, mit einer persischen Lanze in der Brust, sterbend im Eingang lag.

Der Kaiser war dann sehr verwirrt, als der Imperator die Diskussion unhöflich abrupt beendete und plötzlich das Gesicht eines persischen Soldaten grimmig in den Kasten blickte. Dann war auch der Kasten tot. □

Eddy

Bewegen wir uns nun an das andere Ende der Historie: in die Zukunft. Dort wird sich doch endlich zeigen, welches die großen Fragen sind, die einen Mann auch zukünftig bewegen werden.

Da nicht nur die Geschichte der Vergangenheit alle fünfzig Jahre neu geschrieben werden muss, wird auch diese Zukunft neu geschrieben werden müssen. Wohl an.

1 Schweigend hatte der Kronrat die Ausführungen des Kronjuristen angehört. Wie bei den meisten geschichtsträchtigen Ereignissen waren auch jetzt nur wenige Menschen anwesend.

Der Kronjurist hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten, als er begann, die letzten Sätze des Dokumentes vorzutragen: „Und so verzichte ich, Seine Königliche Hoheit, Charles, Philip, Arthur, George, Prince of Wales und Graf von Chester, Herzog von Cornwall, Herzog von Rothesay und Graf von Carrik, Baron Renfrew, Lord der Inseln, Prinz und Erster Diener Schottlands, auf alle Rechte und Thronansprüche zugunsten meines erstgeborenen Sohnes William. Mir selbst verbleiben bis zu meinem Tode die Stellung und die Ländereien des Herzogs von Cornwall. Eine Apanage erhalte ich nicht. London, den 15. Mai im Jahre zweitausend und...“ Die Stimme des alten Kronjuristen versagte sich ihm.

Die Königin, die während der Verlesung des Dokumentes die Augen geschlossen hatte, blickte ihren ältesten Sohn an: „Hast du noch einen Wunsch, der über dieses Dokument hinausgeht, bevor du nach Cornwall gehen wirst?“

Charles hatte seine Hände betrachtet. Schließlich waren dieser Zusammenkunft des Kronrates lange Verhandlungen vorausgegangen, bei denen alle Fragen, Ansprüche und Bedingungen besprochen worden waren. Was sollte nun diese Frage, bei der auch die anderen Mitglieder des Kronrates überrascht auf die Königin geblickt hatten.

Die Königin erschien allen wie eine Fee, die einem Menschen sagt, er hätte einen Wunsch frei. Nach Belieben.

2 Die Gedanken von Charles wanderten zurück in seine Kindheit. Er erinnerte sich, wie er als Fünfjähriger zum erstenmal versucht hatte, die Initialen seines zukünftigen Titels als Prince of Wales zu buchstabieren und zu entziffern. Schließlich, mit Hilfe des Erziehers, buchstabierte er: „P.O.W.“ Er war stolz gewesen, dass er zu dem ‚Pow, Pow’ der Indianer gehören würde, wenn er volljährig wurde.

Als er dann offiziell zum Thronfolger erhoben wurde - es hatte Tage gedauert, bis er alle seine Titel auswendig gelernt und aufsagen konnte - da war ihm eine andere Bedeutung dieser drei Buchstaben lebendig geworden: ‚Prisoner of War’ bedeuteten sie auch. Gefangener eines Systems, dass ihn einsperrte in die Besonderheit seiner Herkunft.

Er war sich schon damals im klaren gewesen, dass er die Würde und die Bürde des Thronfolgers nicht reinen Herzens annahm.

Es fehlte ihm etwas, und das war es, was er sich jetzt wünschen würde. Er konnte endlich die Lücke wieder füllen, die er seit seiner Jugend gespürt, die ihn einsam gelassen hatte. Er würde nicht alleine nach Cornwall gehen und sagte seinen Wunsch: „Ich möchte Eddy wieder bei mir haben.“

„Eddy?“ Ein vielstimmiges Raunen erfüllte den Raum.

Eine Mischung aus Staunen, Überraschung und Ignoranz.

Alle Mitglieder des Thronrates hatten sich überlegt, welchen Wunsch sie für sich selbst oder an der Stelle von Charles der Fee sagen würden.

Natürlich hatte er im Bereich der Möglichkeiten zu verbleiben - die Königin musste den Wunsch schließlich realisieren können.

Die üblichen Wünsche nach Glück und Gesundheit waren jetzt also nicht angebracht. Nach Gold und Vermögen? Cornwall hatte ausgedehnte königliche Ländereien und Charles hatte schon in Wales bewiesen, dass er ein umsichtiger und erfolgreicher Gutsbesitzer war. An Geld würde es ihm nicht mangeln.

Während die älteren männlichen Mitglieder gerade erwogen, ob es realisierbar wäre, das ‚Playmate des Jahres’ für eine Woche kommen zu lassen - die jüngeren männlichen Mitglieder eher darüber nachdachten, welche Jacht aus dem Besitz der Königin sie sich übereignen lassen würden - die Frauen vernünftiger darüber nachdachten, ob es vielleicht ein Teil der

wertvollen königlichen Briefmarkensammlung sein sollte oder welches der königlichen, siegreichen Rennpferde den meisten Profit erbringen würde, ohne dass die Unterhaltskosten zu belastend wären - hatte sie alle das „Eddy“ unvorbereitet getroffen.

„Wer, verdammt...“, und andere: „Wer, in Gottes Namen...“, je nach Mentalität, fragten sie sich: „Wer ist Eddy?“

Charles hatte es leise, bestimmt und mit einem hintergründigen Lächeln gesagt.

Alle hatten es genau verstanden.

Die Königin schien am meisten überrascht zu sein. Der royale Nachrichtendienst hatte sie doch über alle Liebschaften ihres Sohnes genau unterrichtet.

Ihr einziger Trost war es bisher gewesen, dass er nicht auch noch männliche Tändeleien auf seinem langen Ticket hatte.

„Eddy?“, war ihre überraschte, einzige Rückfrage.

Ein stummes, bestätigendes Nicken war die einzige Antwort ihres Sohnes.

Das war zwar eindeutig, brachte aber die Klärung der Frage, wer Eddy sei, keinen Schritt weiter.

Charles hatte in dem überraschten Raunen des Thronrates beschlossen, sich keine weitere Blöße zu geben. Sollten die anderen doch herausfinden, wer Eddy war.

Auch das würde ihm gut tun, wenn er ihnen wenigstens ein Rätsel mit auf den Weg geben würde, das sie nicht lösen konnten.

Das Schweigen schien die Mitglieder des Thronrates körperlich zu belasten. Mit gebeugten Schultern blickte alle nachsinnend auf den Boden, die Schuhspitzen oder in die Ferne: alle allein auf der Suche nach Eddy.

Eine dachte daran, dass Eduard VIII., Onkel der Königin, der 1936 auf den Thron verzichten musste, innerhalb der Familie ‚Eddy’ genannt worden war - aber der Herzog von Windsor, wie der dann hieß, war doch bereits lange verstorben; wollte Charles den Sarkophag aus der Gruft mit nach Cornwall nehmen?

Ein anderer dachte an den fetten Rocksänger ‚Eddie' aus der ‚Rocky Horror Picture Show'. Aber erstens war der tranchiert worden und zweitens war das doch nur eine Theaterfigur - der konnte es also nicht sein.

Ein dritter ging im Kopf die Namensliste der königlichen Bediensteten alphabetisch durch, ob es dort einen Lakaien, Kutscher, Stallknecht oder, um Gottes willen, wen auch immer, einen Mann oder eine Frau oder ein Pferd gab, der, die oder das ‚Eddy' hieß oder genannt wurde.

Schließlich beendete die Königin das Schweigen: „Zwei Stunden Pause."

Ihr war auch nichts eingefallen.

Die Mitglieder des Thronrates verließen schweigend das königliche Arbeitszimmer, nur Charles blieb zurück.

Keiner hatte ihn auch nur eines Blickes gewürdigt.

3 Auf dem Sekretär hatte der Kronjurist entgeistert die Mappe mit dem Rücktrittsdokument liegen lassen.

Schließlich stand auch der Fürst von Wales auf, trat an den Schreibtisch und öffnete den Mappe.

Lächelnd überflog er noch einmal kurz den Text, griff nach einem der Füllfederhalter, setzte seinen Namen unter das Dokument, ließ ein paar Tropfen des vorbereiteten, erwärmten Siegellacks auf das schwere Papier tropfen, drückte seinen Siegelring hinein, zog den Ring vom Finger, legte ihn auf das Dokument und verließ als Herzog von Cornwall den Raum.

4 Nachdenklich stand die Königin am Fenster ihres privaten Arbeitszimmers, blickte in den Garten des Buckingham Palace und folgte mit ihrem Blick dem ältesten Sohn, der allein auf einem der Wege dahin wanderte.

Ihr Blick wandte sich dem Kamin zu: Auf dem Sims standen Dutzende Familienfotos aus den vergangenen sechzig Jahren.

Fotografien mit ihrem Vater, Georg VI., ihrer Hochzeit, der Taufe ihrer Kinder, der Beerdigung ihres Vaters, ein Bild von Charles als Vierjähri-

gem, wie er, als sei er ein Offizier, vor dem Katafalk des toten Großvaters salutierte, die Fotografie von ... Ihr Blick wanderte zurück zu dem salutierenden kleinen Charles.

Sie trat näher an das Bild heran, setzte ihre Brille auf, um es genauer betrachten zu können. Was trug Charles damals im Arm? Einen kleinen Teddy-Bär. Einen Teddy? Charles konnte damals das ‚T' nicht korrekt sprechen und so sagte er immer..., es fiel ihr wieder ein, und auch der Streit zwischen den Kindern, als sie älter wurden.

Mit wenigen Schritten war die Königin am Schreibtisch und telefonierte mit ihrer Hofdame: „Stellen Sie fest, wo sich Prinzessin Anne aufhält und lassen Sie umgehend eine Telefonverbindung herstellen."

Der ‚T'Eddy' von Charles! Anne war immer eifersüchtig darauf gewesen. Es gab ständig zwischen ihr und Charles Kabbeleien wegen dieses Teddy und sie hatte auch nicht verstanden, warum er seiner kleinen Schwester nicht den kleinen Bären weitergab. Er war doch längst darüber hinausgewachsen.

Eines Tages hatte sich das Thema erledigt und sie war froh genug gewesen, als dass sie nachgeforscht hätte, wie die beiden ihren Disput geklärt hatten.

5 Charles empfand den Abschied von London als Trauer und Befreiung zugleich. Es war alles entschieden und formell geklärt, er konnte gehen. Und dass sie das Rätsel, das er ihnen aufgegeben hatte, nicht lösen konnten?

Sie hatten ihn nur selten verstanden - warum sollten sie ihn also dieses letzte Mal verstehen. Die großen Dinge, die sie immer bewegten - die kleinen Dinge lagen so oft im toten Winkel ihrer Wahrnehmung.

Sein kleiner Teddy-Bär. Er hatte ihm immer Trost und Kraft gegeben, wenn er sich allein gelassen gefühlt hatte, und er war oft alleine gewesen.

Die Staatsgeschäfte ließen seiner Mutter nur wenig Zeit und sein Vater war in der großen Welt unterwegs, das war sein Zuhause.

Eddy war sein bester und sein einziger Freund, dessen Wärme ihm Kraft gab, mit dem er reden konnte und mit dem zusammen er sich auch traute,

König zu werden. Er hatte seiner kleinen Schwester eines Abends, als sie wieder unendlich allein waren, davon erzählt.

Es sollte sich bitter rächen.

Anne, die ihm, je älter sie wurde, desto mehr neidete, dass er der Thronfolger war, hatte ihm eines Tages Eddy gestohlen.

Wie hätte er es der Königin sagen können, ihr zu erklären vermocht, dass er nicht Prince of Wales und König werden konnte - ohne Eddy.

Manches Mal hatte er schon daran gedacht, ihr einen Brief zu schreiben, ihr seine Verzweiflung zu offenbaren. Er hatte nicht gewusst, wie sie darauf reagieren würde, doch nun hatte sie aus eigener Überlegung eine Entscheidung getroffen, die er mit seinem nicht geschriebenen Brief hätte bewirken wollen und es war gut so.

Er drehte sich um, der Königin noch Lebewohl zu sagen, bevor er sich nach Cornwall zurückzog.

Im Treppenhaus kam ihm seine Mutter entgegen: „Du hast bereits unterzeichnet und gesiegelt!“

„Ja.“

„Dann willst du jetzt fahren?“

„Ja.“

„Wolltest du nicht noch etwas mitnehmen?“

Charles lächelte melancholisch: „Wenn man etwas verloren hat, wie will man es dann noch mitnehmen? Es ist verschollen in der Vergangenheit.“

Zur Überraschung ihres Sohnes umarmte die Königin ihn und er fühlte, wie sie ihm dabei etwas in die Jackentasche steckte: „Habe eine gute Fahrt und verkriech dich nicht allzu sehr in Cornwall. Du weißt, wie du mich erreichen kannst.“

Er nickte fröhlich. Hatte er doch in seine Jackentasche gefühlt und wusste: Er war nicht mehr allein. □

Der gut organisierte Mann

Michel e.V.

Was dem einen sein Alltag ist dem anderen sein Verein. Für das, was gemeinhin als ‚Nationalcharakter' umschrieben wird, und von dem niemand so genau weiß, was das eigentlich ist, wird ‚den Deutschen', genauer und exklusiv ‚dem deutschen Mann' eine besondere Verhaltensweise zugeschrieben, der wir uns - durch ihre Tiefen und Untiefen - mit freundlicher Distanz nähern wollen: der Realität des deutschen Vereinswesens.

1 Ein ‚Vereinsmeier' sei der typische deutsche Mann - wer hat das eigentlich behauptet? Wir blicken uns um, fragen uns, wo er denn ist: der typische Deutsche! Ich bin es nicht, der ist es nicht, der auch nicht... Aha! Es ist also zumindest ein Phänomen, das vorwiegend unter deutschen Männern auftritt?

Die Sprachgeschichte bestätigt es. War ‚Vereine' im Spätmittelhochdeutschen noch ein Femininum - weibliche Stammform, ist es seit dem 18. Jahrhundert als ‚Verein' ein Maskulinum - ein Muskelteil.

2 „Wenn drei Deutsche zusammen sitzen, dann gründen sie einen Verein." Der Urheber dieser weit verbreiteten Meinung ist genauso unbekannt, wie die Aussage falsch ist. Die Mindestmitgliederzahl bei der Eintragung eines Vereines ist mit sieben festgelegt.

Festgelegt?

Natürlich gibt es in Deutschland Vorschriften darüber, was ein Verein ist. Da herrscht Ordnung.

Nicht nur in Deutschland, auch im Verein. Das ist schließlich der Zweck seiner Gründung: die Ordnung.

Briefmarken tauschen kann jeder mit jedem, es kann auch jeder einen Fußball nehmen und auf den dafür vorgesehenen Flächen mit anderen Menschen eben Fußball spielen - das ist allerdings alles nur Spaß.

Richtig ernst wird es erst, wenn diese Dilettanten einen Verein für ihr Tun gründen und schon dadurch professionell werden.

„Das ist eine Professionelle“ - und jeder Mann weiß, dass er das, was eigentlich ein natürlicher Spaß ist und ihm unter Amateuren nicht in Rechnung gestellt wird, bei einer Professionellen bezahlen muss.

Der Übergang des vereinslosen Spaßes an der Sache, wird also in der Vereinsform zu einer Angelegenheit, bei der Geld und Macht eine Rolle spielen, und da hört bekanntlich der Spaß auf.

3

„Mensch, ist das hier ein Verein!“ Ein Ausruf, der genau das Gegenteil von dem bedeutet, was er eigentlich besagt: dass sich die Erwartung, da ginge es korrekt zu, nicht bestätigt und es sich, mit Verlaub, um einen „Sauhaufen“ handelt.

Die Menschenwürdigkeit beruht also offensichtlich auf der satzungsgemäßen Korrektheit des Handels - eine Beurteilung, die auch durch das Kriegsrecht der Haager Landkriegsordnung gestützt wird.

Ein Verein, der sich den Zweck gesetzt hat, Unordnung zu stiften, und sich unter dem Namen ‚Chaos-Verein‘ registrieren lassen wollte, hätte keinen Erfolg damit, er müsste sich mit der Form eines ‚Chaos-Clubs‘ begnügen, was allerdings wieder ‚typisch deutsch’ ist - denn seit wann entsteht Chaos aus der Organisierung desselben?

Vereine und Clubs haben aber gemeinsam, dass sie erst durch ihre Mitglieder entstehen.

Ein Club allerdings ist ein relativ rechtsfreier Raum, in dem im Gegensatz zum Verein auch sonst öffentlich nicht geduldete Handlungsweisen erlaubt sind.

In einer an britischer Lebensweise orientierten Gesellschaft war ein ‚Club‘ früher einmal etwas Feineres. Die Arbeiter hatten ihren Sportverein, die Bürgerlichen ihren Hockey- oder Tennisclub.

Erst im Zuge des Massensports bildeten sich auch gewöhnliche Tennisvereine und die Bezeichnung Club hat sich in den Bereich der organisierten Sexualität verlagert, in die Sauna-Clubs, die Swinger-Clubs, usw. - die mit den Vereinen allerdings wieder gemeinsam haben, dass der/die Interessier-

te eine Mitgliedsgebühr zu bezahlen hat und die Aktivitäten, die dort passieren, nicht öffentlich zugänglich sind: Nur für Mitglieder!

Entsprechend gibt es natürlich Ausweise.

Seltsamerweise bedeutet das nicht, ausgewiesen zu werden, sondern im Gegenteil, dazu zu gehören.

Diese Zugehörigkeit kann man sich bei größeren Vereinen auch an die Kleidung stecken, ans Revers oder an die Bluse - schließlich will man öffentlich kundtun, das mensch dazu gehört, zu dem Verein.

Parteien sind schließlich auch Vereine.

Sie heißen nur nicht Verein, da in obrigkeitsstaatlicher Tradition ein Verein früher keine politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zwecke verfolgen durfte. Tat er das dennoch, war er nichts rechtsfähig.

Also wurde Ordnung in die Vereinsmeierei gebracht, indem politische Vereine Parteien genannt wurden, sozialpolitische Vereine Gewerkschaften und religiöse Vereine Kirchen. Alle diese Organisationen bekamen dann eigene Gesetze und bestimmte rechtliche wie finanzpolitische Privilegien.

Das in den letzten Jahren bekannteste Beispiel dieser Sonderrechte ist die ‚Kirche der Scientologen', die, unter dem Schutz des vorgeblichen Kirchenstatus, rechtlich geschützt, ihre Zwecke verfolgt. Wenn es doch wenigstens ein Verein wäre! Den könnte der Innenminister auflösen und das Vermögen einziehen. Bei einer Kirche achten schon die anderen Kirchen darauf, dass der Staat sich aus ihren inneren Angelegenheiten heraushält - sehr demokratisch geht es in den öffentlich-rechtlichen Amtskirchen ja auch nicht zu - und es müsste das Bundesverfassungsgericht angerufen werden.

4

Erinnern wir uns, das Wort Verein kommt von dem früher gebräuchlichen, heute nur noch poetisch gebrauchten ‚sich vereinen'. Und das Wort wird noch heute dort gebraucht, wo es seine glücklichste Verwendung findet: in der Liebe.

Die rechtliche Form dieser Vereinigung nennt sich: Ehe. Wie alle Körperschaften, die Nicht-Vereine sind, mit einem eigenen Gesetz ausgestattet,

kann es natürlich kein Verein sein, da normalerweise die Mitgliedschaft von sieben Personen nicht erreicht wird, üblicherweise auch nicht Zweck dieser Vereinsgründung ist. Also ist das auch kein Verein.

Nun steht aber diese Zweisamkeit in einem größeren Zusammenhang, die durch das Wort Familie bezeichnet wird. Im engeren Sinne von Vater-Mutter-Kind(er) wird die notwendige Mindestmitgliedschaft für einen Verein heutzutage normalerweise nicht mehr erreicht, im weiteren Sinne der Familie als Verwandtschaft aber durchaus.

Warum hat diese Sippe eigentlich nicht die Rechtsform eines Vereins? Dann käme durchaus mehr Ordnung und Übersichtlichkeit in das, was nur etwas mager im Familienrecht gesetzlich geregelt ist. Schon allein die Frage, wer den Vorsitz in diesem Verein hätte, wäre eine durchaus klärende Diskussion manchmal trüber Beziehungen.

Alles was jetzt so undurchschaubar ist - Wissen sie tatsächlich, mit wem sie alles verwandt sind? Sie würden sich wundern! -, es würde geklärt werden können: mit Gremien und Ausschüssen, mit Kommissionen und Tagungen, mit jährlichen Mitgliederversammlungen.

Nehmen wir uns doch am deutschen Adel ein Beispiel: Über Jahrhunderte ein eigenes Rechtsinstitut, mit Privilegien und hoheitlichen Vorrechten, geregelten Beziehungen untereinander..., war ab 1918 damit in Deutschland Feierabend.

Diesen Adel gibt es aber tatsächlich heute noch, als ‚Adel e.V.'.

Sie lachen? Dann haben sie nicht verstanden, warum es Vereine gibt: es geht um Rechtsbeziehungen untereinander und zueinander. Sie können beispielsweise genauso wenig auf einen Fußballplatz laufen und in einer Bundesligamannschaft einfach so mitspielen, wie sie sich nicht einfach ‚Prinz', ‚Herzog' oder schlicht nur ‚von' nennen können. Das verstößt gegen das Recht der jeweiligen Vereine, die das ausschließliche Aufstellungs- und Nominierungsrecht besitzen. Einklagbar.

Und so gibt es eben Vereine, wie den Adel e.V., in dem sie nicht ganz so einfach Mitglied werden können.

Die Exklusivität horrender Aufnahmegebühren und Mitgliedsbeiträge steigert sich bei diesem Verein noch, da die Mitgliedschaft nur bedingt käuflich ist.

Und bei denen, die vorwiegend aufgrund ihrer Geburt und ihrer Vorfahren, Mitglieder in diesem Verein sind, wird bei der Heirat sehr genau geprüft, ob das Mitglied dabei gegen die Satzung verstößt, heißt dort: standesgemäß vereint ist. Falls nicht, verliert es die Mitgliedschaft im Adel e.V..

5 So wie der deutsche Adel zu einem Verein geworden ist, gibt es andererseits, und jedem bekannt, Vereine, die keine Vereine mehr sind. Nehmen wir als Beispiel den HSV, den Hamburger Sportverein. Es könnte auch jeder andere beliebige Sportverein sein, der in einer Liga mitspielt.

Obwohl er dem Namen und der Satzung nach immer noch als Verein auftritt, ist es tatsächlich ein mittelständisches Wirtschaftsunternehmen und entsprechend, da keiner so recht dafür die Verantwortung übernehmen will, eine Spielbetriebs-GmbH.

Der Vereinszweck ist schließlich nicht mehr, beispielhaft in der Fußball-Abteilung, dass die Hamburger sich als Mitglieder zu sportlichen Aktivitäten treffen, also selber Fußball spielen, sondern er hat sich dahin gewandelt, dass vertraglich bezahlte sportliche Mitarbeiter Geld bewegen.

Früher hießen diese Vereins-Menschen noch ‚Fußballer', heute werden sie zu unterschiedlichen Preisen, wie auf dem antiken Sklavenmarkt, gekauft und verkauft.

Es ist in der Tat erstaunlich: Hamburger spielen in der Mannschaft - wenn überhaupt - nur zufällig mit, sportliche Betätigung der Mitglieder kommt überhaupt nicht in Frage, und dass sich ein mittelständisches Wirtschaftsunternehmen ‚Verein' nennt ist ein dreifacher Etikettenschwindel.

Nun wissen wir ja alle um die proletarische Vergangenheit dieser Sportvereine und wenn man wirtschaftlich erfolgreich geworden ist, dann ändert man schließlich auch nicht seinen Familiennamen.

6 Der ADAC - Allgemeiner Deutscher Automobil Club - ist schließlich auch nicht mehr das, was man sich unter einem vornehmen englischen Club älterer Herren vorstellt, zu denen Damen keinen Zutritt hatten - von Männern und Frauen ganz zu schweigen.

Gegründet zu einer Zeit, als es tatsächlich etwas Besonders war, ein Auto zu besitzen, war das glänzende, emaillierte und gegossene, verchromte Clubabzeichen, auf der Stoßstange sichtbar angeschraubt: etwas Nobles.

Im Laufe der Jahre zu einer Massenorganisation mit zwölf Millionen Mitgliedern geworden - entsprechend mit Plastik-Abziehbildern als Clubabzeichen - ist den meisten, auch den Mitgliedern, nicht bewusst, dass es sich bei diesem Automobil-Club tatsächlich um einen Verein handelt, also um einen E-fau - e.V.

Aber was für ein eingetragener Verein!

Tatsächlich eine Wirtschaftsholding, bei der sich allein schon die Mitgliedsbeiträge – das sind die kleinen Groschen in der Vereinskasse – auf ca. 400 Millionen Euro pro Jahr belaufen.

Entsprechend ist der ‚ADAC e.V.' Alleingesellschafter einer ADAC Beteiligungs- und Wirtschaftsdienst GmbH, die wiederum Alleingesellschafter weiterer GmbHs ist, zum Beispiel dem ADAC Verlag GmbH.

Können Sie sich bei einem solchen Club, der tatsächlich ein Verein ist - früher nannte man so etwas ‚Imperium' -, noch ein honoriges Clubhaus oder ein gemütliches Vereinslokal vorstellen? Ich nicht.

Oh, du deutscher Verein, mit deinen um Professionalität bemühten Vereinsmitteilungen, in denen aus jeder Zeile sympathisch das Handgestrickte hervorlugte: Bei einer Auflage von 12.269.783 - haben sie laut mitgesprochen?: zwölf Millionen ... - des offiziellen Mitteilungsblattes des ADAC e.V. für seine Mitglieder geht dieser Charme doch irgendwie verloren.

7

Wenn die Fußballvereine nicht mehr das sind, was sie einmal waren, und die angeblichen Clubs juristisch Vereine, und diese vorgeblichen Vereine tatsächlich Wirtschaftsunternehmen, dann ziehen wir uns doch lieber auf die Vereine zurück, wo noch deutscher Frohsinn herrscht und so ein richtiges, gemütliches Vereinsleben gepflegt wird: mit Gesang und Getränk: die rheinischen Karnevalsvereine.

Lustig geht's da zu und, historisch begründet, gehört die ‚Ver-äppelei' des preußischen Militärs, damals Besatzungstruppen im Rheinland, zu seinen wunderbarsten Elementen: die Prinzengarde mit dem leckeren Funkenma-

riechen, die dicken Fassnachtsoldaten, die sich die Ärsche reiben: da kommt Freude auf: das war einmal eine köstliche Verspottung des preußischen Militärs.

Aber irgendetwas muss dann schief gelaufen sein.

Lag es daran, dass das Feindbild abhanden gekommen ist, indem das preußische Militär mit seinem berüchtigten Drill von der Geschichte abgeschafft worden ist, oder lag es vielleicht daran, dass es in einem deutschen Verein sehr ernsthaft und korrekt zugeht?

Ernsthaft Karneval zu feiern ist eigentlich schon ein Widerspruch in sich selbst - oder kennen Sie jemanden, der sich ernsthaft einen Witz ausgedacht hat?

Alle haben den Witz immer nur von jemand anderem gehört und auch große Geister haben sich schon den Kopf darüber zerbrochen, wer die Witze erfindet, sie sich ausdenkt und in die Welt setzt? Bisherige Antwort: Unbekannt. Sie kommen aus dem Nichts, sind einfach da und niemand weiß, woher.

Nun kann natürlich Karneval nicht ‚einfach da' sein oder aus dem ‚Nichts' kommen: Da müssen Räume gemietet, Musik bestellt, Girlanden aufgehängt und alle weiteren notwendigen Dinge geordnet werden, damit die Fröhlichkeit den rechten Rahmen findet.

Aber, wie bereits angefragt, irgendetwas muss dann schief gelaufen sein.

Haben Sie schon einmal die Ernsthaftigkeit erlebt, mit der dann Karneval gefeiert wird? Den harten Drill der Prinzengarde, der sogar bei den Preußen zur Fahnenflucht geführt hätte? - aber die Karnevalisten scheinen eher dem Prinzip zu huldigen: „Wer fröhlich sein will, der muss leiden."

Nun kann man das alles aber nicht dem Zufall überlassen: Wenn für den Frohsinn gerade mal drei Tage vorgesehen sind, dann muss es schon perfekt organisiert sein.

So wie auf einer Pauschalreise nach Rom sich nicht jeder Teilnehmer den Vatikan dann ansehen kann, wenn mensch es will, sondern wenn es ‚dran' ist und wenn es alle - gleichzeitig! - tun, so darf auch bei dieser knapp bemessenen Fröhlichkeit keiner aus der Reihe tanzen und etwa dann lachen, wenn er/sie es möchte.

Dass alle ‚Helau' oder ‚Alaaf' schreien - gleichzeitig! - und auch alle wissen, wann sie - gleichzeitig - fröhlich sind, dafür gibt es dann vorher einen Tusch als Signal zur Fröhlichkeit. Und dann alle - gleichzeitig! - mit vereinten Kräften schunkeln.

Wer da nicht mitmacht, wird glatt unter den Tisch gekehrt.

Nicht nur Zyniker sehen eine Traditionslinie zwischen den karnevalistischen Festsitzungen und den Reichsparteitagen.

Und haben sie schon einmal die Reaktionen von Karnevalisten erlebt, wenn man sich über diesen Kommando-Karneval lustig macht, sich gar amüsiert?

Sie sollten sich ihrer Gesundheit zuliebe auch nur im verborgenen Kämmerlein oder vor dem Fernseher, privat zu Hause, darüber amüsieren.

Nur die Erbitterung und der Zorn eines Kleingärtners, dem man auf die frisch gesäte Petersilie tritt, ist vergleichbar mit dem Zorn, den diese organisierten Närrinnen und Narren gegen sie wenden werden: auch handgreiflich.

Nun muss man aber der Gerechtigkeit willen anmerken, dass diese Verbissenheit nicht am Prinzip des Vereins liegt.

Es gibt, bleiben Sie ruhig fröhlich, auch ‚oppositionelle' Karnevalsvereine, bei denen man ungestraft an den falschen Stellen lachen kann und nicht unter den Tisch geschunkelt wird.

Aber das sind dann die schief angesehenen Vereine, denn bei denen sei alles viel zu chaotisch und zu ungezwungen.

Apropos ‚ungezwungen'. Falls eine Frau bei dem leckeren Funkenmariechen, im Anblick der strammen nackten Schenkel, dem kurzen Röckchen und dem Hochwirbeln, bis dass das Spitzenhöschen flattert, „Sexismus" reklamiert - so irrt sie. Allerdings anders, als vermutet.

Auch das Funkenmariechen war früher ein Mann.

Erst die Nationalsozialisten fanden es einem ‚deutschen Manne' unziemlich, in Frauenkleidern herumzuturnen und erst seitdem ist das ‚Mariechen' tatsächlich eine Frau.

Dabei ist es dann geblieben. - Eigentlich könnte man dankbar sein, wenn es nicht die falsche Partei gewesen wäre.

Sogar in dem Kölner ‚Dreigestirn' - Prinz, Bauer, Jungfrau - hat es zweimal tatsächlich eine Frau als Jungfrau gegeben.

Doch dieser Unsinn wurde schnell rückgängig gemacht: In Köln sind nur Männer Jungfrauen!

8 So wie in Deutschland keine Revolution auf Bahnhöfen stattfindet, weil, nach Wladimir Iljitsch Lenin, der Deutsche' sich dafür erst eine Bahnsteigkarte kaufen müsste, ist Fröhlichkeit ohne Narrenkappe etwas Verdächtiges, Anarchistisches. Erst die Narrenkappe, mit ihren verschiedenen Vereinsfarben und Narrengraden – ja, es gibt auch Obernarren, das sind die, die am wenigsten zu lachen haben – verleiht den kasernenhofmäßigen Festsitzungen das besondere Erlebnis: ‚vereint fröhlich'.

Also, fragt sich der unbedarfte Mensch, wenn die Organisierung das Gegenteil von dem bewirkt, was ursprünglich/vielleicht einmal Vereinszweck war, was bedeutet eigentlich ‚Verein'?

Fangen wir ‚ganz oben' an. Die Freiheit einen Verein zu gründen, hat Verfassungsrang und gehört zu den Grundrechten jedes Deutschen: Grundgesetz Art. 9, Abs. 1: „Alle Deutschen haben das Recht, Vereine und Gesellschaften zu bilden".

Dieses Recht haben über die Europäische Menschenrechtskonvention und das Vereinsgesetz auch Ausländer.

In Grundgesetzkommentaren, die in dieser Hinsicht kommentieren, das Vereinigungsrecht werde auch Ausländern „zugestanden" klingt das beinahe so, als würde ein hehres deutsches Grundrecht beschmutzt.

Welche rechtliche Bedeutung dieser Vereinigungsfreiheit zukommt, macht dann das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) deutlich: Das Bürgerliche Gesetzbuch, Stand: 1996, umfasst 2.385 Paragraphen.

Es beginnt mit den „Natürlichen Personen", denen sieben Paragraphen gewidmet sind. Ursprünglich waren es einmal zwanzig Paragraphen - dreizehn wurden zwischenzeitlich gestrichen.

Und dann, gleich danach, sofort hinter dem Mensch an sich, die „Juristischen Personen“ und dort, als erstes: „Vereine“ – mit neunundfünfzig Paragraphen.

Da sieht man doch gleich, wie unwichtig der Mensch an sich ist und welche Bedeutung der Verein für sich hat!

Nun ist allerdings ein Verein nicht gleich einem Verein. Innerhalb der ‚juristischen Personen‘ wird zwischen Vereinen und Gesellschaften unterschieden. Stiftungen lassen wir der Übersichtlichkeit halber beiseite.

Das eingetragene Vereine etwas ‚besseres‘ sind als Gesellschaften – haben sie das Zauberwort ‚eingetragen‘ wahrgenommen ? –, das wird daran deutlich, dass Vereine, die nicht die Voraussetzungen erfüllen, um registriert zu werden, und danach sind sie dann eingetragen, automatisch den Gesellschaften zugeordnet werden.

Es ist also eine Art Zweiklassensystem nach dem Prinzip der Hundezüchter, die nach ‚rasserein‘ und ‚Bastard‘ klassifizieren.

Um in dieser Terminologie zu bleiben, sind die ‚rassereinen‘ Vereine, die dann das Prädikat ‚e.V.’ im Namen führen, deren „Zweck nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet ist“. Punkt.

Geld stinkt also doch!

Zumindest das Profitstreben ziemt sich dem Verein nicht: dafür sind die ‚Gesellschaften‘ vorgesehen: die AG’s, GmbH’s, die KG’s, die GmbH & Co. KG’s, die Verwaltungs- und Betriebs-GmbH’s,... und welche weiteren Fäden auch immer die Wirtschaftsberater sonst noch durch die Lücken der Gesetze hindurchspinnen.

Ein Verein ist also keine ‚juristische Geldsammel- und Erwirtschaftungsperson‘, sondern eine Veranstaltung, in der man nicht über Geld redet, sondern über die Sache. Was immer das ist.

Das klärt zumindest die Frage, warum die oben erwähnten Vereine, wie HSV, ADAC, großen Karnevalsvereine, nur dem Namen nach noch Vereine sind, aber nicht dem Inhalt nach, denn: bei Ihnen geht es schlicht um Geld, Macht und Öffentlichkeit. Bestrebungen, die über den eigentlichen oder ursprünglichen Vereinszweck hinausgehen und ihn schlicht versauen, weil sie nur noch Mantel zum Zweck sind.

Nach außen hin bleiben sie ‚Verein e.V.', nur im Hinterzimmer, das sich bei diesen Vereinen zu einer luxuriösen Vorstandsetage gemausert hat, wird gepokert und geschachert.

9 Eine Besonderheit der Vereine besteht nun darin, dass die in ihnen vereinten Menschen umgewandelt werden: zu ‚Mitgliedern'.

Wurden in früheren Zeiten vom Turnvater Jahn „deutsche Männer, deutsche Frauen" aufgerufen, so hat sich das über die Mitgliedschaft – nein, die Mitglieder tragen keine Schaftstiefel – zu einem Neutrum: das Mitglied, gewandelt.

Allerdings lässt sich nicht schlüssig beantworten, ob es nun ‚fortschrittlich' ist, dass der Mann und die Frau neutralisiert werden – im Sinne von Gleichberechtigung – oder ob sich darin eine Infantilisierung – analog zu ‚das' Kind – ausdrückt.

Wenn man das Hick-Hack in manchen Vereinen betrachtet, spricht vieles eher für die zweite Möglichkeit.

Merke: Das ‚Vereinsleben' hat seine eigenen Gesetze und seine eigene Sprache.

Übrigens spricht man insgesamt von etwas Organischem, wenn es sich um Vereine handelt, denn beispielsweise die nicht-aktiven Mitglieder heißen in der Vereinssprache: Karteileichen.

Als lebendiger Organismus hat der Verein entsprechend einen Kopf (nennt sich: Vorstand), einen Körper (die Mitglieder), einen systematischen Aufbau (die Satzung) eine Stimme (das Mitteilungsblatt), ein Herz (den Kassierer), einen Blutkreislauf (die Sitzungen und Treffen), nimmt feste Nahrung (Mitgliedsbeiträge) und Flüssiges zu sich (das tun die Mitglieder) und, das Wichtigste: er besitzt etwas, was dem einzelnen Menschen an sich manches Mal verloren geht: er hat einen existentiellen Sinn (das Anliegen oder der Zweck des Vereins).

Folgerichtig gibt es junge und alte Vereine, lustige und lahme, biedere und extravagante, arme und reiche,... also alles, was das Leben so bunt macht... und noch mehr.

10 Per Gesetz sind die Vereine ‚demokratisch' organisiert, mit anderen Worten oder nach der herrschenden Rechtsauffassung: republikanisch.

Wie vereinbart es sich dann aber damit, dass zu den Höhepunkten des Jahreszyklus bestimmter Vereine ‚Prinzen' und ‚Könige' vorhanden sind?

Die ‚Prinzen' sind die Karnevalsprinzen (in dieser Zusammensetzung darf man das dann auch ohne Anführungszeichen schreiben – ansonsten würde der Adel e.V. protestieren), die ‚Könige' sind die Schützenkönige.

Das demokratische daran ist erstens, dass ihre Hoheitlichkeit durch das Vor-Wort eingeschränkt ist, zweitens, dass sie es nur für ein Jahr und nicht auf Lebenszeit sind, und drittens, dass diese Würde mit viel Geld verbunden ist.

Nicht, dass sie es etwa bekommen, sondern sie haben dafür zu bezahlen.

Damit stehen sie aber durchaus in monarchistischer Tradition, denn, wie häufig wurden schon Königreiche und Titel verschachert.

Aber auch die Tatsache, monarchistischer Tradition, dass sie sich eine Mätresse, Entschuldigung, eine ‚Prinzessin' oder ‚Königin' wählen – bei der es sich bitte nicht um seine Ehefrau handeln sollte – darf uns nicht verwirren. Das ist nämlich der bürgerliche Charakter dieses ‚Königtums': denn bewahre Gott, dass der ‚König' mit seiner ‚Königin' etwa anbandeln würde. Pfui! Das ist doch nur für so! Da bleibt doch alles bei der Ehre.

In eher mittelständischen Vereinen, wie etwa den Kegelvereinen, bei denen streng darauf geachtet wird, dass aus jeder Wirtschaftsbranche nur einer Mitglied ist - schließlich wollen alle zu Großhandelspreise bei den anderen einkaufen - da kann jeder seine Sauferei auch selbst bezahlen.

Bei stärkerem sozialen Gefälle in den Dörfern besteht die soziale Akzeptanz der Betuchteren darin, dass die anderen auf ihre Kosten saufen dürfen. Das ist der gesellige Sinn des Königtums.

Entsprechend wird vorher ausgeguckt, wer dieses Jahr ‚König' wird und entsprechend schießen alle anderen auf der Königsscheibe daneben.

Das darf allerdings nicht auffallen.

Doch die Sache hat auch einen Haken: Gekonnt vorbeischießen ist nicht so einfach wie zielen und der Verein steht dann sehr verdattert da, wenn ein Unbemittelter, natürlich aus Versehen, die Krone abschießt.

In so einem Jahr muss reihum gesammelt werden. Doch solche Peinlichkeiten werden dann später zu immer wieder gerne erzählten Anekdoten der Vereinsgeschichte, des „Wisst ihr noch damals, als...".

Und wenn es dann noch eine historische Vereinsfahne gibt, seit Generationen weitervererbt und durch alle Wirrnisse der Weltgeschichte herüber gerettet: „Oh, deutsches Herz, erblühe!"

11 Das kann natürlich nicht irgendjemand singen, sondern – da sind wir uns wohl inzwischen hoffentlich völlig einig –, nur ein deutscher Gesangverein. Motto: „Wo man singt, da lass' dich nieder! Böse Menschen haben keine Lieder!"

Haben Sie es schon einmal geschafft, über die ersten zwei oder drei Zeilen der bekannten deutschen Volkslieder hinauszukommen, ohne in ein textloses Summen oder Brummen zu verfallen?

Ein Phänomen, das übrigens auch beim Absingen der Nationalhymne zu beobachten ist. Allerdings ist es eine arge Hinterlistigkeit, die dritte Strophe eines Liedes zur Nationalhymne zu erklären, wenn bekanntermaßen die Textkenntnis kaum über die erste Strophe hinausreicht. Doch kehren wir zu dem volkstümlichen Liedergut zurück.

Über das Brummen kommt man nur hinaus, wenn man alle Kräfte vereint, und... so ist es nun einmal.

Und da die kultivierte Sangeskunst eines deutschen Menschen erst beim korrekten Singen beginnt, ist das fröhliche Singen unter der Dusche oder in der Badewanne weder kultiviert noch vereinsgerecht.

Das liegt jedoch nicht nur daran, dass es zwar fröhlich, aber eben falsch ist, sondern auch daran, dass unter eine Dusche oder in eine Badewanne beim besten Willen nicht die Mindestmitgliederzahl eines Vereines hineinpasst.

Bei mehr als zweien, vielleicht noch dreien, hört da bekanntlich - nach der herrschenden Moralauffassung - der Spaß auf.

12 Klang früher noch deutscher Sang aus kerniger Männerbrust - nicht umsonst heißen die Menschen eines Vereines Mit-Glied, denn Frauen war die Teilnahme nicht erlaubt bzw. nicht erwünscht - so ist das Singen heute eine Domäne der Frauen. Entsprechend anständig geht es dort auch zu und die Zahl der Männer ist im Absinken.

Daraus lässt sich generell ableiten, dass in der Vereinsarbeit ein Zusammenhang zwischen ideellen Zwecken und Frauenanteil besteht: Je ideeller, desto mehr Frauen. Bis auf die Positionen des Vorsitzenden und des Kassierers - sie bleiben erstaunlich häufig auch dann noch männlich besetzt.

Nutzen manche Männer also den Rahmen des – gesetzlich vorgeschriebenen – geordneten Vereins als Deckmantel für ‚alles, was Männern Spaß macht' und der Zweck ist nur Vorwand, spricht ein Frauenanteil dafür – und je mehr, desto mehr – dass ein Verein tatsächlich das ist, was er vorgibt, zu sein.

Von wegen: Vereine seien männlich! □

Als Gast unter Frauen

Zusätzlich zu den Vereinen gibt es auch noch Gemeinschaften, insbesondere im Bereich der Kunst. Auch dort gibt es Versammlungen. Einladungen haben schriftlich zu erfolgen, wenn sie ordnungsgemäß sein sollen.

Das hat dann den großen Vorteil, dass frau dieses Blatt Papier einem Mitmenschen auf seinen Schreibtisch legen kann, wenn sie selber verhindert ist, und ihn freundlich bittet, den Termin an ihrer Stelle wahrzunehmen.

Die Angeschriebene kennt die Einladenden, der an ihrer Stelle gleichberechtigt Hingeschickte, was eher im Sinne von ‚ungeschickt' zu verstehen ist, manchmal durchaus nicht.

Was aber nicht heißt, dass die folgende Geschichte eine moderne Version von ‚Daniel in der Löwengrube' sei.

1 Ein Brief: Einladung zum monatlichen Jour-fix. Mittwoch, 19.00 Uhr. Es ist die erste Woche im Januar. Um diese Zeit schlafen die Straßen schon im Dunkel der Nacht.

Die Vorhänge hinter den Glasscheiben der Galerie, zum Treppenhaus hin, sind zurückgezogen und öffnen die Räume zum Betrachter, schließen ihn aus, der im halb dunklen Licht des Treppenhauses steht und von innen nur als Schemen wahrgenommen werden kann.

Nur wenige Menschen sind anwesend.

Ausschließlich Frauen.

Auch wenn es eine Gemeinschaft von Künstlerinnen ist – also Frauen – bei Veranstaltungen sind auch immer Männer dabei.

Ich werde also heute der einzige Mann sein?

Ein Grund zum Bleiben oder zum Gehen?

Ich bin aber nicht aus eigenem Anlass hier: als Beauftragter meiner Frau unterwegs, die selber nicht anwesend sein kann und mich gebeten hat, zu gehen, zu sehen, zu hören, also: zu bleiben.

Erstaunte, irritierte Blicke betrachten mich, als ich die breite Glastür öffne und die Galerie betrete – aber alle sind so zurückhaltend, das mich keine der Frauen fragt, was ich hier will.

Mir wird bewusst, dass ich noch meine Arbeitskleidung als Drucker trage, die mit Farben bekleckste schwarze Hose mit den außen aufgesetzten Seitentaschen. Vermutlich halten sie mich für einen Kollegen, einen Maler, oder, wie sie es sagen würden, einen Vertreter aus dem Fachbereich Bildende Kunst?

Eine der anwesenden Frauen erkenne ich wieder – es ist die Vorsitzende der Gemeinschaft – sie unterhält sich.

Ich stelle mich in ihre Nähe, warte.

Dann ein prüfender Blick, ein höfliches, distanziertes Entgegenkommen.

Ich reiche ihr meine Hand entgegen, nenne meinen Namen und die fragende Distanz löst sich in ein freundliches Willkommen: Ach ja, dann sind sie ja der Mann von unserer E.!

Ich darf bleiben.

2

Eigentlich ist heute der monatliche Jour-fix, der diesen Abend unter dem Motto ‚Begrüßung der Neuen' steht. Dazu kann ich satzungsgemäß nicht gehören, als männlicher Mensch.

Meine Erwartung war eine öffentliche Vernissage, für die auch die Vorstellung eines Sprachprojektes Er/Sie angekündigt war, deshalb speziell bin ich hier, da E. fotografisch mit dem Thema Mann / Frau arbeitet – jetzt bin ich überraschend Gast auf einer eher geschlossenen Veranstaltung.

Ich wandere also allein umher, ertrage freundlich die musternden Blicke und suche mir schließlich im Kreis der aufgestellten Klappstühle, von denen erst wenige belegt sind, einen Platz – von meinem Gefühl her, eher im unbeliebten Teil des Kreises – in einer Ecke der Galerie.

Im Mittelfeld des Stuhlkreises stehen drei runde Tische aus Korbgeflecht: Auf dem vorderen steht eine Flasche Weißwein mit mehreren Gläsern, auf dem hinteren eine Schüssel mit Salat und ein paar Tellern. Der mittlere Tisch ist leer.

Ich blicke mich um.

Einige der Frauen habe ich schon einmal bei früheren Gelegenheiten gesehen; mit Namen kenne ich, außer der Vorsitzenden, keine von ihnen.

Zuerst werden die Stühle belegt, die sich mir gegenüber befinden - dann schließt sich der Kreis langsam in die Richtung meiner ‚schebsen' Ecke.

Neben mich setzt sich schließlich schweigend eine jüngere Frau: sehr kurze, enge Hosen, dicke lange rote Wollstrümpfe und Norwegerpullover.

Da es mir allmählich zu blöd wird, frage ich sie, welchem Fachbereich sie bitte angehöre? Antwort: Musik!

Sie sei aber nur noch eine von insgesamt drei Frauen in diesem Fachbereich, da alle anderen Musikerinnen bereits ausgetreten seien. Es gäbe keinen Flügel für sie, auf dem sie spielen können und wenn der Fachbereich Musik von den anderen Künstlerinnen weiterhin so missachtet werde, würde es bald überhaupt keinen Fachbereich Musik mehr geben. Das wäre dann aber auch nicht weiter verwunderlich, denn die Musik würde in Hamburg sowieso nicht hoch bewertet werden. Auch an der Hochschule für Musik würde nichts irgendwie wichtiges mehr passieren.

Dunkel schwant mir, dass es heute Abend einen Krach geben kann, der nicht sehr musikalisch sein wird.

Zumindest scheint die Pianistin zu allem entschlossen.

Meinen vorsichtigen Einwand, ob es denn unbedingt ein Flügel sein müsse, wischt sie mit kräftigen Händen entschlossen beiseite: Ein Flügel, sonst gar nichts!

3

Schließlich sind alle Stühle belegt, nur der Platz rechts neben mir ist noch frei. Warum gerade neben mir, werden die Göttinnen wissen.

Die Vorsitzende kommt: ein Bündel Papiere und zwei Bücher unter dem Arm, blickt sich suchend um und setzt sich – woanders ist schließlich kein Platz mehr frei – neben mich.

Außenstehende werden denken: typisch Mann, muss sich natürlich an einen hervorgehobenen Platz neben die Vorsitzende setzen.

Der Abend kann offiziell beginnen. Die Vorsitzende: „Ich begrüße sie alle heute zu unserem allgemeinen monatlichen jour-fix, der heute auch für die Neuen gedacht ist, die ich besonders herzlich begrüße. Als Gast, neben mir, Herr Halderbrook, der als Vertreter seiner Frau anwesend ist, und den einige von ihnen bereits kennen werden, da er im vorigen Jahr bereits vier Wochen hier in der Galerie hing.“ Munter begrüßt sie die ‚Neuen', die sie zum Teil einzeln vorstellt.

Ich mache mir Gedanken darüber, wieso denn ich, also ich als Person, hier in der Galerie gehangen hätte. Es war eine Fotografie mit mir, zwar lebensgroß, aber eben ein Abbild und nicht ich selber.

Na ja, was eben so gesagt wird.

4 Nach der freundlichen Begrüßung kommt dann ein Rüffel an alle anwesenden Künstlerinnen mit Hinblick auf die drei recht kahlen Tische: Normalerweise würden die Tische unter der Last des Mitgebrachten beinahe zusammenbrechen und sie würde doch darum bitten, dass auch in Zukunft wieder selbstgemachte Salate und Kuchen oder Backwaren und Getränke mitgebracht werden.

Auf dem mittleren Tisch steht inzwischen ein Glas – so von der Größe eines normalen Wasserglases – prall gefüllt mit Salzstangen.

Dann stellt die eingeladene besondere Gastin ihr Buchprojekt vor: In der Tradition der ‚visuellen Poesie' hat sie die Wortbestandteile ‚er' und ‚sie' in Wörtern und Texten hervorgehoben und zu einzelnen Gruppen grafisch zusammengestellt. Zum Beispiel: Poe**sie, Sie**g**er**, oder Vat**er**, Mutt**er,** Brud**er**, Schwest**er**,... Es hat spontanen Witz und ist überraschend.

In das belebte Gemurmel wirft die Gastin freundlich ein, ihre Vorstellung würde stets eine gewisse kollektive fröhliche Hysterie auslösen, das kenne sie bereits.

Ihre Anmutung, in diesem Jahr in der Galerie ausstellen zu können, da ihre Objekte im Literaturhaus nur für zwei Tage gezeigt werden könnten und dort sowieso eigentlich kein Raum für Ausstellungen sei, sie sich andererseits aber auch nicht so sicher sei, ob sie in einer Galerie ausstellen solle, trifft auf den freundlichen Zuspruch der Künstlerinnen: Ein sehr gutes Projekt!, und den entschiedenen Verweis der Vorsitzenden, im laufenden Jahr sei die Galerie bereits vollständig ausgebucht – es ist erst Anfang Januar –, aber für das nächste Jahr könne man das durchaus in Erwägung ziehen.

Damit hatte sie nicht nur die Gastin freundlich zurückgewiesen – die Dame hatte sich auch noch nicht entschließen können, Mitglied der Gemeinschaft zu werden –, sondern auch gleich die Brücke zum begonnenen Jahr gebaut: Bericht aus der Vorstandssitzung.

5 Der Fachbereich Musik, von dem auch drei Künstlerinnen anwesend seien – sie werden einzeln vorgestellt und gleichzeitig wird verschwiegen, dass der gesamte Fachbereich damit anwesend ist – habe eine Resolution eingebracht, die alle vollkommen überzeugt hätte. Ein Flügel müsse angeschafft werden.

Da die Gemeinschaft aber leider mit einem Bein im Schuldenturm stehe, könne sie, als Vorsitzende, diesen Antrag zwar nur ideell unterstützen, aber das mit ganzer Kraft.

Im Übrigen habe sie auch vor kurzem einen Pianofabrikanten kennen gelernt und sie wolle sehen, was sich machen ließe.

Die Zwischenfrage aus der Bildenden Kunst: Wo solle dieser Flügel denn in der Galerie gestellt werden?, löst die Erläuterung der Vorsitzenden aus, man habe sich nur für den kleinsten Flügel entschieden, und den Einspruch der Pianistin, eine etwas größere Größe müsse es schon sein, sonst wäre es ja auf dem Klangniveau eines Cembalos.

Die einsetzenden allgemeinen Beratungen, wo denn nun für dieses Riesenteil, egal in welcher Größe, Platz sei, wird von den Installationskünstlerinnen souverän gelöst: man könne ihn doch unter die Decke ziehen, technisch sei das kein Problem.

Den entsetzten Einwand der Pianistin, der Flügel wiege über eine Tonne und die stimmungstechnischen Unterschiede des Raumklimas zwischen Boden und Decke – und im übrigen sei der schwarze Flügel unter der Decke eine optische Belastung – wird von der Vorsitzenden souverän entkräftet: man habe sich für einen weißen Flügel entschieden.

In der allgemeinen lauten Zustimmung zu den Worten der Vorsitzenden kann die Pianistin mir nur zuflüstern: „Weiße Flügel sind sehr selten und kosten mindestens das Doppelte von dem, was ein schwarzer Flügel kostet!“

Mein Versuch der Tröstung: „Wenn man kein Geld hat, dann darf es auch ruhig doppelt so teuer sein!“, findet anscheinend nicht ihre Zustimmung. Wortlos wendet sie sich von mir ab und kreuzt die rot bestrumpften Schenkel gegen mich abgewendet übereinander, um sich mir zu verschließen.

Aufmerksam beobachte ich, wie das Glas mit den Salzstangen auf der gegenüberliegenden Kreisseite herumgereicht wird: Jede der Frauen nimmt mit spitzen Fingern eine Salzstange.

Eine besonders Kühne nimmt zwei.

Die Vorsitzende, die es auch bemerkt, greift entschlossen nach der Flasche mit dem Weißwein auf dem vorderen Tisch direkt vor uns, gießt ein großes Schnapsglas voll des Weines und – sie reicht es mir, bevor sie sich selbst ein zweites Glas füllt.

Ich bin beeindruckt.

6

Die Eröffnung des kalten Büffets hat das schwierige Musikthema kurzerhand auf der Tagesordnung abgehakt und die Vorsitzende kann den knabbernden Künstlerinnen die weitere Jahresplanung vorstellen.

Da die Neuen nicht auf dem laufenden sein können, holt sie etwas weiter aus: „Nachdem wir im vergangenen Jahr so großen Erfolg mit den Tüten hatten, war wiederum aus dem Fachbereich Bildende Kunst dieser Faden weitergesponnen und als Thema dieses Jahres ‚Büchse’ vorgeschlagen worden: ebenfalls ein Behältnis. Eine Idee, die dann weiter entwickelt wurde zu dem Thema ‚Die Büchse der Pandora’. Nun habe ich...“, sie hält

mit beiden Händen einen großen Folianten hoch, „mir aus Basel den Katalog der Pandora-Ausstellung kommen lassen und, wie soll ich es zusammenfassen, wir können das Thema nicht bearbeiten."

Erstaunte Pause bei den knäckenden Künstlerinnen.

„Gerade die feministische Forschung hat aktuell nachgewiesen, dass mit der Büchse der Pandora – der alle Übel dieser Welt entspringen und nur die Hoffnung bleibt –, das weibliche Geschlechtsteil gemeint ist. Und das Üble, das auf die Welt kommt, sind die Kinder! Es ist eine solche Diskriminierung der Frau, dass wir dieses Thema nicht weiter bearbeiten sollten. Interessierten stelle ich gerne Fotokopien der Artikel zur Verfügung!"

Sie hat sich in Eifer gesprochen, hält den Folianten immer noch hoch, ihr Blick fällt auf mich und sie lächelt plötzlich: „Entschuldigen Sie bitte, dass Sie sich das alles anhören müssen!"

Ihr charmantes Lächeln wird von gegenüber trocken aus dem Raum gewischt: „Da muss er durch!"

Die Vorsitzende nickt befreit: „Da müssen Sie durch!"

Ich nicke zustimmend, zwar nicht wissend, wo ich hindurch muss – aber wenn es so sein soll, auf geht's.

Zwei der Knäckenden sind anderer Meinung als die Vorsitzende: „Aber gerade dann, wenn es von diesem Griechen so gemeint ist, sollten wir uns damit auseinandersetzen!" Und: „Wir dürfen diese Klischees, die seit Jahrtausenden auf uns Frauen ausgegossen werden, nicht meiden. Wir müssen sie aktiv annehmen!"

Die Vorsitzende bricht buchstäblich unter dem Ansturm der rundigen Tatkraft zusammen: „Wenn das die einhellige Meinung ist, dann sollten wir wohl doch an dem Thema weiter arbeiten."

7 Der nächste Punkt der Tagesordnung ist eine Kunstaktion auf dem ehemaligen Schießstand der Bundeswehr am Hamburger Stadtrand.

Von der Sache her kein Problem, aber die Zeit drängt, da der Hamburger Senat den Hamburger Anteil verkaufen will, der Stormaner Landrat hält noch dagegen und die Bundesvermögensverwaltung, die derzeit das riesi-

ge Gelände mit hundert Meter langen Schießbahnen verwaltet, hat nichts gegen eine Kunstaktion, nur es wird pro Tag eine Gebühr kosten.

Bevor die Vorsitzende das nachlässige „Ja, und?“ abwehren muss, nennt sie lieber gleich die erforderliche Gebühr: „500 Euro.“

Zwischenruf: „Für die ganze Aktion?“

„Nein, pro Tag.“

Ein Raunen der Empörung zirkuliert.

„Aber der Stormaner Landrat ist durchaus gewillt, uns den Stormaner Bereich kostenlos zur Verfügung zu stellen und die Musikerinnen könnten doch auch...“

Die Pianistin links von mir signalisiert Zustimmung: „Ist das Gelände überdacht und gegen Regen geschützt?“

Bevor ich noch zu Ende denken kann, dass ‚Gelände’ eigentlich nie überdacht ist und das männliche Militärs bisher nicht das Privileg hatten, in geheizten Räumen Schießen zu lernen oder Krieg zu führen, kommt auch schon die korrekte Sachaufklärung: „Nein.“

„Dann wird es mit den Musikinstrumenten kaum möglich sein, dorthin zu gehen.“ Punkt. (Obwohl doch die Kapellen der Heilsarmee auch bei Wind und Wetter im Freien spielen – doch das verschweige ich lieber.)

Bevor das Projekt nun völlig ad acta gelegt wird, beschließt frau, einen Besichtigungstermin vor Ort durchzuführen.

Zwei Stunden sind vergangen, eine Pause ist angesagt und da die Referentin von ‚Er/Sie’ nach ihrem Mantel greift, tue ich dasselbe.

Ich verabschiede mich freundlich von der Vorsitzenden, deponiere das Schnapsglas, das beim Aufstehen mit dem Stuhl umgekippt und dabei zersprungen war, noch unauffällig im Mülleimer – es ist immer von Nutzen, wenn man schon einmal in einer Galerie gehangen hat, man weiß, wo die Mülleimer stehen – und eile der Referentin hinterher.

Glücklicherweise hat sie nicht: Überfall! geschrieen, als ich sie noch an der Ausgangstür erreichte, obwohl das erschreckte Gesicht die Vermutung dieser Absicht nahe legte.

Ich konnte noch ein etwas ungeschicktes: „Meine Frau ist an Ihrer Arbeit interessiert und würde Sie gerne anrufen“, äußern.

Mit eiserner Höflichkeit fragte sie nach meinem Namen, ließ ihn sich noch einmal buchstabieren und verwies mich darauf, dass ihre Telefonnummer auf dem Verlagsprospekt zu ihrem Buch stehe.

Ich war froh, der Bitte meiner Frau so erfolgversprechend entsprochen zu haben.

Die Straßen schliefen schon lange im Dunkel der Nacht. □

Winslow

Aber was ist, wenn Männer unter Männern sind?

Die Vereinigten Staaten von Amerika, die größte Militärmacht aller Zeiten, der alleinige ‚Weltpolizist'? … Nicht scheint in diesem Lande unmöglich und dennoch: Der US-amerikanische Rechnungshof hat die NASA getadelt, da die seit Jahrzehnten gespeicherten Aufzeichnungen der amerikanischen Radiosonden im Weltraum nicht ausgewertet werden. Punkt.

Nun machen wir einmal keinen Punkt, sondern machen uns daran, der NASA zu helfen und ihr Problem zu lösen.

1 Professor Generalmajor Holloway betrachtete voller Wohlgefallen die Wandtafel mit der Übersicht aller Projekte, die er als wissenschaftlicher Leiter, gleichzeitig militärischer Vorgesetzter, zu verantworten hatte. Die Morgensonne tauchte den großen Vernetzungsplan in ein warmes, gelbes Licht. Ein Anblick, an dem sich Holloway jeden Morgen zu Dienstbeginn erfreute. Besonderes Wohlgefallen erzeugte das oberste Kästchen, das über allen anderen eingezeichnet war, von dem alle Linien ausgingen oder, anders betrachtet, alle Linien zusammenliefen. In diesem Kästchen stand sein Name.

Schließlich fiel sein Blick auf eine kleine Karte, die in der unteren Ecke der Übersichtstafel angeheftet war. Außerhalb der schönen, sauber gegliederten Struktur seiner Projekte und Mitarbeiter.

Er stutzte. Das neue Projekt, das sich in der Testphase befand. Es war noch nicht als ständiges Projekt bestätigt worden. Die parlamentarische Bewilligungskommmission wollte erst vorläufige Ergebnisse sehen, bevor sie eine Entscheidung darüber traf, ob das Projekt offiziell erwünscht war.

Holloway stand auf und ging um seinen Schreibtisch herum. Die Schrift auf der Karte war zu klein, als dass er sie vom Schreibtisch aus hätte lesen können. Er rückte seine Lesebrille zurecht, musste sich etwas herunterbeugen.

Projekt: ARES (Auswertung Radiosonden Empfang und Sendung), Mitarbeiter: WINSLOW, Dauer: Testphase (Juli - September), Bewilligte Mittel: 0.

Holloway richtete sich wieder auf, dachte nach.

Vor einem halben Jahr war ein junger Mann in das Institut gekommen, hatte ihn sprechen wollen. Winslow hieß der Mensch. Er hatte ihm angeboten, dass er in der Lage sei, das riesige Band-Archiv des Instituts daraufhin auszuwerten, ob tatsächlich Radiosignale einer außerirdischen Intelligenz aufgezeichnet worden seien. Für die Testphase wollte er kein Gehalt. Er bot einen Werkvertrag an: Erst wenn er die Leistung erbracht habe, dann wollte er dafür entlohnt werden.

Holloway war es damals vorgekommen, als sei ihm ein Sendbote des Himmels geschickt worden.

Das Institut hatte Tausende von Magnetbändern im Keller liegen, auf denen die Radiosignale aus dem Weltraum aufgezeichnet waren, für die es keine Mittel gab, sie auszuwerten. Der Bundesrechnungshof hatte in seinem letzten Bericht scharf gerügt, dass dieses Projekt eine unsinnige Ausgabe sei. Wenn keine Mittel vorhanden seien, um diese Daten auszuwerten, wäre es wirtschaftlicher, diese Daten überhaupt nicht mehr zu erfassen und nicht mehr zu archivieren.

Der General schnaubte, als er daran dachte. Natürlich hatten diese Bürokraten vom Rechnungshof einerseits recht, aber dann sollte die Bundesregierung eben diese Mittel bereitstellen, um die Bänder auszuwerten. Und dass Bürokraten sich darüber ein Urteil anmaßten, welche wissenschaftlichen Projekte sinnvoll waren oder nicht - dagegen musste man sich schon aus Prinzip zur Wehr setzen!

Was wussten solche Stubenhocker auch schon von den Visionen mehrerer Generationen? Von den Träumen der Menschheit - zumindest der Wissenschafter und der Militärs - denen die Erde zu eng geworden war, die in der Weite des Weltraums zu neuen Ufern strebten. Kolumbus hatte die Erde endlich werden lassen; sie wollten wieder in die Unendlichkeit unbekannter Regionen vorstoßen.

Sicherlich war es immer fraglich gewesen, ob es irgendeinen Erfolg haben würde. Entsprechend umstritten war auch vor vierzig Jahren die Bewilli-

gung der Mittel dafür gewesen, einerseits ständig Radiosignale in den Weltraum zu senden, die einer außerirdischen Intelligenz mitteilen würden, dass auf dem Planeten Erde eine intelligente Spezies lebte, andererseits Radiowellen aufzuzeichnen, die aus dem Weltraum auf der Erde empfangen wurden - der Wunschtraum der Wissenschaftler, festzustellen, Gewissheit zu erhalten, dass die Menschheit nicht ganz alleine in der riesigen, kalten Galaxie sei. Wenn der himmlische Gott für die Wissenschaft schon verloren gegangen war - das Universum, es durfte einfach nicht unbewohnt sein.

War es ihre Schuld, dass sich diese riesigen Datenmengen angehäuft hatten? Was konnten sie dafür, dass alle Versuche, in den aufgezeichneten Radiowellen Signale einer außerirdischen Intelligenz zu erkennen, bisher gescheitert waren, die Mittel für andere Projekte notwendiger gebraucht wurden?

‚Der Krieg ist der Vater aller Wissenschaft' bedeutete tatsächlich, er bekam als General eher Forschungsmittel für militärische Anwendungen bewilligt, als dass er als Professor Gelder für ‚zwecklose' Grundlagenforschung locker machen konnte.

Und dann schneite ihm dieser Winslow ins Büro. Ohne Ankündigung, ohne etwas zu fordern, nur, um etwas anzubieten.

Holloway hatte eine Ahnung davon bekommen, aus welcher Situation heraus die Idee entstanden war, es würde Engel geben, himmlische Sendboten.

Die bürokratischen Fragen waren schnell geregelt.

Seit acht Wochen war dieser Winslow ihm zugeteilt, arbeitete unauffällig vor sich hin.

Holloway runzelte die Stirn. Wo steckte dieser Winslow eigentlich?

Seit seinem offiziellen Arbeitsbeginn vor acht Wochen erinnerte er sich nicht, ihn jemals wieder zu Gesicht bekommen zu haben.

Dieser Winslow schien nicht mehr vorhanden zu sein.

2 Holloways Adjutant erinnerte sich nur noch vage daran, dass Winslow vor einiger Zeit vorgesprochen hatte. Der Leiter der Archive konnte nur bestätigen, dass er, auf persönliche Anweisung des Generals, dem Zivilisten Winslow eine Liste der verschiedenen Lagerräume des Instituts mit den entsprechenden Tür-Codes ausgehändigt hatte.

„Wollen Sie damit andeuten, Sie können mir nicht sagen, wo sich dieser Winslow gerade aufhält?“

Der Leiter der Archive räusperte sich unterdrückt: „Herr General, wir haben vierundzwanzig verschiedene Lagerräume für diese gigantischen Mengen gespeicherter Daten. Angefangen von den alten Magnetbändern bis...“

„Verschonen Sie mich mit Einzelheiten!“, knurrte Holloway in den Telefonhörer: „Finden Sie heraus, wo sich dieser Winslow aufhält. Ich will noch heute mit ihm sprechen!“

Für die nächste Sitzung der Abteilungsleiter notierte er sich, dass er ein Zusatzkontingent von Funktelefonen beantragen würde, um zumindest solche freien Mitarbeiter wie diesen Winslow jederzeit an die Strippe nehmen zu können.

Es wurde später Nachmittag, bis der Leiter der Archive sich wieder bei ihm meldete. Seine Stimmlage deutete an, dass er nicht unbedingt erfolgreich gewesen war: „Herr General, wir haben zwar ausfindig gemacht, wo dieser Winslow zur Zeit arbeitet, es ist das Archiv RS-22/3, aber Sie werden ihn nicht sprechen können.“

Der Leiter der Archive wusste aus Erfahrung, dass Holloway auf derartige Mitteilungen nicht gerade freundlich reagierte.

„Was soll das heißen, ich werde ihn nicht sprechen können?“

Der Unterton dieser Frage erforderte eine kluge Antwort, damit der vorgesetzte Vulkan nicht zum Ausbruch kam.

„Die Sicherheitspatrouille, die alle Lagerräume zweimal am Tag kontrolliert, hat mir übermittelt, dass Winslow nur nachts arbeitet, außerhalb der normalen Dienstzeiten. Ich könnte also veranlassen, dass er eine Nachricht erhält, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.“

„Mmh,...“, Holloway überlegte, „Lassen Sie es gut sein. Ich werde es selber übernehmen.“ Damit war das Gespräch beendet. Er hatte sich entschieden, selber, wie er es formulierte, ‚im Schnee der Vergangenheit herumzustöbern‘.

Der Leiter der Sicherheitspatrouillen bekam die Anweisung, der General wolle am gleichen Abend den Lagerraum aufsuchen, und abgeholt, dort hingefahren zu werden wünsche.

3

Das leise Brummen des Ventilators war das einzige Geräusch in der Stille des unterirdischen Archivs.

Lange Regalreihen mit alten Magnetbändern verstärkten den Eindruck einer Friedhofsruhe. Holloway bewegte sich unwillkürlich leise, da er es als unpassend empfand, laut nach Winslow zu rufen.

Er würde schon kommen, dachte er, denn der Computer war eingeschaltet, brummte leise vor sich hin.

Interessiert blickte Holloway auf den Monitor. Lange Textzeilen reihten sich untereinander.

Ohne bestimmte Absicht begann er zu lesen:

Bemerkenswert erschien uns anfänglich, dass wir niemanden der Erdlinge bemerkten, der irgendwo einen Purzelbaum vollführte. Die uns so vertraute Eigenart, dass ein Mann seine Attraktion einer Frau gegenüber durch einen unwillkürlichen Purzelbaum ausdrückt, ist hier völlig unbekannt.

Es sind zwar durchaus sprachliche Redewendungen bekannt, die ähnliches ausdrücken (Ich bin hin- und hergerissen, Da schlagt's di nieder, Ihm sind beinahe die Augen aus dem Kopf gefallen) aber offensichtlich verbleibt bei den Erdlingen alles im Bereich des darüber Sprechens und nicht des tatsächlichen Tuns.

Unsere anfängliche Annahme hinsichtlich des interesselosen Sexuallebens der Erdlinge mussten wir allerdings korrigieren.

In der hier typischen Kultur des So-tun-als-ob, wäre es normalerweise tatsächlich unmöglich, einen Purzelbaum auszuführen. Der Lebensraum ist zu eng dafür. In Cafes würde man dabei die nahestehenden anderen Tische umreißen, in den öffentlichen Verkehrsmitteln ist es nicht nur räumlich unmöglich. Wenn es jemand

versuchen würde, hätte nicht nur er selber, sondern auch eine nicht unbedeutende Anzahl der Umstehenden und Umsitzenden Blessuren, zumindest blaue Flecken am Körper.

Wir mussten feststellen, dass die Erdlinge, ganz im Gegensatz zu unserer ersten Wahrnehmung, sogar ständig von Attraktionen beeinflusst werden. Die Eigenart unseres Purzelbaumschlagens würde in den Städten der Erdlinge zu einer unsäglichen Purzelbaumerei führen, da auf den Straßen und Plätzen immer eine Vielzahl von Männern Purzelbäume ausführen würden, wenn eine attraktive Frau ihren Weg geht.

Unser Interesse richtete sich also darauf, wie die Erdlinge diese Attraktionen ausdrücken, da die uns so vertrauten Purzelbäume nicht nur auf Grund der engen räumlichen Bedingungen unmöglich wären, sondern auch aufgrund der üblichen Körperfülle der Erdlinge, die es ihnen vielleicht ermöglichen würde, sich herumzukugeln, aber nicht, einen Purzelbaum zu vollführen.

Die bereits erwähnte Eigenart, von einem Aktiva zu sprechen, es aber nicht auszuführen, also passiv zu sein, verbleibt zudem meistens im Zweideutigen. So werden beispielsweise keine Bänder benutzt, eine Frau wird auch nicht in irgendeiner Form angebunden, wenn davon die Rede ist, dass man mit ihr ‚anbandele'.

Die Redewendung stammt vermutlich aus vergangenen Zeiten, als man eine Kuh oder einen Ochsen ‚an band', um in seinen Besitz zu kommen beziehungsweise ihn zu behalten, nachdem man ihn gekauft hatte.

Der finanzielle Aspekt des Kaufens hat bei diesem ‚Anbandeln' zudem eine immer noch aktuelle Bedeutung. Die übliche Art ist dabei das Töten von Lebewesen.

Blumen werden die Lebensadern durchgeschnitten. Zusammengebunden werden sie der Begehrten überreicht, die sie dann in speziell dafür vorgesehen Behältnissen, von den Erdlingen Vasen genannt, still verenden lässt.

Sofern die Begehrte diesen Opfertod der Pflanzen positiv annimmt, ist dann ein größeres finanzielles Opfer notwendig, ein größeres Töten. Alle lebenden Land- und Wassertiere stehen dafür zur Auswahl.

In speziell dafür lizensierten Räumen werden diese getöteten Tiere dann angebrannt und vor dem Paar zum gemeinsamen Verzehr aufgetischt. Im gemeinsamen Verzehr der angebrannten Land- und Wassertiere soll dann ein gemeinsames Empfinden hergestellt werden. Es gelingt nicht immer.

Sofern es nicht gelingt, war vermutlich das Begehren des Mannes so groß, dass die Frau zu recht empfand, dieser Mann betrachtete den Verzehr des getöteten Tieres nur als Vorstufe eines weiteren Genusses, indem er sie ‚zum Fressen gern habe', er sich folglich, nach dem Verzehr des Tierkadavers, ihrem eigenen Körper zuwenden würde.

Sofern es während dieser Phase der Attraktionsbekundung zu körperlichen Berührungen kommt, hat das Verhalten der Männer durchaus etwas gemeinsam mit der Art, wie ein Schlachter die Fleischqualität des Schweins prüft, das er zum Schlachten ausgewählt hat.

Unter anderem wohl auch aus diesem Grunde bekennen sich immer mehr Frauen zum Verzicht des Essens toter Tiere, sie nennen sich dann Vegetarier, essen allerdings außer dem Gemüse, von dem sie ihre Bezeichnung ableiten, auch Wassertiere. Es ist anzunehmen, dass sich darin die größere Verbundenheit der Frauen zum Wasser ausdrückt, denn Wassertiere werden in Wasser gekocht. Die Männer empfinden eine größere Verbundenheit zum Feuer. Landtiere werden vor dem Verzehr normalerweise angebrannt.

Wie dem auch sei, das gemeinsame Einfüllen der gleichen Materie in die Verdauungsorgane hat nicht immer den gewünschten Effekt. Die Kommission hat nicht verstanden, warum in diesem Zusammenhang nicht die weit verbreiteten Erzeugnisse der chemischen Industrie eingesetzt werden, die präzis erwünschte emotionale Effekte erzeugen können. Ihr Vorhandensein ist bekannt.

Möglicherweise liegt die Begründung in dem Bestreben, die Illusion einer verlorenen Natürlichkeit zu erhalten oder wiederherzustellen. So wird zwar einerseits akzeptiert, dass die Nahrungsmittel von der Lebensmittelchemie mit zahlreichen künstlich erzeugten Geschmacksstoffen angereichert werden, andererseits aber wird die Kenntnis dieser synthetischen Zusätze, die auf jeder Verpackung aufgedruckt sind, dann wieder negiert, indem die so präparierten Nahrungsmittel stets ohne Verpackung aufgetischt werden, um offensichtlich die Illusion ihrer Natürlichkeit zu erhalten.

Es handelt sich dabei vermutlich um den Mythos des Um-Seiner-Selbst-Geliebt-Werden. Was wiederum typisch für die Erdlinge ist.

Sie bemühen sich einerseits, Erfolg zu haben, Vermögen anzuhäufen, mit anderen Worten, sie legen größten Wert auf Äußerlichkeiten, wollen dann aber, andererseits, um ihrer selbst, aufgrund ihrer sogenannten INNEREN WERTE geliebt werden. Wäre diese Auffassung ehrlich gemeint, würden beispielsweise Priester

und Nonnen aller Religionen zu den begehrenswertesten Liebespartnern gehören. Das tun sie aber nicht.

Kurze, eindringliche Klingeltöne aus seiner Jackentasche ließen General Holloway aufschrecken. Noch halb in Gedanken bei dem Gelesenen zog er ein Handy aus der Tasche und öffnete die Abdeckplatte: „Ja!“

„Ach herrjeh! Hast du schlechte Laune, Brummbär?“ Die Stimme seiner Frau drang in Holloways Ohr.

„Nein, entschuldige, aber Hunger.“

„Kannst du dir nichts zum Essen kommen lassen?“

„Ich bin gerade in einem unser Archive und außer Magnetbändern gibt es hier nichts.“

„Wann wirst du zu Hause sein?“

„In spätestens einer Stunde. Wenn du etwas vorbereiten könntest, würde ich mich freuen.“

„Natürlich, Liebling.“

Damit war das Gespräch beendet. Holloway hatte sich nur mit halbiertem Interesse dem Anruf gewidmet. Seine Augen waren nicht vom Monitor abgewichen, er las weiter:

Wie dem auch sei, hinsichtlich des Gelingens des Zwecks des gemeinsamen Einfüllens der gleichen angebrannten Tierkadaver, ist dann von Erfolg zu sprechen, wenn es zum Austausch kleiner oder größerer Mengen von Bakterien zwischen den beiden Beteiligten kommt.

Bei dieser körperlichen Berührung, von den Erdlingen KUSS genannt, gilt als freundschaftlich der Austausch von etwa einer Million Bakterien, die in der ausgetauschten Speichelflüssigkeit enthalten sind. Als harmlos und nicht begehrlich gilt der sogenannte ‚trockene Kuss', bei dem nur unwesentlich Bakterien abgegeben werden. Als intensiv und lustvoll hingegen ein sogenannter ‚Zungenkuss', wobei sich die empfundene Intensität nach der Menge der ausgetauschten Schleimflüssigkeit richtet. Zehn Millionen Bakterien auszutauschen gilt im Allgemeinen als sehr lustvoll und intensiv.

Der grundsätzlichen Vorbemerkung entsprechend, dass die Erde ein Wasserplanet sei, gilt hier, je mehr Schleim, um so besonderer. Eine Grenze ist allerdings

offensichtlich dann erreicht, wenn der Eindruck entsteht, der jeweils andere würde 'sabbern'. Zu nass darf es offensichtlich auch nicht werden, da die Erdlinge sich sehr viel darauf einbilden, Landlebewesen zu sein – sie behaupten normalerweise, ihre Ahnen seien von den Bäumen heruntergestiegen – und nicht gerne daran erinnert werden, dass auch sie selbst dem Wasser entstammen und die Fische zu ihren entwicklungsgeschichtlichen Vorläufern gehören.

Was dann nach dem Austauschen von Mundschleimflüssigkeit weiter zwischen den begehrlichen Erdlingen passiert, entzieht sich leider der Kenntnis der Kommission, da die Erdlinge sich dazu hinter verschlossene Türen zurückziehen und das Licht der Öffentlichkeit scheuen.

Dem Hinweis eines Informanten, sich in speziellen Kinos ‚schmutzige' Filme anzusehen, dann würden wir erfahren, was hinter den verschlossenen Türen passiert, ist die Kommission zwar gefolgt, kann sich aber nicht vorstellen, dass das, was in diesen Filmen gezeigt wird, das Gesuchte ist, denn erstens ist es immer dasselbe, was in diesen Filmen gezeigt wird, und zweitens, warum sollten sich die Erdlinge etwas im Kino ansehen oder vorführen lassen, was sie bereits kennen und auch selber machen?

4

"Hallo, Professor Holloway!"

Unwillkürlich zuckte Holloway zusammen. Er war nicht nur im Lesen versunken gewesen, es war auch ungewohnt für ihn, ohne seinen militärischen Dienstgrad angesprochen zu werden.

Winslow stand neben ihm und hielt ein Magnetband in der rechten Hand. Er legte die große Spule auf den Arbeitstisch und streckte dann Holloway zur Begrüßung seine Hand entgegen: „Herzlich Willkommen in den Katakomben!"

Der General, der automatisch militärisch grüßen wollte, gab dem freundlich lächelnden Winslow überrumpelt die Hand.

Die beiden Männer ließen ihre Hände wieder los, Winslow, der kurzzeitig erstaunt ausgesehen hatte, nickte seinem Vorgesetzten fröhlich zu: „Stimmt. Gegen Freundlichkeit gibt es keine Verteidigung."

Holloway schluckte. Woher wusste dieser Mensch, was er gerade eben gedacht hatte?

„Sie sollten einmal die Erzählungen von Edgar Allen Poe lesen. Darin erklärt er sehr plausibel, dass Sie immer dann, wenn sie den Gesichtsausdruck ihres Gegenübers nachahmen, auch das denken, was ihr Gegenüber gerade denkt."

„Ach so! Literatur wird leider auf der Militärakademie nicht gelehrt. Auch in meinem Physikstudium war davon nicht die Rede. Ich dachte schon, Sie hätten telepathische Fähigkeiten!"

„Würde ich mich dann hier durch die Archive graben? Wie ein blinder Maulwurf auf der Suche nach köstlichen Mohrrüben?"

Holloway entspannte sich, als er den jungen Mann vor sich betrachtete. Mit seinen blonden Haaren, der frischen Gesichtsfarbe und dem interessierten, offenem Blick hatte der nun wahrlich keine Ähnlichkeit mit einem Maulwurf.

„Ich glaube, Sie haben eben sich selbst einen Spitznamen gegeben, Sie, ‚unser Maulwurf'."

Holloway musste selber darüber lachen. Dann wurde er wieder halbwegs ernst: „Und, was die köstlichen Mohrrüben anbelangt", er deutete auf den Monitor: „Schon erfolgreich gewesen?"

„Ach, das da?" Winslow zuckte mit den Schultern. „Ich bin mir noch nicht sicher, ob mein Entschlüsselungsprogramm korrekt arbeitet."

„Sie meinen, wegen der seltsamen Sprachwendungen?"

„Nein deswegen eigentlich nicht. Es ist bei Entschlüsselungen und Übersetzungen fremdsprachlicher Texte immer das Problem, das Sie immer dann, wenn der Text aus einem anderen kulturellem Zusammenhang entstammt, in diesem Text Beschreibungen verwendet werden, die eigentlich nur in dem anderen kulturellen Kontext verstanden werden können, die Sie aber dann, um ihn in dem eigenen Kulturzusammenhang verstehen zu können, tatsächlich über-setzen müssen."

Holloway versuchte zu verstehen, was er eben gehört hatte.

„Sie meinen also, dass der Text da auf dem Monitor einer anderen Kultur entstammt als unserem eigenen Kulturkreis, Sie ihn sozusagen verständlich gemacht haben, ohne seine Fremdheit zu sehr zu glätten."

Winslow nickte: „Ja, so kann man es beschreiben."

Der Generalmajor räusperte sich: „Ich habe mir die Wartezeit vertrieben, indem ich schon mal etwas gelesen habe. Ich habe den Eindruck, der Text hatte keinen eigentlichen Anfang und keinen richtigen Schluss."

„An dem Problem arbeite ich gerade. Die Parabolantennen, die fest installiert sind, tasten den Weltraum in der Drehbewegung der Erde ab, das heißt, sie registrieren immer nur jeweils Ausschnitte eines Gesamten."

„Das war mir noch gar nicht klar." Holloway dachte laut nach: „Sie meinen, wenn man es mit einer Salami vergleicht, dann haben wir von der ganzen Wurst also immer nur dünne Scheiben abgeschnitten, wobei die Abstände zwischen diesen dünnen Scheiben durch die Erdumdrehung festgelegt ist."

Er kniff erstaunt zu Augen zusammen: „Aber das heißt ja, wenn die Salami vierundzwanzig Stunden lang ist, dann schneiden wir sozusagen nur die hauchdünne Scheibe einer Sekunde pro Wurst ab!"

„Sehen Sie, genau das ist mein Problem! Es werden nur Fragmente sein, aus denen wir dann versuchen müssen, auf einen Gesamtzusammenhang zu schließen. Um es musikalisch auszudrücken: Wenn Sie einen kontinuierlichen Dauerton hören, reicht eine Sekunde, um den Ton zu identifizieren, exakt zu bestimmen. Wenn Sie aber aus einer Symphonie, immer im Zeitversatz, nur einen einzigen Takt hören, ist es ein schwieriges Unterfangen, daraus auf die ganze Symphonie Rückschlüsse zu ziehen."

Holloway grübelte: „Ich verstehe schon, was Sie meinen, auch wenn mir mein Beispiel mit der Salami anschaulicher ist. Wenn in meiner dünnen Scheibe kein Fett vorhanden ist, woher weiß ich dann, ob es sich insgesamt nicht um eine sehr fettige Salami handelt?"

Nun musste Winslow lachen: „Sie haben nicht zufällig Hunger, Herr Professor?"

Verwirrt blickte Holloway ihn an: „Woher wissen Sie denn das schon wieder? Ich habe tatsächlich noch nichts zu Abend gegessen."

„Weil man normalerweise aus den Beispielen, die ein Mensch auswählt, um sich etwas anschaulich zu machen, auf seine Gestimmtheit schließen kann. Wenn Sie also an das Beispiel der Salami denken, dann..."

„... ist es sehr plausibel, dass ich Hunger habe."

Der General blickte Winslow nachdenklich an.

„Junger Mann, haben Sie zufällig Interesse an psychologischer Kriegsführung? Ich habe da ein Projekt..."

Auf Winslows Gesicht breitete sich ein Lächeln aus, das Holloway verstummen ließ.

„Vielen Dank für Ihr Angebot. Falls sich dieses Projekt hier als nicht sinnvoll erweist, komme ich gerne darauf zurück."

„Nun gut!", Holloways Blick war zu dem Bildschirm zurückgekehrt: „Sagen Sie mal, Winslow, haben Sie eigentlich schon die Quelle dieses Textes feststellen können?"

„Daran arbeite ich gerade."

Er verstummte, suchte nach den richtigen Worten. „Vielleicht kann ich Ihnen morgen schon mehr sagen, denn im Augenblick war ich gerade dabei, um in Ihrem Beispiel zu bleiben...", dabei deutete er auf das große Magnetband, das er auf dem Arbeitstisch abgelegt hatte, „eine neue Salami zu holen und zu versuchen, die richtige dünne Sekunden-Scheibe darin zu finden."

„In Ordnung. Haben Sie schon Hinweise, ob es sich um eine außerirdische Intelligenz handeln kann?"

Winslow schien in Gedanken schon woanders zu sein: „Mmh. Sie haben doch den Text gelesen..."

Lachend fasste der General ihn an der Schulter: „Sie haben Recht. Der Text lässt nicht gerade auf Intelligenz schließen."

Fest umfasste seine Hand die Schulter von Winslow. Heiser, in einem beschwörendem Ton, sprach er zu seinem jungen Kollegen: „Winslow! Wenn die Astronomen und Astrophysiker uns schon mehrfach vorgerechnet haben, dass es unter den Milliarden Sternen des Universums Hunderttausende geben muss, nein, geben wird, die Leben und Intelligenz tragen können...", er schien nur noch zu sich selbst zu sprechen: „Warum sind wir dann so allein? Warum spricht niemand von denen mit uns? Sagt einfach ein ‚Hallo'?"

Holloway verstummte, lächelte unbeholfen, als hätte er zuviel von sich selbst erzählt, was niemand zu wissen brauchte.

Dann trat er entschlossen einen Schritt zurück, reichte Winslow die Hand zum Abschied: „Nun gut,... Sie Maulwurf. Ich werde mich jetzt mal ums Essen kümmern. Und von Ihnen bekomme ich morgen...“, er zwinkerte Winslow zu: „eine dünne Scheibe?“

„Ich will versuchen, die Sekunde zu finden.“

Generalmajor Holloway wusste in seiner professoralen Eigenschaft, dass er seinen kreativen, wissenschaftlichen Zivilisten nichts befehlen konnte. Die würden es dann möglicherweise fertig bringen, einfach wegzugehen. Er brauchte solche Leute wie diesen Winslow, insbesondere wenn der sozusagen kostenlos arbeitete. Also ließ er ihn an einer langen Leine laufen. An einer sehr langen Leine.

Freundlich verabschiedete er sich: „Viel Glück!“

Damit war Winslow wieder allein.

5

Frühmorgens ging Winslow nach Hause. Diese Zeit zwischen vier und fünf Uhr waren seine Lieblingsstunden. Die Sonne war bereits aufgegangen, die Luft erwärmte sich allmählich. Die kühlere Luft der Nacht durchwebte sich mit den warmen Fäden der Sonnenwärme. Die Luft war noch so frisch, dass er tief durchatmete.

Die Menschen schliefen noch, die meisten öffentlichen Verkehrsmittel standen noch in ihren Depots. Wenn nicht manchmal ein Nachtbus oder Lastwagen, die frische Milch oder die Tageszeitungen auslieferten, auf den Straßen an ihm vorüberfuhren, hätte er annehmen können, dass die Stadt unbewohnt sei.

Winslow dachte darüber nach, was er zuletzt in dieser Nacht auf seinem Monitor gelesen hatte:

Wie bereits anfangs schon erwähnt, ist die Zahl der Bewohner dieses Planeten erschreckend hoch. In dem letzten Besuchsbericht, seitdem nur 500 Sonnenumdrehungen dieses Planeten vorüber sind, wurde noch davon berichtet, wie ausgeglichen die Erdlinge mit der sie umgebenden Materie lebten, wie sie in einer kulturellen Gewissheit des Lebens und Sterbens, des Leidens und des Glücks lebten.

Auch sie selbst waren Teil einer natürlichen Regulierung des Zuwenig und des Zuviel. Gab es reichlich Nahrung, wuchs die Zahl der Bevölkerung, gab es weniger, dann regulierten Seuchen und Epidemien die Zahl auf das natürliche Verhältnis zurück. Wenn für den Ausgleich zwischen denjenigen, die sehr viel hatten, und denen, die wenig hatten, keine Seuchen als Regulierung auftraten, dann behalfen sich die Erdlinge, indem sie Kriege führten und auf diese Weise ein neues Gleichgewicht herstellten.

Eine Entwicklung, die sich bei den Erdlingen ‚naturwissenschaftlicher Fortschritt' nennt, hat diese Balance aus ihrem Gleichgewicht gebracht. Diese Entwicklung hat erstaunlicherweise keine Vorstellung davon, dass die Idee, einen natürlichen Zusammenhang zu verändern, und sei es mit den besten Absichten, dann auch erfordert, ein neues Gleichgewicht herzustellen. Ein neues Gleichgewicht wirtschaftlicher, kultureller und ethischer Normen. Das ist nicht erfolgt.

Es bestand beispielsweise ein kulturelles Gleichgewicht zwischen Wirtschaftsform, der Zahl der geborenen Kinder, der Säuglingssterblichkeit und der kulturellen Tröstung: ‚Wen die Götter lieben, den holen sie früh zu sich'.

Das verständliche Bestreben, Leben zu erhalten und gerade das Sterben von Kindern zu verringern, hatte zwar den gewünschten Erfolg, brachte aber damit eine neue Situation zustande, dass diese überlebenden vielen Kinder nur unzureichend ernährt werden konnten. Eine Tatsache, für die es weder eine Erklärung noch eine Tröstung gab. Die Kinder waren gezwungen, ihre Familien zu verlassen, es begann die Notwendigkeit einer zerstörerischen Landwirtschaft.

Aus derartigen unzusammenhängenden Eingriffen entstand kein neues Gleichgewicht.

Wie ein Mensch, der immer dicker wird, und der sich dann keine größere Bekleidung näht, unter den Bedrückungen seiner zu engen Kleidung leidet, letztendlich erlebt, dass seine Körperfülle die Nähte aufreißt und die Kleidung zerstört. Schließlich wird er nackt dastehen, nur notdürftig durch die Reste der zu engen Kleidung beschützt.

6 Winslow fröstelte trotz der warmen Sonnenstrahlen. Er war froh, zu Hause angekommen zu sein.

Mit der flachen rechten Hand berührte er eine Sensorplatte neben der Wohnungstür, die eher wie ein Lichtschalter aussah, kurz aufleuchtete, dann öffnete sich die Tür und er betrat die Wohnung.

Immer wieder musste er lächeln, wenn er daran dachte, wie seine Nachbarn sich immer wieder damit abmühten, ihre Schlüssel zu finden, aufzuschließen, zuzuschließen, die Schlüssel bei sich zu tragen, sich die Kleidertaschen damit auszubeulen, sich mit zusätzlichen Taschen zu beschweren, in denen sie dann diese Schlüssel mit sich umher trugen, nicht ohne Furcht, sie zu verlieren oder, dass sie ihnen gestohlen werden konnten.

Winslow verstand sich als faul.

Da seiner Meinung nach nur faul sein konnte, wer auch intelligent war, hatte er sich diesen Sensor bauen lassen, der ihm die ganze Schlüsselei ersparte.

Mit einem leisen: „Guten Morgen, Vivian!“, strich er seiner Kollegin zärtlich eine Haarlocke aus dem Gesicht.

„Osgood!“ Sie öffnete erst einmal nur ein Auge: „Bist du gut voran gekommen?“

„Wenn wir weiter so erfolgreich sind, werden wir morgen damit endlich fertig sein können.“

Winslow spürte seine Müdigkeit, hätte zu gerne seinem Wunsch nachgegeben, zu Vivian unter die Decke zu gleiten. Aber, er musste sich selber ermahnen, erst die Pflicht.

„Hast du die Überarbeitung abschließen können?“

Vivian öffnete nun auch das andere Auge und gähnte: „Meinst du, ich würde sonst im Bett liegen können?“

„Entschuldige bitte, aber anscheinend bin ich etwas nervös. Holloway tauchte heute Nacht überraschend auf.“

Mit wenigen Sätzen erzählte er ihr den Verlauf des Besuches.

Vivian hatte sich aufgerichtet, deutete auf den Monitor, der neben dem Schreibtisch stand: „Unter ARES\HIRN\2V findest du die Überarbeitung. Während du liest, mache ich uns etwas zu Trinken."

Sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als Osgood Winslow bereits am Monitor saß und las:

Die Organisationsprinzipien der erdlichen Gesellschaft entsprechen im Allgemeinen der Persönlichkeitsstruktur der Erdlinge und diese wiederum ihrer Gehirnstruktur.

So wie das Gehirn der Erdlinge in Stammhirn, Zwischenhirn und Großhirn unterteilt ist, wird zwischen animalischen Instinkten und kultureller Intelligenz unterschieden. Der stammesgeschichtlich älteste Teil, das Stammhirn, steuert dabei die grundlegenden Bedürfnisse der Erdlinge als Lebensprinzipien, während der jüngste Teil, das Großhirn, die kulturelle Intelligenz verwaltet.

Nicht nur, dass das Großhirn in seiner Kapazität nur zu einem geringen Teil genutzt wird – was allein schon ein Hinweis auf die geringere Bedeutung der Intelligenz ist – sondern auch die Tatsache, dass die Lebensprinzipen des Stammhirns den Erdling in Gestimmtheiten versetzen, die ihn immer wieder in Widerspruch zu seiner kulturellen Intelligenz bringen, kann als typisch betrachtet werden.

Der Gestimmtheit ‚Hunger' und seiner Befriedigung durch ‚Essen!', steht entgegen, dass diese Befriedigung kultiviert nur unter der Beachtung einer Anzahl von Regeln erfolgen dürfe. Das ‚Essen!' darf nicht gestohlen werden, es muss gesäubert sein, man darf sich nicht dabei beschmutzen, und so weiter, und so weiter.

Wird die Gestimmtheit zu stark, setzt sie sich aber über jede kulturelle Regel hinweg und befriedigt erst einmal dieses Bedürfnis.

Die einfache Folge davon ist ein so genanntes ‚schlechtes Gewissen', in dem das kultivierte Großhirn bestürzt, empört, oder beleidigt ist, dass sich das archaische Stammhirn wieder einmal durchgesetzt hat.

In seiner gesellschaftlichen Organisation werden die kulturellen Regelungen des Großhirns – Gesetze, Verwaltung, Regierungen, allgemein gesagt, alle Regelungen, friedlich mit anderen Erdlingen zu sein – nur solange beachtet und geachtet, soweit die stammhirnlichen Interessen von Nahrung, Behausung und Bekleidung gewährleistet sind.

Weitere Differenzierungen könnten genauere Zusammenhänge und Widersprüche aufzeigen, würden aber über den beschreibenden Rahmen der Berichte hinausgehen.

Um nur ein Beispiel anzudeuten: Die militärischen Einrichtungen gehören nicht zum Großhirn einer Gesellschaft, sie sind im Zwischenhirn angesiedelt, das seine Nähe zum Stammhirn dadurch zeigt, dass es prinzipiell nicht bereit ist, sich den Intellektualitäten des Regierungsgroßhirns unterzuordnen, sondern immer wieder eigene Regelungsprinzipien entwickelt, die nicht unbedingt als kultiviert anzusehen sind.

Die häufige Missachtung der Großhirnaufgaben der Regierung verweist außerdem auf die Einschätzung, dass die Amtsträger, die im Rahmen der Regierung die intellektuellen Steuerungsaufgaben ausführen, in der Regel nicht zu den intelligenteren Erdlingen gehören.

Der Widerspruch, dass die Funktion des Großhirns in der Gesellschaft häufig eben nicht von den Intelligenteren wahrgenommen wird, sondern normalerweise Intelligenz ein Hinderungsgrund dafür ist, in diesen Zentralen beschäftigt zu werden, verweist auf das Auseinanderklaffen zwischen Geltung und Tatsächlichkeit.

Vivian stellte eine Tasse auf den Tisch neben den Monitor, begann Winslow den Nacken zu massieren. Er hielt ihre Hand zärtlich an: „Warte noch etwas, sonst kann ich mich nicht auf den Text konzentrieren." Er las bereits weiter:

Die Erdlinge, in den von ihnen selbst ‚zivilisiert' genannten Kulturen, haben den Widerspruch zwischen ihrer heutigen Wirklichkeit und ihren Wertenormen, die sich seit 500 Sonnenumdrehungen nur marginal verändert haben, nicht auflösen können.

Wie in dem letzten Bericht ausführlich erläutert wurde, lebten die Erdlinge damals in größeren Gemeinschaften, konnten normalerweise weder lesen noch schreiben und hatten weder systematische Einsicht in Naturzusammenhänge noch Kenntnisse ihrer eigenen Bedingtheit. Dementsprechend bestand ein Gleichgewicht zwischen ihrer Unwissenheit, ihrem Leben in Gemeinschaften und einem Wertesystem, das als RELIGION bezeichnet, jeglicher äußerer Kritik entzogen war und diesen Erdlingen Gewissheit gab. Gewissheit des Woher, des Wohin, des Wozu ihres Daseins.

Diese Gewissheit, diese Geborgenheit haben sie seitdem verloren gegangen.

Die Erkenntnisse ihrer Großhirne einerseits, die ständige Verletzung dieser Werte andererseits, haben die Gewissheit in einen Bereich des Glaubens abgedrängt, zu dem das Großhirn keinen Zugang mehr hat.

Die frühere Geborgenheit haben sie verloren, indem sie aufgrund ihrer wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen, die sie selbst als ‚befreiend' betrachten, das Leben in größeren Gemeinschaften aufgegeben haben und nun vereinzelt, als Individuum, hilflos in der Welt stehen, sich verzweifelt an einen einzigen anderen Menschen klammern. Sie nennen zwar selber diese Gemeinschaft zweier Menschen EHEBUND und fordern darin die MONOGAMIE, erkennen aber nicht, dass eben dieses Wort tatsächlich ‚Einzelspiel' bedeutet.

Die Erdlinge haben es noch nicht vermocht, neue Gemeinschaften zu entwickeln, die ihnen eine intellektuelle, emotionale Geborgenheit verschafft, die den Möglichkeiten ihres Großhirns entspricht.

Winslow rieb sich müde die Augen, stellte die Schrift auf dem Monitor größer ein.

Hinsichtlich der Abgabe des Zehnten an den Grundherrn, wie es zur Zeit des letzten Berichtes noch üblich war, ist eine analoge Veränderung zu berichten.

Anstatt der Grundherr, heute HAUSBESITZER genannt, die Abhängigen, die sich heute MIETER nennen, auf seinen Ländereien arbeiten lässt, arbeiten diese Abhängigen bei anderen Lehnsherren, die sich heute ARBEITGEBER nennen und erhalten dort eine vereinbarte Menge Geld, von dem sie dann ein Viertel bis zu einem Drittel (!) ihrem Hausbesitzer geben.

Diese Abhängigen haben zwar mehr Rechte als in der Vergangenheit, dafür zahlen sie offensichtlich auch diesen großen Teil ihres Einkommens, aber seltsamerweise hat der Hausbesitzer weniger Pflichten als der frühere Lehnsherr, obwohl er doch einen viel größeren Anteil ihres Arbeitseinkommens erhält.

Mit anderen Worten: In dem normalen Arbeitsleben eines Erdlings von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren arbeitet er zwölf bis siebzehn Jahre ausschließlich für diesen Hausbesitzer.

Informanten berichteten uns, dass vor etwa dreihundert Jahren das bis dahin geltende überlieferte Gleichgewicht des ‚do ut des' - ‚ich gebe, damit du gibst' - durch das individuelle Prinzip der anonymen Bereicherung abgelöst wurde.

Die Erkenntnis des Individuums – ‚Ich denke, also bin ich = allein' – hat gleichzeitig die Fesseln aber auch die Bindungen der Gemeinschaft abgeworfen. Die Lebensweise, nur mit anderen zusammen mehr erreichen zu können, hat sich dahingehend verändert, auf Kosten anderer immer reicher zu werden.

Wie die Erkenntnis der Individualität Anlass dieser Bereicherung wird, so ist die Ökonomie der Wirtschaft und der Gesellschaft dann der Motor für die weitere Vereinzelung, die in ihrer Konsequenz die Individualität in der standardisierten Gesellschaft vernichtet.

Ein Beispiel: In einer Gesellschaft, die in Wirtschaftsgemeinschaften von zehn bis zwanzig Menschen organisiert ist, braucht jede dieser Gemeinschaften eine Waschmaschine. In einer Gesellschaft, die sich in als Einzelne organisiert, braucht jeder eine Waschmaschine. Da die Maschine in der größeren Gemeinschaft häufiger gebraucht wird, hat sie entsprechend einen größeren Nutzen als hinsichtlich des Einzelnen, der sie nur selten benutzt. Das Prinzip: wenig Aufwand (eine Maschine) und großer Nutzen (zehn- bis zwanzigfach) wird abgelöst durch das Prinzip: viel Aufwand (zwanzig Maschinen) und wenig Nutzen (einfach).

Die Logik der individuellen Bereicherung hat somit zur Grundlage, den größten Aufwand mit dem geringsten Nutzen zu verbinden.

Wenn alle Haushalte endlich eine Waschmaschine besitzen, muss man gesellschaftlich damit beginnen, die Haushalte zu verkleinern, damit wieder wirtschaftlich mehr Haushalte vorhanden sind, die eine Waschmaschine brauchen ... und die Waschmaschinen müssen standardisiert sein, damit sie kostengünstig hergestellt werden können ... so hat dann schließlich jedes intelligente Individuum eine standardisierte uniforme Waschmaschine.

„Ich danke dir, Vivian!“ Winslow schlürfte genussvoll die heiße Flüssigkeit, die seine Sinne belebte.

„Sind Joanne und Adrian schon zurück?“

Viviane drückte sich gegen Winslow, rieb seine Schläfen mit ihren warmen Händen.

„Sie werden in etwa einer Stunde hier sein.“

Ihr Druck wurde langsam stärker.

„Zeit für uns, noch etwas zusammen zu liegen.“

Winslow streckte sich genussvoll.

„Ich muss nachher auch noch zu Holloway. Ich soll ihm berichten."

7

Holloway beugte sich interessiert nach vorne: „Und worin besteht nun Ihre Arbeitsweise?"

„Ich habe die jeweiligen Berichtsfragmente aus den alten Magnetbändern und den neueren Plattenspeichern elektronisch ausgeschnitten und sie auf die Datei ARES übertragen."

„Sie haben sie...", Holloway glaubte nicht richtig gehört zu haben: „ausgeschnitten? Wollen Sie damit etwa sagen, dass wir jetzt in den Bändern und auf den Plattenspeichern lauter Löcher haben?"

Winslow konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Es war offensichtlich, dass Holloway immer noch einer technisch völlig veralteten Lochkarten-Generation angehörte.

„Nein, nein! Ich kann Sie beruhigen. Das elektronische Ausschneiden bedeutet nur, dass man diese Daten von ihrem ehemaligen Speichermedium herunterkopiert, in einem Zwischenspeicher aufbewahrt und dann in eine neue Datei einfügt."

Holloway runzelte die Stirn.

„Wenn ich das richtig verstehe, dann haben Sie ohne meine Erlaubnis Daten von den alten Bändern gelöscht?"

Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete er Winslow. Dann holte er Luft: „Schwamm drüber. Die hat sich sowieso noch niemand bisher angesehen und wenn Sie da ein bisschen aufgeräumt haben und alles hier in dieser Kiste drin zusammengepackt ist...", dabei klopfte er an seinen Monitor, „dann haben Sie, und damit wir, schon einen erfolgreichen Schritt getan."

Winslow nickte bestätigend: „Ich denke schon, dass meine Arbeit erfolgreich sein wird."

„Aber sagen Sie mal, Winslow, Sie wollten mir doch heute noch ein Scheibchen der gefundenen Texte zeigen?"

„Augenblick, Herr Professor...“, Winslow kam um den Schreibtisch herum, tippte auf der Tastatur eine Buchstabenfolge ein, auf dem Monitor wurden Textzeilen sichtbar:

Eine der seltsamsten Veranstaltungen, die wir persönlich erleben konnten, nennt sich in der Sprache der Einheimischen OPER. Der Zweck dieser Veranstaltung hat sich uns noch nicht vollständig erschlossen. Es geht dabei anscheinend darum, dass mehrere Hundert oder sogar Tausende von Erdlingen sich in abgegrenzten Häusern oder Orten versammeln, um zu sehen und zu hören, wie sich wenige andere Menschen unter Mühen und Qualen den Odem aus den Atmungsorganen herauspressen. Diese Wenigen, deren Herauspressen von den Einheimischen als SINGEN bezeichnet wird, schwitzen dabei, bekommen rote Gesichter und haben offensichtlich große Mühe, das Gewünschte zu erzeugen. Wer sich von diesen Wenigen am meisten gequält hat, wird mit dem größten Lärm belohnt, indem die Versammelten ihre offenen Handflächen derart flach aufeinander schlagen, dass Knallaute entstehen. Alle Anwesenden haben offensichtlich großen Spaß daran.

Nicht nur die besonderen Orte, zu denen der Zugang beschränkt ist, da nur Einheimische mit bestimmten Papieren den Zugang erhalten, spricht unseres Erachtens dafür, dass es sich bei diesen Veranstaltungen um etwas handelt, was der Mehrzahl der Einheimischen verschlossen bleiben soll, sondern auch die Tatsache, dass von den Herrschenden ein Mehrfaches des Geldes auf diese Eingangspapiere bezahlt wird, als es die Papierbesitzer selber tun, um dieses Eingangspapier zu erhalten.

Dieses, wie die Erdlinge es bezeichnen, ÖFFENTLICHE INTERESSE hat die Kommission nicht verstehen können, da die meisten Einheimischen, aus deren Zwangsgeldern die Herrschenden das zuschüssliche Geld für das Leiden dieser Minderheit nimmt, nicht nur von diesen Orten ausgeschlossen bleiben, sondern schlichtweg kein Interesse dafür haben.

Im vorangegangen Kommissionsbericht könnten wir lesen, dass derartige Veranstaltungen ebenfalls an geschlossenen Orten stattfanden, zu denen der Zugang reglementiert war. Allerdings hießen diese speziellen Orte in dem damaligen Kommissionsbericht KLÖSTER und die Herauspresser, die heute SÄNGER genannt werden, wurden damals von den Erdlingen als MÖNCHE bezeichnet. Der Zweck der Veranstaltung unterscheidet sich allerdings dadurch, dass erstens die damals weiteren Anwesenden ebenfalls Luft aus ihren Atmungsorganen herauspressten, also nicht nur einfach bequem zuschauten, wie sich die Anderen abquälten, und zweitens, dass die Erdlinge sich damals zur Ehre eines Unsichtbaren, das

sie GOTT nannten, abquälten. Sofern es heute auch um Gottes Willen geschieht, ist den Kommissionsmitgliedern nicht deutlich geworden, um welchen Gott es sich dabei handelt.

Das mag möglicherweise mit dessen Unsichtbarkeit zusammenhängen, denn auch die Gotteshäuser sind leer. Der Hinweis, dass es sehr viele Häuser dieses Gottes auf der Erde gibt, wobei Schätzungen besagen, dass es sich um mehr als hunderttausend handelt - wobei zu fragen ist, warum braucht dieses Wesen so viele Häuser - erklärt allerdings, warum er nicht anwesend sein kann.

Wäre er jeden Tag nur in einem anderen seiner Häuser und man könnte ihn dann dort treffen, hätte ein normaler Erdling nur an sechs Stunden während seines gesamten Lebens die Chance, den HausHERRN dort anzutreffen, also genauer gesagt, er hat kaum eine realistische Möglichkeit, ihn dort tatsächlich anzutreffen.

Dem würde entsprechen, dass es zu Zeiten, als er weniger Häuser hatte, diese auch nicht so leer waren. Er teilt somit das Schicksal der Erdlinge, die etwas überhaust sind und die Kosten für das Personal dieser zu vielen Häuser nicht mehr aufbringen können. Folglich müssen sie dann die meisten ihrer Häuser leer stehen lassen.

Wie uns berichtet wurde, wartet ein normaler Erdling, von seiner Geburt an gerechnet, etwa achtzehn Jahre lang, dass ihm dieser HERR begegnet, dann steckt er es auf und glaubt nicht mehr daran.

Das verweist auf andere Informationen, die besagen, dass nur an einem Tag der Woche der TAG DES HERRN sei, die anderen sechs Tage arbeitet er anscheinend woanders, was dann die Chancen eines normalen Erdlings, diesen HERRN zu treffen, auf eine sehr ungünstige Quote verschlechtert.

Der normale Erdling müsste dann etwa zweihundert Jahre alt werden, um diese Chance der sechs Stunden überhaupt zu haben. Und auch dann noch wäre die Quote 73.000 : 1, dass er tatsächlich zugegen ist.

Bekanntlich werden die Erdlinge keine zweihundert Jahre alt.

In einem normalen Erdleben von 80 Sonnenzyklen verringert sich die Chance, den HERRN in einer bestimmten Minute zu treffen, auf die Quote von 42.048.000 zu 1, und wenn ein Erdling, der dem HERRN begegnet, von einem WUNDER spricht, wen wundert's...

Professor Holloway lehnte sich mit einem unmissverständlich konsternierten Gesichtsausdruck in seinem Sessel zurück.

„Blasphemie!“, schnaubte er.

Er sprach eher zu sich selbst, hatte anscheinend vergessen, dass Winslow neben ihm stand.

„Wie soll man denn eine Massengesellschaft organisieren, ohne dass über der notwendigen Hierarchie menschlicher Organisation ein höheres Prinzip besteht, das dem menschlichen Zugriff entzogen ist?“

Interessiert hatte Winslow zugehört. Er räusperte sich leise: „An welches höhere Prinzip denken Sie dabei?“

Holloway zuckte zusammen. „Natürlich an die Religion! An unseren Schöpfer und seinen uns gesandten, Fleisch gewordenen Sohn.“

„Von welcher Religion sprechen Sie?“

„Winslow! Natürlich meine ich das Christentum! Was denn sonst?“

„Es käme ja auch vielleicht der Buddhismus und der Islam in Frage. Vielleicht auch die Metaphysik der Mayas oder der Indianer?“

Holloway meinte offensichtlich, nicht richtig gehört zu haben. Er kniff die Augen zusammen, betrachtete seinen Mitarbeiter, als würde er ihn zum ersten Mal sehen: „Wollen Sie mich verarschen, wenn Sie von diesem ganzen heidnischen Zeug reden?“

Seine Augenlider zogen sich noch enger zusammen. Es war kein freundlicher Blick, mit dem er Winslow abschätzend taxierte: „Sagen Sie mal, wo sind Sie eigentlich aufgewachsen?“

Winslow lächelte und schien einen Punkt zu fixieren, der außerhalb des Raumes lag, in dem sie sich gerade aufhielten.

„Herr Professor General Holloway...“, so hatte er den Dienststellenleiter bisher noch nicht angesprochen, „Sie selbst in Ihrer Doppelfunktion als Professor und General stehen doch stellvertretend für das Großhirn und das Stammhirn dieser Gesellschaft. Ein seltener Glücksfall in Ihrer arbeitsteiligen Gesellschaft, in der schon die Kommunikation zwischen den verschiedenen Steuerungsebenen öfter blockiert ist.“

Holloway, dessen Stirnader äußerlich sichtbar angeschwollen war, fiel ihm ins Wort: „Worauf wollen Sie hinaus, Mann? Machen Sie's kurz. Und was reden Sie so distanziert von ‚Ihrer' arbeitsteiligen Gesellschaft? Sie sind auch ein Teil des ‚Großhirn' dieser Gesellschaft, wie Sie sich auszudrücken belieben!"

Winslows Blick schien von dem entfernten Fixpunkt zurückzukehren. Er betrachtete seinen Vorgesetzten. Ein kaum sichtbares Zucken in seiner Unterlippe veränderte sich zu dem Lächeln, mit dem ein Vater seinen bockigen kleinen Sohn nachsichtig korrigierte.

„Worauf ich hinaus will?... Und ich soll es kurz machen?"

Er suchte offensichtlich nach Worten.

„Nun gut. Wenn ich mir nicht sicher war, ob mein Gesamtbericht in seinen Einschätzungen und Schlussfolgerungen zutreffend ist, aus dem Sie nur ausgewählte, unkomplizierte Teile haben lesen dürfen, so haben Sie mir eben bestätigt, dass ich nichts Falsches über die Erdlinge berichten werde."

Holloway, der die gelassenen, freundlichen Worte Winslows als despektierlich empfand, dessen Stirnader immer stärker anschwoll, war bei dem Wort ‚Erdlinge' aufgesprungen. Er hatte tief Luft geholt, seinem aufsteigenden Ärger Volumen zu geben, doch in Sekundenbruchteilen stoppte seine Atembewegung. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Winslow war verschwunden.

Mit dem Gefühl, einer Ohnmacht nahe zu sein, setzte er sich langsam wieder auf seinen Schreibtischstuhl und hielt sich an der Schreibtischkante fest. Er musste etwas Materielles spüren, um nicht an sich selbst irre zu werden.

Verständnislos blickte er auf die Buchstaben, die auf der dunklen Glasscheibe des Monitors sichtbar wurden:

Abschließend kann nicht befürwortet werden, dass die Erdlinge in die Universale Föderation aufgenommen werden. Es muss sogar mit allen Mitteln vermieden werden, dass die Erdlinge überhaupt Kontakt zu der Föderation bekommen. Der Entwicklungsstand der Erdlinge ist noch so weit von einer vernünftigen Gesellschaft entfernt, dass jeder Kontakt nur Negatives bewirken würde, sowohl für die Erdlinge wie für die Föderation.

Es wird empfohlen, dass nach frühestens fünfhundert weiteren Sonnenumläufen dieses Planeten eine dritte Kommission die bis dahin erfolgte Entwicklung begutachtet und dem Rat ihre Empfehlung vorlegt.

ENDE / DATEI ARES / DATEI LÖSCHEN /.../ DATEI GELÖSCHT. □

Esoterra

Jetzt kommt das Sahnehäubchen der menschlichen Kultur: die Mystik und Esoterik, die ausschließlich dem menschlichen Geist, genauer gesagt dem weiblichen, vorbehalten sind. Sollte man meinen.

Ein suchender Mann kommt aus dem Land Esoterra zurück und schreibt seiner Freundin.

Liebe Rhandavadavi! Habe herzlichen Dank, dass du so schnell deine Zusage realisiert hast: der Umschlag mit dem ausführlichen Informationsmaterial kam heute an: ich habe mich gleich darin vertieft: du sagtest ja, ich solle mir etwas aussuchen, was du mir schenken könntest: damit ich ein besserer Mensch werde.

Zuerst habe ich einfach in den Schriften und Prospekten herumgestöbert: neugierig, was mich erwarten würde: Die Spiele der Sexualität hätten mich schon interessiert, aber dann stand im Untertitel Partnerschaft und Sexualität aus systemischer Sicht mit Prof. Peter Müller-Egloff.

Na ja, ich nehme mal an, dass der wahrscheinlich keine sexuellen Spiele organisiert – obwohl das Seminar zwei Tage dauert – sondern wortreiche Dauerreden hält. Allerdings könnte ich mich bei dem gleichen Professor ab Februar zum systemischen Paar- und Familientherapeuten ausbilden lassen: besondere Vorkenntnisse oder Qualifikationen braucht man offensichtlich nicht.

Das habe ich dann aber erst einmal beiseite geschoben: du meintest, ich solle etwas Erlebendes aussuchen.

So habe ich dann auch nicht das kostenlose Studienprogramm des Instituts Kappel aus Wuppertal angefordert, die mir ein Studium in didaktisch-pädagogisch aufbereiteten Studienlehrgängen bequem zu Hause offerieren. Und was man da alles werden kann: Baubiologe / Heilpraktiker-Tierheilpraktiker / Chinesischer Akkupunkteur / Psychotherapeut / Gesprächspsychologe / Beratender Kinderpsychologe / Reflexzonen-Masseur / Lehrer für Akupressur / Aromatherapeut / Bachblütentherapeut / Tarot-

Analytiker / NLP-Trainer / Schriftpsychologe / Anlitzdiagnostiker / Tierpsychologe.

Vielleicht sollten die mal mit dem Bundesarbeitsminister reden, dass der diese Kurse fördert, als immer nur diese Computerkurse der Bundesanstalt für Arbeit. Es gibt doch mindestens drei Millionen Hunde, vier Millionen Katzen in Deutschland und ganz bestimmt zu wenig Tierpsychologen.

Nach dem gleichen Kriterium habe ich dann auch die Hohe Schule der Astrologie im Fernstudium des Astrologisch-Psychologischen Instituts API in CH-Rümlang beiseite gelegt.

Ich schwankte dann, ob ich zum Mutterkorntanz – das ist eine Goa-Party im Schamanentakt – gehen sollte, oder am dreitägigen Wasserstimmenseminar von Stefan Heimers teilnehme – immerhin ist in den 150,- € auch eine Kurzeinführung ins Paddeln enthalten – war aber nicht entschieden, denn das im Tanzstudio Blumenau angekündigte Buddhadev Chattopadhyaya schien ein schönes Spiel mit Rhythmus und Energie zu sein – doch dann sah ich die Anzeige des Avatar Institut Hamburg: „Re Surfacing Teil I: Dein Selbst und Deine Präsenz Hier und Jetzt“ sind faszinierender als jedes „Konzept über Dich und die Welt“. Ich weiß zwar noch nicht, was das bedeutet, aber immerhin: „Avatar is a registered trademark of Star’s Edge Int.“ Oha!

Dann habe ich es aber doch sein gelassen, denn „Die Gesänge des Lotus-Meisters“ – das ist ein Herr Ling Yi, ein göttlicher Heiler des reinen Herzens – erschien mir erlebender. Und für mich als Arbeitslosen sollten die vier Tage der ehemals geheimgehaltenen Qi-Gong-Techniken ermäßigt nur € 150,- statt der normalen € 300,- kosten.

Doch dann wurde ich wieder schwankend: das erschien mir zu billig: ich wollte schon etwas Anspruchsvolleres.

Das Esalen Massagetraining des Toulouse Instituts e.V. erschien mir da angesagter: Das Ziel dieser sanften Körperarbeitstechnik ist es, durch lange, einfühlsame Streichbewegungen dem Massagepartner einen Grad der Entspannung zu ermöglichen, bei dem er/sie in tiefen Kontakt zu sich selbst kommen kann. Und: Vorerfahrungen sind keine Teilnahmebedingung. Das klingt doch gut, nicht wahr: Man muss dann einen Einführungskurs buchen (2 Tage für € 170,-), und darf dann an der Ausbildung teilnehmen (10 Tage für € 1.600,-). Sympathischerweise gibt es auch keine

Ermäßigungen, denn das passt doch nicht: Sozialtarife für Entspannung oder Erleuchtung?

Allerdings wurde ich dann wieder stutzig: für diese Ausbildung gibt es kein Diplom oder Zertifikat! Das kam mir dann so vor, als wollten diese Ausbilder sich aus ihrer Verantwortung stehlen, wenn es nicht einmal einen Zettel dafür gibt, dass man erfolgreiches Petting bis zum Orgasmus gelernt habe.

Da erschien mir die „Yogalehrer-Ausbildung in 4 Wochen Intensivtraining“ in allen Aspekten des Yoga und „Mit Zertifikat“ schon angemessener, allerdings standen da keine Preise dabei und es ist in 57641 Oberlahr – wo immer das ist.

Ob mir die Numerologie helfen könnte, diese geheimnisvolle Zahl zu entschlüsseln?

Wenn schon Yoga, dachte ich, dann doch lieber in der Umgebung Hamburgs: Im Himalaya-Institut für Yogawissenschaften und Philosophie e.V.? Immerhin ist dieser in einer wunderschönen alten Jugendstilvilla beheimatete Verein mit der S 1 nach Ahrensburg oder mit der Linie U 1 bis Ahrensburg-Ost bequem erreichbar.

Dann wurde mir jedoch allmählich immer deutlicher, dass meine Idee des Anspruchsvollen, die sich auf die Höhe der Teilnahmegebühr bezog, anscheinend völlig verkehrt ist: so steht es treffend in der Ankündigung für Fu & Zhou: „Professors Lehre ist eigentlich unbezahlbar, so wie man auch den Sonnenschein nicht kaufen kann.“ Der Seminar-Beitrag solle nur ein Ausdruck für Respekt sein, weitere herzliche Spenden seien immer willkommen.

Das habe ich dann allerdings auch wieder nicht verstanden, denn wenn der Beitrag eben dieser Ausdruck des Respekts sein soll, warum zahlen dann die Arbeitslosen, Schüler, Studenten, Wehrdienstleistenden und Rentner einen ermäßigten Beitrag? Haben die weniger Respekt?

Da erschien es mir schon sinnvoller, zum Anfang als Patient kostenlos (!) das Sat Nam Rayasan zu erleben, wenn die fortgeschrittensten Schüler des Meisters und Heiler Guru Dev Singh die Ausbildung leiten. Dharma Kaur (i.e. Emil Müller?) und Har Darshan Kaur (i.e. Liselotte Schulz?) werden die Ausbildung leiten.

Nun kam ich aber durcheinander: wofür sollte ich mich entscheiden: Für das Sat Nam Rayasan?, für Reiki oder Esalen-Massage?, für die Hawaii-Healing-Massage oder die Fußreflexzonenmassage?, für die Klangmassage nach Peter Hess oder das Tantra des Institus für Orgodynamik?

Was wäre sinnvoller: T'ai Chi, Shiatsu, Yoga, Hui Chun Gong, Qi-Gong, T'ai Chi Ch'uan oder Mudra?

Anscheinend muss man alles ausprobieren, um zu wissen, was man *nicht* braucht.

Brauchbar erschien mir die Hexen-Magie: Voraussetzung: Ein treuloser Liebhaber, der die Zauberkundige mies behandelt hat und nun seinen unwiderstehlichen Charme verlieren soll. Der Hexenspruch versaut ihm die Ausstrahlung und sorgt dafür, dass er anderen Leuten ebenso erbärmlich erscheint wie der Zauberin selbst.

Das Ritual: Man lege ein Kleidungsstück des Ex-Lovers auf einen flachen Untergrund. Darauf kommt sein Foto, auf das dreckiger Sand gestreut wird. Die vier Ecken des Kleidungsstückes werden mit schwarzem Garn zusammengenäht, dass ein Sack entsteht. Außen auf den Sack wird mit einem dicken, grünen Filzstift die hässlichste Kröte gemalt, die die Auszuführende zustande bringen kann. Das ganze muss dann über Nacht im Mondschein liegen. Am Morgen wird das Hexenstück in den Mülleimer geschmissen und der Zauber wirkt.

Das klang verlockend – aber leider konnte ich keinen Hinweis finden, dass es auch umgekehrt wirken würde: dass ich als Mann ebenso eine Krötin erzaubern könnte –, also wieder nichts.

Sind wir Männer die Gekniffenen?

Ich irrte durch die Seiten und blieb dann beim Inner Light hängen: Engel gibt es wirklich – hätte ich nicht gedacht – und die Frage, ob man den Meistern begegnen wollte? – was für eine Frage! Und dann: Gabriele Krüger – die einen da an die Hand und den Geist nimmt – ist nicht nur Dipl. Soz. Päd., sondern Meditationslehrerin, Reiki- und Arolo-Meisterlehrerin sowie Channel für die Engel und die Meisterebene!

Mann-O-Mann: Muss die gut drauf sein.

Dann stutzte ich: Alle Meister sind irgendwie schon verstorben: Osho starb 1991, Carlos Castaneda im Juni 1998, Maharishi. Irgendwie habe ich immer Gautama Siddhartha, genannt Buddha, vermisst. Vielleicht ist der schon zu lange tot?

Castaneda soll an Krebs gestorben sein. Hatte er kein Reiki erlebt?

Das wäre doch ganz einfach gewesen: Reiki – Der Weg zur Erfüllung. Ein 42-Tage-Programm zum Erreichen von Gesundheit, Liebe und Wohlstand. Und das ganze für nur € 9,80 / SFr 19,00!

Was für ein Programm: Die Reiki-Kraft, Reiki mit Edelsteinen, „Die Reiki-Hausapotheke, Rainbow-Reiki, Das Reiki-Feuer, u.v.a.m.: alles jeweils für € 9,80." Ist doch günstig?!

Und wenn der Meister nicht lesen konnte, dann hätte er doch zumindest die Musik: „Reiki – Light Touch" kaufen können. Immerhin eine der bestverkauften deutschen CDs und sie macht auch international Furore.

Wenn ihm das nicht gefallen hätte, wäre vielleicht aus Merlin's Magic-Serie die CD „Engel – Die himmlischen Helfer" passend gewesen: Diese Musik öffnet die inneren Tore zu den himmlischen Helfern. Mit einer Spielzeit von ca. 60 Minuten – man weiß ja nie so genau, wie lange es dauert, bis sich die himmlischen Tore öffnen.

Oder die „De Luxe Doppel - CD für Chakra - Meditation": immerhin eine akustische Reise nach innen zu den Zentren der Kraft! Dafür gibt es nicht nur die Musik sondern auch noch eine Buchbox mit Begleitheft - falls man alleine auf die Reise gehen will.

Doch ich schweife ab: wollte ich doch bei den naheliegenden Dingen des Lebens bleiben.

„Ohne Brille bis ins hohe Alter": 25. Auflage, 120 Seiten. Gerade wollte ich das schwergewichtige Büchlein bestellen, als ich stutzte: Carlos Castaneda trug eine Brille, ebenso wie Joachim-Ernst Behrendt – allerdings hatte der das ja auch eher mit den Ohren: Ich höre, also bin ich.

Das konnte es wohl also auch nicht sein.

Bevor ich mich entscheiden konnte, ob ich mich nun mit „Schamaismus und Die Kraft der Indianer" oder mit „Satanismus: Schwarze Rituale, Teufelswahn und Exorzismus" beschäftigen sollte, oder eher mit „Okkul-

tismus und Astrologie, Karma und Transformation“, oder Numerologie, oder mit Maria: „Botin spiritueller Weisheit“ – dachte ich dann, du könntest mir aus dem Bauer Verlag etwas schenken.

Der Bauer Verlag ist immerhin im 60. Jahr seines Bestehens und heute Marktführer auf unserem Gebiet.

Also: Ich hätte gerne: „Tarot kurz & praktisch, Farbtherapie kurz & praktisch, Meditation kurz & praktisch, Edelsteintherapie kurz & praktisch, Reiki kurz & praktisch, Feldenkrais kurz & praktisch, Pendeln kurz & praktisch, Autosuggestion kurz & praktisch, Runenübungen kurz & praktisch, Hildegard-Medizin kurz & praktisch, Ayurveda kurz & praktisch, NLP kurz & praktisch“ – dazu bitte noch die „Gemüse Apotheke“ sowie einmal „Verlockung des Wahnsinns“ aus dem Irisiana Verlag und sieben Tafeln Ritter-Sport-Schokolade: du weißt doch: die sind quadratisch, praktisch, gut.

P. S. Könntest du mir bitte noch die Adresse eines Menschen übermitteln, der tatsächlich ein besserer, gesünderer Mensch geworden ist – oder sitzen die vielleicht im Himalaya oder in Indien unerkannt unter einem Baum und sind postalisch oder per Katalog nicht zu erreichen?

P. P. S. Und die Seele, wirst du fragen? Ach, Schatzi Rhandavadavi, dafür hast du doch mich! □

Carsten Frerk: *Männer*^{2}

Der christliche Mann

Fundus

Bleiben wir nun einmal ausnahmsweise zu Hause und in der Gegenwart.

Der Unterschied der Literatur zum Leben ist doch das Schöne, dass der Autor immer den Schluss formulieren kann, den er am liebsten möchte.

Wenn Sie der gleichen Meinung sind - und abends auch immer denken: Leute, lasst uns fröhlich sein, traurig sind wir von alleine! ,- dann wird Ihnen auch die folgende Geschichte unter Freunden gefallen - speziellen Freunden, Kameraden und zwei Priestern – im militärischen Sicherungsbereich. Vorsicht: Gebrauch von Schusswaffen.

1 Auch ein erneutes Zählen, erbrachte kein anderes Ergebnis: Es war und blieb eine Transportkiste zuviel.

Kommodore Schmidt betrachtete die Kisten, die im Hangar des Stützpunktes aufgereiht standen. Alle sahen gleich aus. Er hätte nicht sagen können, welche davon die überschüssige war.

Hatten die Kameraden des Luftwaffenstützpunktes Andrews ihm einen Streich gespielt – als Abschiedsgruß?

Überraschen würde es ihn nicht.

Die Langeweile, als Ausbilder der deutschen Kampfbomberpiloten in der amerikanischen Wüste, hatte sie manche Scherze ausdenken lassen. Er würde es sehen.

Kommodore Schmidt winkte dem Gabelstaplerfahrer und den bereitstehenden Lastkraftwagen, die Kisten aufzuladen und sie zu seinem Haus in der Offizierssiedlung des Stützpunktes zu transportieren.

Seine Frau und ihre beiden Kinder würden erst in zwei Tagen mit einer Maschine der Lufthansa in Hamburg eintreffen, bis dahin sollten die Kisten ausgepackt, das Haus wohnlich und auch diese Frage geklärt sein.

2 Der Logistikoffizier war offensichtlich eine Beamtenseele: „Wie wollen Sie denn beweisen, dass es nicht Ihre Kiste nicht?“

„Wenn Sie mein Haus besichtigen, dann werden Sie sofort sehen, dass es vollständig eingerichtet ist und nichts fehlt!“

„Und Ihren Müll wollen Sie jetzt auf Kosten der Luftwaffe, also auf Staatskosten, entsorgen?“

„Nein!“

„Und warum soll dann diese Kiste nach Andrews zurückgebracht werden? Wir haben hier auch Deponien. Was ist denn überhaupt in der Kiste drin?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und Sie erwarten, dass ich, nur weil Sie diese Kiste loswerden wollen und mir nicht sagen können, was es eigentlich ist, Ihrem Ansinnen entspreche?“

Kommodore Schmidt wurde grantig: „Ich überprüfe doch auch nicht, womit die Bomben gefüllt sind, die uns unter die Tragflächen gehängt werden! Mein Wort als Offizier muss Ihnen genügen!“

„Nun“, so leicht ließ sich der Logistikoffizier nicht beeindrucken: „Zwischen einer Kiste und einer Bombe gibt es so gewisse Unterschiede: Zum Beispiel braucht ihre Kiste, falls wir sie denn transportieren sollten, korrekte Frachtpapiere, in denen der Inhalt vollständig aufgelistet ist.“

3 Wutschnaubend dachte Kommodore Schmidt an das Gespräch mit dem befehlshabenden Logistikoffizier des Stützpunktes: Missmutig stand er in der Garage seines Hauses und betrachtete schlechtgelaunt diese letzte Kiste, die ihm nicht gehörte. Irgendetwas stimmte damit nicht. Warum war sie bis zum Schluss übrig geblieben?

Während die Soldaten eine Kiste nach der anderen aufgestemmt hatten, war er bei jeder neuen Kiste neugierig gewesen, ob etwas zum Vorschein kam, was er nicht kannte. Alles war stets so, wie er und seine Frau es verpackt hatten.

Er hatte sie den Kameraden in Andrews ungeöffnet zurückschicken wollen, den Spieß umzudrehen und ihnen einen Streich zu spielen.

Der Logistikoffizier hatte sich schon dem ‚Return to sender. Address unknown' verweigert. Das würde nicht gehen, da seine, Schmidt's Adresse, schließlich bekannt sei, außerdem sei er selber der Absender. Wie wolle er eine Kiste an sich selbst in Andrews schicken, wenn er jetzt hier in Deutschland sei?

Wenn es dieser Bürohengst so wollte, würde er den Inhalt überprüfen müssen.

Wutschnaubend trieb er das Eisen des Kuhfußes zwischen die Kistenbretter.

Schon als die erste Seitenwand offen war und er in die Kiste geblickt hatte, musste er überrascht auflachen: „Ein Büfett! Einen riesiges Gartenbüfett für fünfzig Gäste gleichzeitig."

Die Kameraden mussten auf dem ganzen Stützpunkt Geld gesammelt haben, ihm dieses Monstrum mit Abdeckhaube zum Abschied zu schenken.

Gedankenverloren grinste er vor sich hin, die Gartenpartys in Andrews, die waren schon Legende.

Klotzig stand das Büfett auf dem Holzboden der Kiste. Fest verschraubt, mit vier kräftigen Stützen, auf denen die Warmhaltetonne lagerte, deren obere Hälfte nach hinten zurückgeschoben werden konnte.

Allerdings hatte er keine Rollen an den Stützen, sondern anscheinend Halterungen, in die vermutlich Tragestangen eingeschoben werden konnten.

Kommodore Schmidt war beeindruckt. Ein Büfett mit derart aufwändigen Verzierungen hatte er bisher noch nicht gesehen, weder in Andrews noch in einem der vielen Versandhauskataloge, die er dort durchgeblättert hatte.

Ein Teil der Verzierungen schienen Schriftzeichen zu sein, keine Buchstaben des römischen Alphabets, eher eine geschwungene Keilschrift. Er versuchte sich zu erinnern, wo er solche Schriftzeichen schon einmal gesehen hatte.

4 Das: „Hallo!“ an der Gartenpforte ließ ihn aus seinen Gedanken aufschrecken.

Ein Offizierskollege, der ihn begrüßen wollte. Doch dann erkannte er die Kreuze auf den Schulterklappen, ein Militärseelsorger, der katholische.

„Hallo, Hochwürden. Kommen Sie doch herein!“

Sie schüttelten sich die Hand.

„Guten Tag, Kommodore, ich wollte Sie nur begrüßen und fragen, ob ich irgendetwas für Sie tun kann?“

Der Priester kam ihm gerade recht: „Das ist prima. Sie können mir helfen, das große Büfett aus der Garage auf die Veranda zu tragen. Sie können sich das Monster schon ‘mal anschauen. Ich hole mir eben noch ein Bier. Möchten Sie auch eins?“

„Nein, danke. Ich faste zurzeit.“

Während der Kommodore im Haus verschwand, betrachtete der Priester die Anrichte in der Garage.

Es dauerte nicht lange, das Bier stand schließlich schon im Kühlschrank bereit, als Kommodore Schmidt wieder um die Ecke bog.

„Nun, Hochwür...“, der Kommodore war so abrupt stehen geblieben, als sei er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Er versuchte zu verstehen, was er in seiner Garage sah. Der Priester lag lang ausgestreckt vor dem Büfett auf dem Boden und schien heftig zu murmeln.

Er hatte so etwas schon einmal im Fernsehen gesehen – als junge Männer zu Priestern geweiht wurden und zum Zeichen ihrer Demut genau so vor dem Hochaltar lagen.

Er stellte die Bierdose vorsichtig auf das Büfett und klopfte dem Priester aufmunternd auf die Schulter: „Hallo, Hochwürden, ist Ihnen nicht gut?“ Vielleicht hatte er es mit dem Fasten übertrieben und einen plötzlichen Schwächeanfall? Sollte er gleich nach der Ambulanz telefonieren?

Statt einer Antwort hatte sich der Priester aufgerichtet, kniete vor dem Monster-Büfett und blickte den Kommodore mit verklärten Augen an. Dann murmelte er mit ergriffener Stimme: „Das Auge Gottes."

„Bitte? Wessen Auge?"

„Die verschollene Lade des alten hebräischen Bundes mit den Gesetzestafeln...", die schwärmerische Stimme wurde leiser: „Und Gott der Herr hat Ihr Haus auserwählt, um sich der Menschheit ein drittes und damit ein letztes Mal vor Beginn des Tausendjährigen Reiches zu offenbaren."

Offenbar handelte es sich augenscheinlich um eine Verwechslung. Anders konnte sich der Kommodore das seltsame Gebaren des Militärseelsorgers nicht erklären.

Der ließ sich nicht beirren: „Merkt auf, ihr Himmel, ich will reden, und die Erde höre die Rede meines Mundes. Meine Lehre rinne wie der Regen, und meine Rede riesele wie Tau, wie der Regen auf das Gras und wie die Tropfen auf das Kraut. Denn ich will den Namen des HERRN preisen. Gebt unserem Gott allein die Ehre!... Fünftes Buch Mose, Vers 32."

Besorgt hatte der Kommodore während des Singsang des Militärseelsorgers gen Himmel geblickt, ob es regnen könnte: Kein Wölkchen trübte den blauen Himmel und den Sonnenschein: Wovon redete der Mann?

„So sollen nun meine Augen offen sein und meine Ohren aufmerksam auf das Gebet an dieser Stätte. So habe ich nun dieses Haus erwählt und geheiligt, dass mein Name dort sein soll ewiglich, und meine Augen..."

„He, Sie!" Der Kommodore rüttelte den Priester heftig an der Schulter: „Ich glaube nicht, dass meine Frau damit einverstanden sein wird, wenn...", dabei zerrte er zornig den Seelsorger zum Aufstehen in die Senkrechte und blickte ihn dann entgeistert an. Der Priester schien durch ihn hindurchzublicken.

„Das Auge ist des Leibes Leuchte. Wenn dein Auge lauter ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! Matthäus sechs, ..."

Nun reichte es dem Kommodore: „Verlassen Sie mein Grundstück und treiben Sie Ihren Schabernack woanders!“ Damit hatte er den Seelsorger umgedreht und schob ihn die Auffahrt hinunter, aus dem Gartentor hinaus.

Den Priester schien es nicht zu stören. Lichten Auges wandelte er den Bürgersteig der Offizierssiedlung entlang und sprach offensichtlich mit sich selbst.

Der Kommodore schüttelte ärgerlich den Kopf. Das konnte ja heiter werden. Er wusste um die tiefe Gewissensproblematik der Militärseelsorger, aber einen durchgeknallten Priester hatte er noch nicht persönlich erlebt. Er würde sich mit dem Standortkommandanten in Verbindung setzen.

Jetzt wollte er erst einmal klären, wie er das Büfett aus der Garage auf die Veranda bekam, oder vielleicht besser gleich in die hintere Gartenecke.

5

Der Militärseelsorger musste telefoniert haben. Zumindest gab es keine andere Erklärung, als der General der Luftwaffe den Kommodore am nächsten Tag aus einer Dienstbesprechung heraus zu sich rufen ließ: „Guten Morgen, Schmidt.“

Schmidt grüßte: „Guten Morgen, Herr General!“

Der Kommandant des Stützpunktes stand am Fenster seines Dienstzimmers, im dritten Stock des Hauptgebäudes, und sah hinaus: „Können Sie mir erklären, warum die Schwarzröcke dort alle zu Ihnen wollen?“

„Wer?“

Der Kommodore war neben den General an das Fenster getreten und erblickte vor dem Tor des Luftwaffenstützpunktes eine Traube schwarz gekleideter Männer, die die Zufahrtsstraße versperrten. Die Wachmannschaft hatte offensichtlich Mühe, die Männer zurück zu drängen und war gerade dabei, das Eisentor zu verschließen.

„Zu mir?“

„Ja. Ihr Anführer ist unser friedlicher Militärseelsorger Meyer-Parchim, der behauptet, bei Ihnen sei Gott erschienen.“

„Ach Blödsinn, der verwechselt mein amerikanisches Monsterbüfett mit der verschwundenen Bundeslade aus dem Alten Testament.“ Kurz berichtete er das Geschehen des vergangenen Tages.

„Das Auge Gottes?“ Der General schien zu überlegen: „Gut, dann wollen wir uns mal Ihr Gartenbüfett anschauen.“

6

Nachdenklich stand der Kommandeur in der Garage seines Geschwaderkommodores. „Die Schriftzeichen sehen sehr nach Hebräisch aus. Vermutlich hat der Priester sie entziffern können.“

Still verfluchte der Kommandeur die klassische Bildung. Leise murmelte er: „Ich glaube, wir haben da ein Problem.“

Er wandte sich an Schmidt: „Haben Sie schon mal versucht, den Deckel des Büfetts... oder des Dings hier, zu öffnen?“

Misstrauisch betrachtete der Kommodore den Büfettzylinder: „Gestern wollte ich es gerade tun, als Meyer-Parchim vorbeikam und die Schoße begann. Wenn es nun tatsächlich die Bundeslade sein sollte...“

„Ja?“

„Also, ich habe davon gehört, dass man den Deckel lieber nicht unbefugt öffnen sollte...“

„Verstehe!“ Der General wandte sich an seinen Adjutanten: „Deckert, alarmieren Sie unsere Feuerwerker. Die sollen mit ihrer ganzen Ausrüstung hier umgehend antraben.“

Während der Adjutant abtrabte, schüttelte der Kommodore tiefsinnig den Kopf: „Also, wie ich das meiner Frau erklären soll, wenn sie morgen Nachmittag hier ankommt? Ich weiß nicht.“

„Da machen Sie sich mal keine Sorge...“

Die quietschenden Bremsen des Jeeps der Militärpolizei unterbrachen ihn.

„Herr General!“ Aufgeregt rief es der Feldwebel den Offizieren entgegen, war nah, machte Männchen und sprudelte heraus: „Gerade sind drei Autobusse mit orthodoxen Juden vorgefahren und blockieren das Tor! Es sollen noch weitere kommen!“

„Scheiße!“ Ungewollt war es dem Kommandeur herausgerutscht. „Bei den katholischen Priestern hätten wir schon keine Militärpolizei einsetzen können - da hätte uns die Landespolizei helfen müssen, um die vom Tor fortzutragen, aber orthodoxe Juden... Stellen Sie sich mal vor, was passieren würde, wenn wir den Zugang zum Stützpunkt jetzt räumen lassen!“

„Gott bewahre!“

„Schmidt! Ich bitte Sie..., der hat uns hier gerade noch gefehlt!“

7 Die Feuerwerker hatten nach eingehender Beratung entschieden, dass ‚Ding’, wie es nun allgemein hieß, erst röntgen zu wollen, bevor sie weiteres unternahmen.

Allerdings fühlte keiner die Kompetenz, zu entscheiden, ob das Ding bewegt werden dürfe oder nicht.

Also wurde die Garage verschlossen, die Nachbarhäuser geräumt und der Kommodore, wie seine Nachbarn, im Hauptgebäude der Luftwaffenbasis einquartiert.

Die Militärpolizei würde auf die Garage aufpassen.

Alles war unter Kontrolle.

8 „Jetzt sind es bereits mehrere Hundert!“, meldete der Adjutant des Kommandeurs dem Krisenstab, der im Büro des Generals tagte. „Und jetzt ...!“

Der Ausruf ließ die Offiziere an die Fenster eilen.

Gerade wurde mitten auf der Straße ein riesiges Holzkreuz aufgerichtet. Rundherum waren Dutzende von Orthodoxen eifrig dabei, den Straßenbelag aufzuhacken und einen Graben auszuheben.

„Die auf der Hardthöhe haben gut lachen!“, fluchte einer der Stabsoffiziere, „Schließlich werden die nicht belagert!“

„Nun steht uns nur noch der Himmel offen!“, lachte ein anderer: „Auf Tornados Schwingen eilen wir...“

„Ingwersen, beherrschen Sie sich!“ Der Kommandeur hatte keinen Sinn für Humor in kriegerischen Situationen.

„Aber die Idee ist doch gar nicht so verkehrt“, meinte nun der Adjutant: „Wir könnten das Ding doch einfach mit einem unserer Hubschrauber wegschaffen.“

„Deckert! Nehmen wir einmal an, wir entscheiden uns dafür, das Ding zu bewegen und von hier wegzuschaffen, genau das wollen die Schwarzröcke verhindern, und...“, das Klingeln des Telefons vor ihm unterbrach die Überlegung des Kommandeurs. Er hörte zu, legte auf, „Das hat uns der Inspekteur der Luftwaffe gerade untersagt. Wir sollen nur die Stellung halten und keinerlei Komplikationen provozieren. Die Telefone bei denen laufen heiß und er wird selber kommen, wenn sich irgendetwas geklärt hat.“

9

Kommodore Schmidt starrte gegen die Decke. Das ungewohnte Feldbett ließ ihn nicht einschlafen.

Leise klopfte es an der Tür. „Ja!“

Der Unteroffizier vom Dienst trat ein, grüßte und reichte ihm einen Brief: „Ich habe gedacht, Sie sind noch nicht bei der Poststelle vorbeigekommen und da Sie ja nicht zu Hause wohnen...“

„Danke. Gut gedacht!“

„Dann, Gute Nacht!“

„Gute Nacht und gute Wacht!“ Schmidt kannte diese nicht-endenwollenden Wachnächte.

Neugierig drehte er den Umschlag in der Hand. Wer sollte ihm hierher schreiben? Die amerikanischen Briefmarken und der Absender – anscheinend die Kameraden aus Andrews.

„Lieber Kurt! Unsere Barbecue-Runde ist um einiges stiller geworden, seitdem du abkommandiert worden bist und uns verlassen hast. Wir hoffen, dass uns unsere Überraschung gelungen ist, und du die überzählige Kiste inzwischen geöffnet hast, die wir in Euer Umzugsgut hineingeschmuggelt haben.

Die ‚Grill-Truppe' hat gesammelt und euch für fröhliche Barbecue-Runden in der Heimat aus dem Fundus der Universal Studios in Hollywood ein wunderbares Teil aus dem ersten ‚Indiana Jones'-Film von Spielberg ersteigert: die Bundeslade, die wir dann als Farmer-Grill haben umarbeiten lassen. Als Gruß und Spaß aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten: Happy Grill-Partys! Deine ..." und die Unterschriften.

Schmidt lachte überrascht auf. Seine Frau und die Kinder würden sich freuen. ‚Barbecue in Germany' war nun also doch möglich, dabei hatte er den Kindern immer zu erklären versucht, dass die deutschen Grills eben nicht so groß seien, und sie dann eben etwas Geduld haben müssten, wenn sie alle ihre Freunde eingeladen hätten, außerdem hätten sie noch keine Freunde in Deutschland... Alles das war jetzt geklärt.

10 „Sie können ja mal rausgehen und den Schwarzröcken da erzählen, dass sie einen Barbecue-Grill als Offenbarung Gottes verehren!" Wutschnaubend schüttelte der aufgeweckte Kommandeur den Brief in der Hand. Er hatte schon geschlafen und hasste es, vor Mitternacht geweckt zu werden. Schließlich begannen Kriege auch immer erst im Licht des Morgengrauens.

„Und was fang ich nun damit an?"

Unschlüssig wanderte er im Raum hin und her. „Wenn wir denen die Wahrheit sagen, dann steinigen die uns wegen Gotteslästerung, weil wir angeblich die Bundeslade in einen Grill umgearbeitet haben..."

„Aber es stimmt doch, dass es tatsächlich einmal die Bundeslade war..."

„Schmidt! Das erzählen Sie niemandem!"

„Jawohl, Herr General!"

Der Kommandeur grübelte laut: „Wenn wir andererseits denen das Ding als Bundeslade übergeben und die gucken da hinein und finden nicht die beiden Steinplatten mit den Zehn Geboten, sondern einen Grillrost und eine Packung Holzkohlenanzünder, werden die doch glatt behaupten, wir hätten die echte Bundeslade immer noch!"

„Herein!“ Es hatte geklopft, ein Offizier trat ein, mit Kreuzen auf den Schulterklappen. „Was wollen Sie denn hier?“ Missmutig betrachtete der Kommandeur den evangelischen Militärseelsorger.

„Ich wollte Ihnen eine Idee vortragen, die mir beim Lesen in der Bibel gekommen war.“

„Wenn’s sein muss. Gott sei’s getrommelt und gepfiffen!“

11 Und so geschah es in der Dunkelheit des aufkeimenden Morgens, dass ein gleißender Lichtkranz und ein Getöse am Himmel erschienen.

Die Schwarzberockten schreckten auf und starrten furchtsam gen Himmel, als eine mächtige Stimme erdröhnte: „Ich bin der Herr, Euer Gott! Wer von Euch ohne Sünde ist, der erhebe sich!“

Keiner stand auf.

„Doch alle ihr anderen, gehet demütig nach Hause und geht in Euch. Schweigt, was ihr hier gesehen habt und redet zu niemanden darüber. Kommt wieder, wenn ihr euch geläutert habt und Gottes würdig seid.“

Alle Schwarzberockten lagen noch wie erstarrt vor dieser himmlischen Erscheinung auf dem Boden.

Der Hubschrauberpilot drehte grimmig entschlossen den Verstärkerregler des Mikrofons nach oben, legte noch etwas mehr Hall hinein und ein ohrenbetäubendes Dröhnen ließ die schwarzen Heerscharen aufspringen: „Nun stehet auf und wandelt!!! Oder soll ich euch Beine machen???“

Und ein Sturm erhob sich, dass die Erde im gleißenden Scheinwerferlicht in die Luft geschleudert wurde: Die staubige Feuersäule Gottes!

12 Die übermüdeten Mitglieder des Krisenstabes tranken still ihren Kaffee.

„Wer hatte eigentlich die Idee der Gotteserscheinung?“

Der Kommandeur kicherte: „Gottes evangelischer Stellvertreter!“ Er hatte seinen Humor wiedergefunden, wie er meinte.

Der evangelische Militärseelsorger rührte ungerührt in seinem Kaffee: „Ich kenn doch meine Pappenheimer. Ein wahrer Gläubiger will keine Beweise. Er sieht, was er zu sehen glaubt.“ □

Romanus

Nicht nur beim Militär ist die vorgeschriebene Korrektheit geboten. Auch im amtskirchlichen christlichen Glauben bestehen solche Aspekte.

Ihren Anfang nahm diese Geschichte, als ich eines Tages in einer Kirche verweilte und das große Kruzifix über dem Altar betrachtete. Da passierte es. Sie kennen doch sicher das zutiefst berührende Empfinden von etwas Erhabenem erhoben zu werden? Das Gefühl des Überwältigt-Seins durch eine künstlerische Arbeit.

Nein? – Dann sind Sie hier richtig.

1 Kruzifixe aus poliertem Stahl zu Flaschenöffner-Korkenziehern kombiniert? Herz-Jesulein als Nussknacker? Wenn schon nicht jetzt - dann sicher bald.

Dem Devotionalienhandel ist nichts heiliger als Heiliges: Und doch, die dominikanische Jesu-Wundsalbe wollte sich nicht so gut verkaufen, wie angenommen - obwohl oder gerade weil die Hinweisschilder: „99,9 % pur und mit allerhöchstem Segen, aus garantiert biologischem Anbau“, insbesondere christlich-ökologische Besucher ansprechen sollten.

Entweder bekam der Mensch mit Birkenstöcklschuhen keine Wundblasen, oder die Sonderangebote, direkt daneben an den Rosenkränzen: „30 % reduziert, vom Heiligen Vater gesegnet!“, waren umsatzhemmend für die Jesu-Salbe. Rosenkränze gingen gut, richtige Schnäppchen.

2 Heinz und Hildegard Schrammers aus Oberursel ließen die Autobusladungen der Rheinländer von links und der Japaner von rechts an sich vorüberziehen. Schrammers waren nicht im Pauschalangebot, inklusive Leidensweg des Herrn, nach Unterwiesenthal gekommen: Sie besaßen ein gepflegtes Anwesen, mit Park, in Oberursel, und suchten etwas Niveauvolles, kultiviert Passendes für ihr Zuhause.

Wie zufällig blieben ihrer beiden Blicke an einem schlichten großen Schaukasten hängen, darin eine Schnitzarbeit aus Birnbaum auf dunklem Mahagonikreuz. In Lebensgröße.

Das Gedränge um sie herum, das vielsprachige pauschale Stimmengewirr berührte sie nicht mehr. Zielstrebig bahnten sie sich einen Weg, standen still vor dem Glas des Kastens.

Heinz Schrammers flüsterte: „Wenn ich nicht schon katholisch wäre, bei diesem Christus könnt ich's werden."

Hildegard Schrammers nickte zustimmend: „Der Herrgottsschnitzer musste ein wahrer Künstler sein, ein Gläubiger, dem die Seele das Werkzeug geführt hat."

Heinz und Hildegard wären nicht überrascht gewesen, wenn die Figur zu ihnen gesprochen hätte.

Dafür würden sie in ihrem Park in Oberursel eine eigene Kapelle bauen lassen. Das war die Qualität, die sie ansprach.

Vergeblich suchten sie nach einem Preisschild oder einen Hinweis auf die Werkstatt des Herrgottschnitzers. Schließlich entschlossen sie sich, in dem anschließenden Geschäft zu fragen.

Die junge Verkäuferin im Dirndlkleid lächelte entschuldigend: „Nein, das Kruzifix ist nicht zu verkaufen. Es ist eine Leihgabe des Romanus Oberhofners. Vielleicht darf es etwas anders sein? Ein etwas kleineres..."

Die Schrammers wiesen dieses Verkaufs-Ansinnen wortlos indigniert zurück.

Die Verkäuferin kannte die enttäuschte Reaktion der gut Betuchten, die nach dem Preis dieses Kruzifixes fragten und denen sie nichts nennen konnte. Sie versuchte es zu erklären: „Der Romanus Oberhofner schnitzt nur zwölf Figuren pro Jahr und ich nehme an, dass sie etwa 25.000 Euro kosten werden..."

Heinz Schrammers unterbrach sie: „Geld spielt für uns keine Rolle."

Die Verkäuferin verstand nicht, warum sie dann nicht etwas anders bei ihr kauften, gute Ware, die auch ihren Preis wert war. Dann eben nicht: „Sie

müssen den Romanus in seiner Werkstatt aufsuchen, falls sie ernsthaft interessiert sind...“

„Bitte!“

„Golgathaweg 153.“

„Bitte?“

„Die Hauptstraße rechts hinunter und nach dem Amtsgericht die ansteigende Straße hinauf. Das letzte Haus dann auf der Anhöhe, dort ist es.“

3 Die alte Frau drehte unschlüssig ihr Waschtuch: „Romanus heißt er, weil er als ältester Sohn des Oberhofners in Rom die Bildhauerei studiert hat. Die Familientradition will es so. Seit fünf Generationen sind die Oberhofner Herrgottschnitzer und der älteste Sohn, der zukünftige Erbe und Meister, ist stets der Romanus, der in Rom studieren muss. Wenn Sie sich etwas gedulden und warten wollen, er muss bald von der Sitzung der Schnitzer-Innung zurückkommen, oder Sie kommen am Nachmittag noch einmal wieder?“

Fragend hatten die Schrammers sich angeblickt. Der Weg auf der ansteigenden Straße war anstrengender, als sie angenommen hatten und ein zweites Mal wollten sie ihn gerne vermeiden.

Die Frau drehte immer noch an ihrem Tuch: „Man weiß auch nicht, wie lange die Schnitzer zusammensitzen werden. Wenn Sie wollen, können Sie ihn auch dort in der Handwerkskammer aufsuchen.“

Unschlüssig blieben Heinz und Hildegard Schrammers noch stehen: „Wird es denn, äh, möglich sein, einen Herrgott zu kaufen?“

Die Frau zuckte vielsagend mit den Schultern: „Nächste Woche ist Ostern, dann macht der Meister jedes Jahr seine Figuren fertig. Ob dieses Jahr schon alle verkauft sind?“, und wieder zog sie ihre Schultern ins Ungewisse.

„Haben Sie so etwas, äh, wie ein Bestellbuch?“

Kundenbeflissen schlappte die Frau zu einem Holzschrank, legte das ausgewrungene Tuch beiseite, die Scharniere quietschten entohrlich, und nahm einen Folianten aus dem Schrank.

Aus dem dicken, ledergebundenen Buch lugte ein roter Schnipsel heraus, an dessen Stelle die Frau eine Seite aufblätterte. Mit einem Finger fuhr sie die linierte Spalte entlang: „Achtzehn Bestellungen sind schon eingetragen, wenn Sie also möchten..."

Schrammers wollten. Die Frau drehte den Folianten zu ihnen hinüber. Heinz Schrammers zückte seinen Füllfederhalter und schrieb schwungvoll Name und Adresse unter die letzte Eintragung.

Hildegard und Heinz Schrammers waren glücklich. Frohgemut wanderten sie den abschüssigen Golgathaweg wieder hinunter, froh, dass sie so schnell ein derart wertvollen Kunstschatz als Urlaubsmitbringsel gefunden hatten.

Hildegard flüsterte: „Hast du gesehen? Der Kardinal-Erzbischof hat auch einen Jesus bestellt!"

Heinz nickte – er hatte auch die anderen Namen und Adressen schnell überflogen – sie befanden sich in bester Gesellschaft.

Nach Ostern sollten sie wieder vorbeikommen, dann könnten sie sich den Herrgott aussuchen, der ihnen am meisten gefiel. So hatte die Frau es ihnen aufgetragen.

4

Unbeschwert vertrödelten sie die Tage in der Toskana, wurden von Tag zu Tag allerdings ungeduldiger: schließlich waren sie schon am Abend des Ostersamstag zurück: Wenn sie sich den Gekreuzigten schon aussuchen konnten, dann wollten sie auch als Erste da sein.

Die pauschalen, devotionalen Schnäppchenjäger hatten das Dorf bereits verlassen, Schrammers saßen in der Bauernstube des ‚ersten Hauses am Platze' und kamen mit dem Kellner ins Gespräch.

„So? Eine Figur des Oberhofners werden Sie bekommen? Schön für sie, er ist unser bester Künstler. Die Leute kommen von weit her." Der Kellner war offensichtlich stolz.

„Ja", Schrammers nickten „aus Oberursel im Taunus."

„Es ist schade", flocht Heinz Schrammers wie nebensächlich nebenbei ein, „dass man die fertigen Kruzifixe erst nach Ostern zu sehen bekommt..."

Der Kellner blickte sich nach allen Seiten kurz um, ob auch niemand mithörte, was in der leeren Bauernstube gar nicht möglich gewesen wäre, und beugte sich etwas hinab: „Wenn Sie wollen, dann kann ich Sie heute Nacht in die Werkstatt des Oberhofners lotsen... Sie müssten dann um elf Uhr vor dem Hotel warten."

Hildegard nickte, Heinz nickte und bat um die Rechnung.

Augenzwinkernd sagte er zu dem Rechnungsbetrag von 32,80 zum Kellner: „50, stimmt"; und legte noch einen Fünfziger daneben: „Bis elf."

5

Die Wolkendecke war dichter geworden, staute sich an den Bergen, es sah nach Regen aus, womöglich Gewitter.

Vorsorglich zogen sie ihre Regensachen über, Heinz griff nach dem Schirm.

Der Kellner wartete bereits. Schrammers blickten sich irritiert an. Er trug einen Umhang, kurzen Rock und Ledersandalen – auf dem Arm hatte er zwei Wolldecken.

„Bitte, sie müssen die Wolldecken nehmen und sich über die Schultern legen: Ich kann sie nur mitnehmen, wenn sie wie jemand aus dem Dorf aussehen, der das Volk spielt. Es muss alles möglichst echt aussehen, der Schirm muss hier bleiben", er stellte ihn unter ein Vordach, „ihre Gummistiefel können sie anbehalten, aber stellen sie sich bitte nicht in die erste Reihe."

Damit hatte er sich schon umgedreht. Die Schrammers beeilten sich, die Decken überzuwerfen, verhedderten sich anfangs, dann sahen sie zu, dass ihnen der sandalene Kellner nicht abhanden kam.

„Wo gehen wir hin?" schnaufte Heinz Schrammers zwischen zwei Atemzügen der Mühe, dem jüngeren Mann auf dem ansteigenden Golgathaweg zu folgen – zusätzlich mit seiner Hildegard an der Hand, die er mitziehen musste, damit sie nicht zurückblieb.

„Zur Kreuzigung", war die Antwort.

Heinz und Hildegard konnten damit wenig anfangen.

Ein greller Blitz zuckte durch das Tal, erleuchtete den Weg vor ihnen, sie waren schon kurz vor dem Oberhofner-Hof, und die Wolken begannen schlagartig, sich von ihrer schweren, wässernen Last zu befreien.

„Nun kommen sie schon“, drängte der kurzberockte Kellner am Eingangstor des Hofes, „es regnet hier im Tal häufig zu Ostern“; was Hildegard und Heinz Schrammers auch nicht dabei half, sich die fließenden Wassertropfen von den Nasen zu wischen.

6

Der flackernde Lichtschein der brennenden Holzscheite beleuchtete nur den inneren Kreis. Sieben junge Männer – zu denen sich auch der Kellner gesellt hatte, nachdem er ihnen noch zugezischt hatte: „Bleiben sie hier stehen und verhalten sie sich genauso wie die Leute aus dem Dorf!“ – standen am Feuer um einen älteren Mann herum, der leise, eindringlich mit ihnen sprach.

„Das muss der Romanus Oberhofner sein“, hatte Heinz seiner Hildegard zugeflüstert, die zustimmend nickte.

Alle Jungen hatten die gleiche Kleidung wie der Kellner an, der ältere Mann trug einen dunklen, langen Umhang.

Schließlich verneigte er sich, bekreuzigte sich, alle anderen auch, ging ein paar Schritte und öffnete das große Tor an der hinteren Wand der Werkstatt, Regen peitschte hinein. Er griff nach einem Werkzeugkasten, hob eine lange Holzleiter auf die Schulter und ging hinaus, der Regen schien ihn nicht zu stören.

Vier Junge hatten im Halbdunkel links ein großes Holzkreuz aufgerichtet, hoben es sich auf die Schultern und folgten dem Herrgottsschnitzer hinaus.

Die Dorfgemeinde setzte sich nun auch in Bewegung und Heinz und Hildegard Schrammers gingen, um nicht aufzufallen, mit ihnen hinaus.

„Ein Scheißwetter!“, dachte Heinz Schrammers bei sich, und: „Konnten die das nicht auf den nächsten Tag verschieben, wenn es nicht so stürmte, regnete und blitzte?“

Hildegard Schrammers hatte sich wortlos den wollenen Umhang enger um die Schultern gezogen und achtete darauf, auf dem nassen Gras der ansteigenden Wiese nicht auszurutschen.

„Hau! Ruck!“ Mit einem Rumms! stand das große Holzkreuz senkrecht im Boden. Die vier Jungen hatten bereit liegende Schaufeln gepackt und schütteten das ausgeworfene Erdreich in den freien Raum um den Kreuzschaft, stampften es fest, und der ältere Mann – es war tatsächlich Romanus – trieb mit kräftigen Schlägen des Vorschlaghammers große Holzkeile in den festgetretenen Boden, rüttelte am Kreuz, da wackelte nichts mehr.

Er drehte sich um, legte die Hände um den Mund und schrie gegen den Wind den Hang hinab: „Es ist bereit!“

Als ob sie nur darauf gewartet hatten, schleppten die drei anderen Jungen den birnbäumigen Jesus herbei, schnauften, ächzten und wuchteten schließlich den starren Leib gegen das Kreuz.

Die anderen vier hatten bereits Seile über die Querbalken geworfen, legten sich die Schlaufen um ihre Handgelenke und mit: „Hau! Ruck!, Hau! Ruck!“, zerrten sie den Körper bis zu dem Querbalken hinauf.

Romanus hatte neben dem Kreuz auf den Knien gelegen und während die Gemeinde intensiv „Gebenedeiet seiest du Jungfrau Maria...“ murmelte, war er aufgestanden und an die Leiter getreten.

Zwei Jungen hatten Fackeln entzündet, die trotz des Regen brannten, und sich vor den geschnitzten Jesus gestellt. Heinz Schrammers war enttäuscht. Im Fackelschein konnte er das Gesicht erkennen, es war ohne jeden Ausdruck, leblos, nicht das, was sie im Schaukasten gesehen hatten. Nein, an dem Jesus wären sie nicht interessiert.

Währenddessen war Romanus die Leiter hinaufgeklettert, zwei große Vierkant-Nägel im Mund, den Hammer in der freien Hand, verhielt, drückte den Bauch gegen die Leiter, bekreuzigte sich mit der anderen nun auch freien Hand und nahm einen der Nägel aus dem Mund.

Er musste sich seitwärts beugen, setzte den Nagel an und trieb ihn mit kräftigen Hammerschlägen in die rechte Hand des Gehängten. Bei jedem Hammerschlag ging ein Ruck durch den starren Körper.

Ein Blitz durchgrellte die Finsternis, die Gemeinde kniete: „Vaterunser, der du bist im Himmel, geheiligt...“, Schrammers blinzelte, war es der Lichtreflex des Blitzes oder hatte sich eben der Kopf des Jesus bewegt?

Romanus war schon von der Leiter runter, hatte sie weiter nach links angestellt, war schon wieder hinauf, bekreuzigte sich und trieb den anderen Vierkant-Nagel durch die linke Hand. Die Wucht der Hammerschläge durchzitterten den Körper.

Heinz Schrammers dachte gerade noch, „Warum bohren die eigentlich nicht die Löcher schon vor, dann hätte es der Romanus doch einfacher", als es neben ihm seufzte und etwas gegen seine Beine plumpste, die Gemeinde sang: „Kyrie eleison", Hildegard lag kreidebleich, die Züge ohne jeden Ausdruck, zusammengekrümmt wie ein Fötus, im nassen Gras – Heinz Schrammers schienen die Hände gebunden zu sein, das Antlitz des Herrgotts! Mit jedem Schlag, der den dritten Nagel durch die gekreuzten Füße trieb, wurden die Gesichtszüge schmerzvoller, melancholischer, menschlicher.

Romanus stand erschöpft vor dem Kreuz, hatte die Arme empor gereckt und schrie: „Herr! Warum hast du uns verlassen?"

Einer der Jüngeren reichte ihm einen Becher mit Kirschwasser, das er mit einem Zug in sich hineingoss.

7

Heinz Schrammers fand sein Bewusstsein wieder. Hildegard, seine liebe Frau, strich ihm über das regennasse Gesicht: „Heinz!", wimmerte sie: „Heinz!", und Tränen mischten sich mit den Regentropfen auf ihren Wangen.

Sie lagen beide im Dunkel auf der Wiese, die Gemeinde war schon zwei Kreuze weiter zugange. Das Gebenedeiet, das Vaterunser und die Hammerschläge des Nagelns klangen verweht zu ihnen herüber.

Hildegard hatte ihren Mann umarmt, zerrte ihn zu sich herüber und bettete seinen Kopf in ihren Schoß: „Hast du es auch gesehen?"

Heinz Schrammers nickte: „Ich will..., ich werde...", rappelte sich hoch und taumelte zu dem Lichtkreis der Fackeln.

Er schob die wollene Gemeinde zur Seite, drängte sich durch den Singsang des Kyrie, stand neben Romanus, dem er den schwingenden Arm festhalten wollte: „Herr...!"

„Hebe dich hinfort von mir!", schrie Romanus mit bellender Stimme.

Schmerzverzerrt sein Gesicht, tiefliegend die Augen, und eine Schnapswolke, die ihm entgegen stank, ließen Schrammers zurückweichen. Romanus, der Römer – er, Heinz, würde ihn nicht hindern können, sein Schicksal zu vollenden.

8 Heinz und Hildegard Schrammers hatten nicht mehr sagen können, wie sie den Berg hinunter gekommen waren, nach Hause gefunden hatten.

Die Haushälterin in Oberursel, in Sorge, holte den Arzt.

Nach Tagen der Besinnung formulierte Heinz Schrammers einen äußerst knappen Brief.

„Sehr geehrter Herr Romanus Oberhofner, hiermit stornieren wir unsere Bestellung für den Corpus Christi aus Ihrer Werkstatt."

Wochen später fuhren sie nach Italien und im Frühjahr des nächsten Jahres stand ein Duplikat der Venus von Milo in ihrem Garten. Das erschien ihnen angenehmer, irgendwie charmanter, so, ohne Arme. □

Die ZEHN GEBOTE

Nach dem vorgeblichen Gott-Sohn soll jetzt noch der vermeintliche Gott-Vater zu Worte kommen, der neulich in einer Talk-Show eingeladen war. Oder war es sein Heiliger Geist? Egal, da die drei ja sowieso immer einer Meinung sind. Eben, Männer.

„Meine Damen und Herren, wir begrüßen heute Abend den besten Werbetexter aller Zeiten. Guten Abend!"

„Guten Abend."

„Der Einfall war genial. Wenige Sätze, die schon seit ein paar Jahrtausenden unverändert von 'Moses, Partner und Freunden' weltweit verbreitet werden. DU bist damit einer der erfolgreichsten Texter der Geschichte."

„Das stimmt so, ohne Erläuterungen, leider nicht."

„Wie ist es denn richtig?"

„Moses wollte damals nicht die 'Zehn Gebote' von mir!"

„Nein?"

„Nein! Darüber haben wir lange verhandelt."

„Wie viele wollte er denn?"

„*Eins!"*

„Wie, nur eins?"

„*Ja. 'Alles hört auf mein Kommando!' war sein Vorschlag. Als Alternative schlug er noch vor: 'Ich sage euch, wo's langgeht!"*

„Und DU wolltest nicht?"

„Das fand' ich zu wenig eindeutig. Auf wen sollten die Leute denn nun hören: auf ihn oder auf mich?"

„Das wäre doch klar gewesen."

„*Klar? Klar war gar nichts. Wenn er mit dem Text vom Berg heruntergekommen wäre und hätte verkündet ‘Alles hört auf mein Kommando!’, na, auf wen hätten die Leute das dann wohl bezogen?“*

„Und da hast DU dann die ‚Zehn Gebote’ festgelegt?“

„Zehn?

„Nicht zehn?“

„Nein. Ich wollte einhundertdreiundfünfzig!“

„Gott! So viele?“

„*Wieso viele? Das waren nur die Leitsätze. Die Unterpunkte waren dann noch mal dreiundzwanzigtausendvierhundertundneun Sätze.“*

„Wie hätte man die denn alle aufschreiben sollen?“

„Auf eine lange Papierrolle.“

„Wie unpraktisch.“

„Hat Moses auch gesagt. Er wollte etwas Übersichtliches.“

„Und?“

„*Ich habe ihm vorgeschlagen, dass ich es an den Himmel schreibe. Statt Wolken hätten dann da immer Leitsätze am Himmel gestanden. Fand ich sehr symbolisch und abwechslungsreich. Und die Leute hätten immer etwas zu lesen gehabt.“*

„Und warum hast DU es nicht gemacht?“

„Moses meinte, die Leute könnten nicht lesen. Das hatte ich vergessen.“

„Und dann?“

„*Ich habe ihm einen großen Zettel angeboten.“*

„Ja?“

„*Wollte er nicht. Er meinte, bei dem Scheißklima, was ich da installiert hätte, andauernd Hitze und Kälte und Überschwemmungen und Dürren, müsste es etwas Haltbareres sein.“*

„Deshalb die Steintafeln?“

„*Nein, nicht doch. Ich fand ja Ziegenleder besser. Es war reichlich vorhanden und leichter als Steine.“*

„Und Moses?“

„*Moses meinte, die könnten ihm zu leicht gestohlen werden. Also haben wir uns auf Steintafeln geeinigt.“*

„Deshalb also.“

„Ja schon. Aber damit hatten wir dann ein neues Problem. Wie sollte er die einhundertvierundsechzig Steintafeln mit den dreiundzwanzigtausendfünfhundertzweiundsechzig Sätzen alleine den Berg hinunter tragen?“

„Deshalb wurden es also weniger?“

„Ja. Moses wollte nur zwei Tafeln. Eine auf dem rechten und eine auf dem linken Arm. Schon auf dem Rücken wollte er keine dritte mehr tragen.“

„Warum denn das nicht?“

„Er meinte, man solle seinen Leuten niemals den Rücken zudrehen, denn ‘DU weißt nie, was sie dann tun’.“

„Darauf hast DU Dich dann eingelassen?“

„*Nicht gleich. Ich wollte wenigstens meine einhundertdreiundfünfzig Leitsätze auf die Tafeln schreiben. Das wäre technisch auch gegangen*.“

„Und warum hast Du es dann nicht getan?“

„Es hätte ihm zu lange gedauert, alles vorzulesen, und dann war ihm auch die Schrift zu klein.“

„Die Schrift zu klein?“

„Ja, sicher. Die Leute in den letzten Reihen sollten auch ohne Brille erkennen können, dass da etwas geschrieben stand. Vielleicht konnte ja doch einer lesen.“

„Deshalb also zehn?“

„Darauf haben wir uns dann geeinigt. Sein Argument war, wenn ich dem Menschen nur zehn Finger mitgegeben hätte, dann könnten die Leute auch nicht weiter zählen. Es war also mein Fehler.“

„Wieso Fehler?“

„Bitte: Mein Fehler. Wenn ich den Mensch mit einhundertdreiundfünfzig Fingern gemacht hätte...“

„Verstehe, DU musstest also nachgeben.“

„Ich weiß, zwischen dem einen Satz, den er wollte, und meinen einhundertdreiundfünfzig Leitsätzen war das ein schlechter Kompromiss. Aber immerhin noch besser als nur einen Satz. Obwohl...“

„Obwohl?“

„Ich wollte ja eigentlich lieber ‘Empfehlungen’, aber Moses wollte ‘Befehle’.“

„Und da habt ihr euch dann auf ‘Gebote’ geeinigt?“

„Ja. ‘Gebote’ kennen die Leute aus der Straßenverkehrsordnung. Man soll das tun, was geboten wird, aber wenn man es nicht tut, ist es auch nicht so schlimm.“

„Verstehe.“

„Ich wollte den Leuten doch nur Richtlinien geben. So selten wie ich da bin, sollten die Menschen schon alleine entscheiden müssen.“

„Aber die Praxis...“

„Ich weiß, wenn man etwas aus der Hand gibt und nicht ständig anwesend sein kann, machen die Leute dann doch das, was sie eigentlich vorhatten.“

„Du meinst, Moses?“

„Nicht nur den, auch seine Nachfolger auf dem Heiligen Stuhl.“

„Und was machen die?“

„Die sagen, ich hätte gesagt, dass die Leute ihnen glauben müssen, wenn sie sagen: ‚Alles hört auf mein Kommando’. Und, ich habe es gewusst, mit dem ‚mein’ meinen sie natürlich sich selbst.“

„Und was willst DU dagegen tun?“

„*Ich denke, ich suche mir bald eine andere Werbeagentur.“*

Auf Arbeit im Urlaub

Joseph

„Die Gedanken sind frei...“ war ein Protestlied der seinerzeit fortschrittlichen Burschenschaftler im 19. Jahrhundert gegen die fürstliche Zensur - und so ist es geblieben, insbesondere im kreativen Arbeitsurlaub eines Schriftstellers...

Verwundert betrachtete Justine die Handschrift auf dem Briefumschlag. Es war die Schrift von Joseph. Es konnte aber nicht seine Handschrift sein. Joseph war vor zwei Tagen gestorben. Tote schreiben keine Briefe.

Sie drehte den Umschlag auf seine Rückseite und dennoch stand es dort: Joseph Vertincourt, Haus der Literatur, Rue de Blanchet.

Unwillkürlich warf sie den Brief auf den Küchentisch, als könne sie sich von dem Gefühl befreien, eine kalte Hand berühre sie.

Am Nachmittag wurde die Veranda vom Sonnenlicht ausgefüllt. Justine fühlte sich, in der Geborgenheit der Wärme, stark genug, den Briefumschlag aufzureißen. Mehrere Blätter lagen in der gefütterten Papierumhüllung:

21.8.

Liebe Justine!

Du hast so lange nichts von mir gehört, weil mir die Worte fehlten, dir zu schreiben. Es klingt beinahe wie ein Scherz, dass einem Menschen, dem die Ehre zuteil geworden ist, ein Stipendium für das Haus der Literatur zu gewinnen, eben dort die Worte fehlen. Das Haus der Worte hat mich stumm werden lassen.

Nicht, dass es mir an Ideen mangeln würde, nein. Dieses Haus, der Garten, die Atmosphäre – alles ist eine Inspiration des Geistes, die ich zum ersten Mal erlebe.

Wenn ich früher nur hoch achtete, dass Grasset das Geld seines Literaturnobelpreises in diese Stiftung gab, um jungen Nachwachsautoren ein Stipendium und einem Aufenthalt hier zu ermöglichen – jetzt empfinde ich die wahre Begründung, den Respekt vor Grasset, der darum wusste, dass Schreiben einen Ort und einen Geist der Konzentration bedarf, den er hier für sich und andere geschaffen hat.

Ja, Grasset lebt hier unter uns Stipendiaten. Manchmal scherze ich, dass er König Artus sei und wir die Ritter seiner Tafelrunde – denn nur einmal am Tag, abends, haben wir die Verpflichtung, uns alle zum gemeinsamen Essen zusammenzufinden. Allerdings sind wir auch keine Zwölf sondern nur sieben Stipendiaten – aber wenn wir auch nicht mit dem Schwert kämpfen, so sind es doch die scharfen Klingen unserer Worte, die uns miteinander wetteifern lassen.

Diese zwei Stunden der abendlichen Tafelrunde sind unsere einzige Verpflichtung – sonst können wir den ganzen Tag und auch den weiteren Abend tun und lassen, was wir wollen.

22.8. / Gerade komme ich aus dem Park zurück, angefüllt mit Einfällen und Sätzen. Doch bevor ich versuchen werde, sie zu notieren, sollen sich die Gedanken klären dürfen und so schreibe ich dir noch ein paar Zeilen.

Gestern schrieb ich dir, dass wir tun und lassen könnten – außer der Tafelrunde – was wir wollen. Dabei vergaß ich nur eine andere, allerdings unwichtige Verpflichtung, dass die Einrichtung unserer Studios nicht verändert werden darf. Wie Grasset es mir bei der Ankunft erklärte, diene es unserer Konzentration – eine äußerliche Ruhe, die uns in ihrer ästhetischen Ausgewogenheit und Gleichförmigkeit den Raum unserer inneren Eingebungen umso reiner belasse.

Die ersten Tage hatte ich Schwierigkeiten, mich an die zylindrischen Formen zu gewöhnen, doch inzwischen fühle ich mich tatsächlich geborgen. Mein Schreibtischstuhl ist ein auf der Spitze stehender Kegel und das Licht über der Arbeitsfläche das Pendant dazu, so, dass ein Außenstehender meinen könnte, ich hätte eine große, spitze Mütze auf.

Ich erlebe es als Geborgenheit. Hilfreiche Ästhetik, die mich bei mir sein lässt, den quälerischen Prozess zu ertragen, von der bunten Oberfläche der

Dinge zu ihrem Kern vorzudringen, genau dieser Prozess, den mir Grasset prophezeit und zu dem er mich ermutigt hatte: der Prozess der Reifung.

Er meinte, was die anderen bestätigten, dass wir alle hier eine Metamorphose unserer selbst durchleben würden. Eine Verwandlung, die uns zuerst schweigsam werden ließe, dann verändern und erkennen lassen würde. Manche würden allerdings ihr Schweigen niemals beenden, keine Zeile mehr schreiben, andere würden den Schritt machen können, der sie sich dem nähern lässt, was literarische Qualität bedeute. Wie in einem Priesterseminar würden wir für uns selbst erleben, ob wir zum Schriftsteller berufen seien oder nicht.

So beschäftigt mich seit Tagen ein Satz. Ein einziger Satz: Die Größe der Aufgabe ließ ihn zuerst verstummen. ‚Größe der Aufgabe' – soll es bedeuten, die vorauszusehenden Schwierigkeiten, eine große Aufgabe zu lösen, oder ist die Aufgabe als freiwilliges oder erzwungenes Eingeständnis eines Scheiterns, eines Endens? Und ‚zuerst' – bedeutet es ‚als erster' oder ‚anfangs' und dann wieder eben nicht?

23.8. / Heute Morgen traf ich Durant, einen anderen Stipendiaten, zufällig am Grab von Chiraux – ein früherer Stipendiat, dem in der Verzweiflung seiner Metamorphose nicht nur die Worte, auch das Leben verloren gegangen war. Durant, der ihn von von St. Germain her kannte, erzählte von Chiraux, seiner Fröhlichkeit, seinem allmählichen Verstummen, seinem beginnenden Wahnsinn, indem er von Akkumulatoren redete, die ihm jede Energie absaugen würden. Durant und ich versprachen einander, auf uns aufzupassen.

24.8. / Heute Abend meditierte Grasset während der Tafelrunde über die Größe der Aufgabe eines Tuns. Ich war sehr stolz, dass ich auch schon über den gleichen Gedanken gegrübelt hatte, mit dem sich auch der große Grasset beschäftigte. Ist es nicht ein guter Hinweis, dass ich mich auf dem richtigen Weg befinde?

Viele der Gedanken, die immer sich mir am Schreibtisch nicht zu Worten formen wollten – Grasset hatte dafür wunderbare Sätze gefunden. Ich spürte keinen Neid auf das Genie von Grasset, allerdings - ich kann es dir

nicht begründen warum - hatte ich ein unbestimmtes Gefühl, ich sei bestohlen worden.

Warum empfand ich, dass Grasset sich mir nach der Tafelrunde ungewöhnlich freundlich zuwandte, so, wie er es nur selten tat. War ich überempfindlich? Eifersüchtig auf einen großen Geist, dem es gelang, wozu mir die Worte fehlten? Zumindest eines ist klar: dieser wunderbare Satz, von dem ich dir gestern schrieb, ist jetzt das geistige Eigentum Grassets.

25.8. / Am Vormittag traf ich wieder Durant am Grab von Chiraux. Es war es kein Zufall. Ich hatte angenommen, dass es einer der gewohnten Plätze Durants war und ich wollte die Abkapselung, in der wir uns alle gegeneinander verhalten, durchbrechen.

Durant äußerte sich beeindruckt über die Meditation von Grasset während der gestrigen Tafelrunde. Meine Bemerkung, er habe mir den Satz gestohlen, ließ ihn mich kritisch mustern.

Ich lachte ihn an und versicherte ihm, nicht von Akkumulatoren zu reden. Durant schwieg. Dann stand er auf, sammelte in Gedanken einige kleine Steine vom Weg auf und legte sie behutsam auf das Grab von Chiraux. Erst dann blickte er mich wieder an: Grasset hat auch mir bereits einige meiner Einfälle gestohlen. Ich habe bisher mit niemandem darüber gesprochen. Es war für mich immer sein Genie, es hat mich eher ermutigt, dass er Ähnliches dachte, wie ich selber. Und du meinst?

Ich nickte Durant zu. Ja. Grasset kann formulieren, aber betrachte es einmal genauer: formulieren kommt von Formular: das Grassetsche Formular, du kannst es meinetwegen auch Stil nennen. Was ihm fehlt, sind die Einfälle, die Ideen. Dazu hat er uns.

Durant war blass geworden. Dann hätte Durant sein Nobelpreisgeld für diese Stiftung verwendet, da die Stipendiaten das eigentliche Kapital waren, dessen er bedurfte? Durant hatte sich aufgerichtet. Lass uns ein Experiment versuchen. Ich grüble die nächsten Tage am Schreibtisch über den Satz: Kommt Zeit kommt Rat, und du über den Satz: Kommt Zeit kommt Tat.

So haben wir es verabredet, meine liebe Justine. In meinem nächsten Brief werde ich dir schreiben, was daraus geworden ist. Es grüßt und umarmt dich, Dein Joseph. □

A. S. S.

Das Ass unter den deutschen Reisebüros

Manchmal könnte man meinen, es gäbe keine Ecke in unserer Realität, die von den privaten Fernsehsendern nicht ausgeleuchtet werden würde.

Aber, was meinen Sie, was da noch so alles im Verborgenen blüht.

„Herzlichen Glückwunsch zur Auszeichnung als erfolgreichster Newcomer auf der Internationalen-Tourismus-Börse in Berlin."

„Danke, danke. Aber wir sind in unserer individuellen Nische des Reisemarktes ganz glücklich, wenn wir nicht so sehr im Licht der Öffentlichkeit stehen."

„Nun gut, dann betrachten wir unser Gespräch als vertrauliche Hintergrundsinformation."

„Gerne, denn wir wollen, wenn's beliebt, das Ass unter den deutschen Reisebüros bleiben."

„Deshalb auch die Abkürzung A. S. S.!"

„Nein. A. S. S. steht für **A**gentur **S**ui **S**ide."

„Ah ja, ich verstehe, Jedem das seine."

„Na ja, vielleicht oder so ähnlich, aber unsere Abenteuerreisen sind eben noch tatsächlich das, was die Kunden sich jeweils davon versprechen."

„Höre ich da eine Kritik an Ihren Kollegen, die per Katalog Abenteuerreisen anbieten?"

„Ja. Wenn ich bei Knickermann eine Himalaya-Abenteuerreise buche, hinfliege, dort per Jeep herumgefahren werde und das einzig Abenteuerliche sind die riesigen Scheißhaufen im Basislager der Bergsteiger am Fuße des Mount Everests: Nein, danke."

„Ja, aber..."

„Abenteuerreisen und Katalog – das schließt sich gegenseitig aus!"

„Bitte? Wollen Sie damit sagen, dass Sie keinen Katalog haben?“

„Ja.“

„Und wie können Ihre Kunden bei ihnen eine Abenteuerreise buchen?“

„Ganz einfach. Unsere Kunden vertrauen uns und wir suchen für Sie das passende aus.“

„So einfach!?“

„Na. ja, ganz so einfach ist das nun auch wieder nicht. Wir haben von unseren einzelnen Kunden per Fragebogen ein Psychogramm im Computer und können daher auf seine Abneigungen und Ängste ganz gezielt und speziell eingehen, so dass...“

„Bitte, haben ich Sie eben richtig verstanden?“

„Ganz bestimmt. Sehen Sie, was bedeutet denn ‚Abenteuer‘? Nervenkitzel, Aufregendes, Ungewöhnliches, kurz gesagt, das Gegenteil von dem, was die Menschen im Alltag erleben.“

„Dem kann ich folgen.“

„Gut. Dann fragen wir uns, worin besteht der Alltag der Menschen im Kern? Nun?“

„Arbeit. Deshalb ist Urlaub Faulenzen.“

„Faulenzen ist aber kein Abenteuer! Ich will es Ihnen verraten, Alltag bedeutet Risikovermeidung/Sicherheit und Planbarkeit. Was die Menschen im Abenteuer suchen ist das Risiko und das Überraschende, nicht Vorhersehbare. Alles das, was sie im Alltag nicht erleben und dort auch nicht erleben wollen. Dafür gibt es Abenteuerreisen.“

„Können Sie mir ein Beispiel nennen?“

„Nehmen wir die Sparte Schiffsreisen. Haben Sie schon einmal an einer Kreuzfahrt auf einem modernen Luxusliner teilgenommen? Höchste Sicherheit, alles geplant und das einzig Abenteuerliche ist der Bordtratsch, wer denn nun mit wem oder wer ins Bett geht. Mit einem Wort: Langweilig.“

„Und was würden oder könnten Sie als Schiffsreise anbieten?“

„Lassen Sie mich mal überlegen – ich kann ja schließlich nicht in einem Katalog nachschlagen. Nachdem die ‚Estonia' gesunken war, hatten wir sehr erfolgreich polnische Ostseefähren im Angebot. Das wurde dann jedoch kurzzeitig von der ‚Hanseatic' abgelöst, nachdem sie in der Nord-West-Passage auf Grund gelaufen war und alle Passagiere über das Festlandeis ausgebootet wurden. Unser augenblickliches Last-Minute-Angebot sind thailändische Seelenverkäufer, nachdem dort vorige Woche ein Schiff in Brand geraten war und es Tote und Verletzte gab. Falls ..."

„Halt, Stop! Sie wollen doch nicht etwa..."

„Alles, was wir unseren Kunden bieten ist Risiko und Unvorhersehbares, den Nervenkitzel, ob es wieder passiert oder nicht. Das ist unsere Schwäche und Stärke zugleich."

„Zugleich?"

„Ja, zugleich. Schwäche bedeutet, wie können immer erst im Nachhinein reagieren. Morgens wissen wir normalerweise nicht, wie sich die Präferenzen durch die Tagesschau abends verändern werden. Sehr nervig kann ich Ihnen sagen. Aber der Vorteil ist, dass wir für unser Klientel günstigste Konditionen bekommen, die wir zu guten Preisen am Markt unterbringen können."

„Und was heißt das in der Praxis?"

„Nehmen wir doch mal Ägypten oder die Türkei. Nach diesen wunderbaren Bombenanschlägen der islamischen Fundamentalisten – man könnte beinahe meinen, sie wären von uns bezahlt – wurden Unmengen bereits gebuchter Reisen storniert. Die Veranstalter reagierten sofort mit Sonderrabatten, wir schlagen auf den normalen Pauschalpreis nun einen kleinen Abenteuerzuschlag drauf, schließlich bieten wir nur die gefährdetsten Hotels an, in Kairo also beispielsweise gute Hotels direkt neben der Altstadt, am besten in der Altstadt, und die Sache rechnet sich für alle Seiten."

„Für alle Seiten?"

„Durchaus. Ich habe den Eindruck, dass Ägypten und die Türkei aufgrund ihrer ungelösten, vielleicht unlösbaren innenpolitischen Probleme für längere Zeit unser Spezialgebiet bleiben. Die Hotels können ihre Stornie-

rungen auffangen, unsere verehrten Stammkunden haben ihren Nervenkitzel und Abenteuer, wir unseren kleinen Extraprofit.“

„Und das ist es?“

„Sicher, deshalb sind wir ja auch das ASS unter den Reisebüros.“ □

Urlaubszeit

Nun konnte der Eindruck entstanden sein, als ob die Abenteuerreisen immer nur in der Ferne stattfinden und in unserem kultivierten, zivilisiertem Deutschland gar nichts los sei.

Das stimmt so nicht.

„Gertrude, hast du den Kaffee bereits eingepackt?“

„Ja, der steht in der weißen Kanne unter dem Handtuch, auf dem die Schnitten liegen, im Picknickkorb. Aber pass auf, dass du die gekochten Eier nicht zerdrückst!“

„Wo ist denn der zweite Koffer hin? Gestern stand der doch noch hier in der Diele? Bist du eigentlich bald mal fertig?“

„Nun mal langsam, bin ja schon da. Haben wir’s denn eilig? Was melden denn die Verkehrsdurchsagen?“

„Nu, noch ist kein Stau.“

„Siehste, ich weiß gar nicht, warum du so hetzt!“

„Also, ich pack dann schon mal die Koffer ins Auto, damit wir dann auch losfahren können und nicht noch mit Packen Zeit verlieren.“

„Nun warte, ich komm doch schon mit, damit wir auch gleich losfahren können. Wir werden schon rechtzeitig da sein, auch ohne dass wir uns beeilen.“

„Fahren wir wieder über’s Kamener Kreuz?“

„Ja, glaub ich schon, denn wenn wir Köln umfahren, haben wir bis Frankfurt auf jeden Fall freie Strecke.“

„Schalte doch mal das Autoradio ein.“

„Hast du gehört, Kamener Kreuz zwölf Kilometer Stau!“

„Habe ich dir doch gesagt. Darauf kann man sich blind verlassen."

„Guck mal da drüben. Hu! Hu!, Schimmelpfennigs stehen auch im Stau."

„Wie lange, meinst du, werden wir brauchen?"

„Mindestens acht Stunden. Da vorne soll ein LKW quer auf der Fahrbahn stehen und bis sie den weggeräumt haben... Das kann dauern."

„Toll, das wäre ja Familienrekord!"

„Willst du schon mal 'ne Schnitte essen?"

„Bitte. Und 'nen Käffchen. Jetzt wird's so richtig gemütlich. Guck mal, wie doof die da drüben aussehen."

„Und die da vorne erst, Haste geseh'n, was die für komische Sitzbezüge haben?"

„Ach, Gertrude, was wäre ein Urlaub ohne so'nen richtig schönen Stau?"

Der kurz gefasste Mann

1793

„Es lebe das Zeitalter der Vernunft!“, rief der Arzt dem Gefangenen fröhlich entgegen und dachte mit Abscheu an die barbarischen Methoden des Mittelalters.

Die Menschen in der Menge in Paris gaffte zu dem, den sie einst bejubelt hatten.

Der Gefangene sprach leise: „Was Sie tun, Monsieur, ist Gotteslästerung.“

Der Arzt lachte: „Ah, ba! Gott ist tot. Sind Sie bereit, Bürger Louis Bourbon?“

Der gefesselte König nickte gelangweilt: „Mich können Sie töten, Dr. Guillotin, aber nicht die Sehnsucht der Menschen nach einem Gott – und sei es in menschlicher Gestalt.“

„Ah, ba!“ Der Arzt stieß den gefangenen Monarchen auf das Brett des Fallbeiles: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit! Im Leben wie im Tode!“

1890

Unter den Hufschlägen eines Pferdes erzittert das blutdurchtränkte Gras der weiten Steppe und wiegt sich im Wind.

„Geroooooonimo!“ schreien die wispernden Gräser in ihrer Sehnsucht nach Sieg und Leben und können doch von ihren Wurzeln nicht lassen, denen das Blut der getöteten Indianer zum Lebensquell wurde.

1944

Generalfeldmarschall von Stolpen öffnete leise die Tür seines Elternhauses in Berlin.

Der schwere Ledermantel, die goldenen Rangabzeichen, sie lagen schwer auf seinen Schultern. Das Ritterkreuz mit Schwertern und Brillanten blitzte in dem blanken Glas des Spiegels.

Seine Mundwinkel zuckten. Der Kessel von Archowna. Die letzte Kuriermaschine hatte ihn als Befehlshaber noch ausgeflogen, er wurde gebraucht.

Der Kessel von Archowna: zwei Armeen, zehn Divisionen, einhundertzwanzigtausend Soldaten. Dem Tode geweiht. Müde schloss er die Augen.

Leise hörte er die helle Stimme seiner alten Mutter neben sich: „Willkommen zu Hause, mein lieber Sohn.“

Auf der Autobahn

„Gemach, gemach“, murmelte der Totengräber: „schließlich kommt ihr alle doch noch mal bei mir vorbei.“